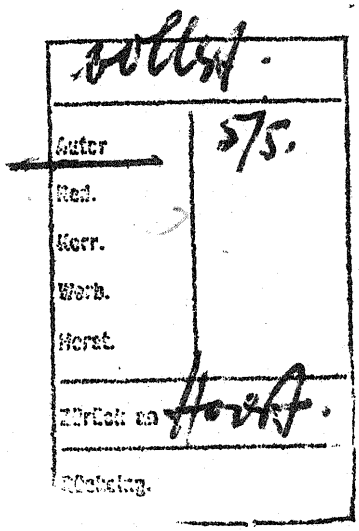
DAS KREUZ DER WIRKLICHKEIT

Erster Band

432



PRÜFABZUG
5. MAI 1950
BUCHDRUCKEREI
ERNST KLETT

Eugen Rosenstock-Huessy

DAS KREUZ DER WIRKLICHKEIT

EINE NACHGOETHISCHE SOZIOLOGIE

Erster Band

DIE KRAFT DER RÄUME

ERNST KLETT VERLAG
STUTTGART 1950

INHALT

EINLEITUNG

Der Generalnenner nach Goethe 9

VORWORT

I. TEIL: VERGEGENWÄRTIGUNG DER SOZIOLOGIE

1. Das Versagen des Namens 27
2. Das Selbstbewußtsein der Soziologen 35
3. Die Kämpfe um die Soziologie 40
4. Der erste Soziologe 46
5. Die Stunde der Soziologie 54

II. TEIL: DIE BRECHUNGEN DER WIRKLICHKEIT

1. Der wirkliche Raum und die wirkliche Zeit . . . 67
2. Einung (Rausch und Begeisterung) 70

Die Masse 70
Die Kraft zur Übereinstimmung 75
Gemeinwille und Freiwilligkeit 79

3. Spannungen (Sport und Kampf) 83
4. Bildung (Geselligkeit und Autorität) 90
5. Verwandlung (Kunst und Liebe) 96
6. Zusammenfassung 106
7. Das Studieren 108

III. TEIL: DIE ENTGEGNUNGEN AUF DIE WIRKLICHKEIT

1. Die Geschlechter des Menschen: Natur 117
2. Die Sprache des Menschengeschlechts 130

Taubheit der Seele 130
Begeisterung der Mitglieder 134
Konjugation der Zeiten und Räume 144
Das arme Kind und der Denker 157
Der Dialog des Deutschen Volkes 162
Meine geistige Existenz, nach wie vor 171
Syllogos oder die höhere Grammatik 203

3. Die Lebensalter: Kultur 206
4. Die Todesüberwinder: Seele 221

Unsere Selbständigkeit 221
Scham und Selbstüberwindung 224
Die Handlungen vom Tode her 226
Die Bahnbrecher 231

5. Der Mensch: Sozialpsychologie 236

SCHLUSS

1. Mythologie, Metaphysik, Romantik, Utopie (Soziologische Disziplin) 247
Die Gefahren des Weges 247
Die Mythen um die Zahl Vier und die Metaphysik 251
Romantik und Utopie 263
Kants Schöpfung der Soziologischen Disziplin . . 267
2. Das Kreuz der Wirklichkeit 276
Gegenseitig und Einsam 276
Nur Zeitenraum 288
Sigmund Freud und die Gewalt der Zeiten . . . 301

EINLEITUNG

DER GENERALNENNER NACH GOETHE

I

Wir Menschen sprechen miteinander und laufen voreinander davon. Der eine will jung sterben, der andere ewig leben. Da umarmen sich zwei und da töten sie um die Wette.

Cette race maudite, wie der vom Leiden gezeichnete alte Fritz uns nannte, ist also auf keinen gemeinsamen Nenner zu bringen. Täten wir das und sagten: alle Menschen, alle Dänen, alle Arbeiter, alle Emigranten, so passierte eine Art Wunder: Wer nämlich Menschen auf einen gemeinsamen Nenner festlegt, erreicht, wie der Volkswitz sagt, bestenfalls das Gegenteil: Der Festgelegte sagt sich von diesem Generalnenner los. Ja, er verbringt manchmal sein ganzes Leben und die Leben seiner Gruppe damit, den Generalnenner zu vernichten! Jedes Mitglied einer Gruppe lebt und stirbt im Kampf gegen den Generalnenner „Kriegsschuld", „Böhm", „Jud", „Chaiber Schwob", „Wälsch", „Prolet", „Provinzler" oder welches sonst die Nenner der Kollektive sein mögen. Mit Generalnennern und Kollektivetiketten kommen wir keinem Menschen bei, sondern durch sie reizen wir die Bestie im Menschen. Jedes Buch über Bünde, Verbände, Klassen, Nationen, Kirchen, welches mit Nennern arbeitet, erreicht bestenfalls das Gegenteil. Denn es reizt uns, das Gegenteil von dem zu tun, was der Nenner über uns vorhersagt.

Die Soziologie ist aber die Wissenschaft vom Menschen in der Mehrzahl, also von auf Nenner gebrachten Menschen. Eine Wissenschaft vom Menschen, die ihn reizt, anders zu werden, als die Wissenschaft ihn beschreibt, ist ein komisches Handwerk. Wissenschaft wird man sie schwerlich nennen. Die Soziologie ist also wohl keine Wissenschaft? Sie kann es nur werden, wenn sie jenen Reiz der Etiketten nicht ausübt.

In den zwei Bänden dieses Buches wird demgemäß der Reiz, das Gegenteil zu tun, auch dem Leser angedichtet. Ich mute dem Leser daher nicht erst zu, sich für durchschaut zu halten. Ich setze voraus, daß dies das Gegenteil erreichen würde! Und so schicke ich voraus:

Verehrter Leser, wir kennen uns nicht. Ich wenigstens kenne dich nicht. Aber ich bitte um den Gegendienst, auch mir zu glauben, daß du mich nicht kennst. Soziologie redet von unerkannt zu unerkannt. Wir sind einander so unerkannt, der Leser und ich, wie die meisten sogenannten alten Bekannten. Hielte ich dich für einen alten Bekannten, so wäre dies Buch sinnlos. Denn unsere alten Bekannten sind bekanntlich die

Leute, über die und von denen wir nichts Neues mehr zu erfahren vermögen. Ihnen gegenüber ist unser Erkenntnistrieb erloschen; deshalb nennen wir sie ja alte Bekannte. Aber nicht nur ist unser Erkenntnistrieb erloschen. Schlimmer ist, daß wir sie trotzdem für „gekannt" ansehen. Es gibt aber auch die umgekehrte Haltung. Der Menschenhasser will die Menschen nicht kennenlernen. Es gibt Schweizer, die erklären, sie wollten nie einen Deutschen kennenlernen! Ein ganzes Volk wird so zum großen Unbekannten. Aber selbst bei gutem Willen können wir weder alle Menschen noch einen einzigen Menschen ganz kennen. Der weise Mann wird sein Gegenüber als unbekannt gelten lassen. Freilich, je mehr solche X, Y, Z's ich zugestehe, desto weniger kann ich behaupten, ein Menschenkenner oder ein Soziologe zu sein. Denn da sind Zeugen gegen meine Wissenschaft alle die, deren Bekanntschaft zu machen ich nicht vermag. Eine Wissenschaft vom Menschen aber, die weiß, daß sie nicht vermag, große Teile ihres Beobachtungsmaterials kennenzulernen, ist eine merkwürdige Angelegenheit.

Nun, genau so steht es mit den Soziologen. Kein Mensch will jeden Menschen kennenlernen. Kein Mensch kann das. Alle Leser dieses Buches mindestens sind anders, als ich die Menschen hier beschreibe.

Der Leser und der Verfasser dieses Buches sollten sich also über diesen ersten Satz verständigen: Wir beide wollen und können nicht alle Menschen kennen oder „kennenlernen".

Gibt der Leser mir diesen Grundsatz zu, dann wird er die Anlage dieses Buches begreifen. Es ist nämlich nicht so geschrieben, als ob ich alle Menschen kennte oder kennen wollte oder als ob die Soziologie je alle Menschen wird kennen können. Der Grundsatz des Buches ist, daß die Soziologie auf einer teilweisen Kenntnis der Menschen beruhen muß. Der zweite Grundsatz folgt daraus durch bloße Umbetonung: Es ist der Vorzug der Soziologie gegenüber der vorwissenschaftlichen Menschenkenntnis, daß sie auf einer teilweisen Kenntnis ruhen will und soll. Der Soziologie ist nämlich nur deshalb erlaubt, die Wahrheit zu sagen, weil sie zugibt, weder alle Menschen noch einen einzigen Menschen ganz zu kennen. Nur eine solche Wissenschaft ist unschädlich. Eine Soziologie, die auch nur einen einzigen Menschen ganz zu kennen vorgibt, führt zur Weltrevolution. Marxens Behauptung, die Menschen zu kennen, macht jeden Friedensschluß auf absehbare Zeit unmöglich. Da eine solche Soziologie also bestenfalls das Gegenteil erreicht, so hebt sie sich selbst auf: In dem Augenblick, wo sie ihr Ziel erreicht, schlägt ihre Wahrheit bereits in ihr Gegenteil um; denn die beschriebene Gruppe ist bereits auf dem Wege, das genaue Gegenteil zu tun: Weil

das Proletariat erkannt war als die den Staat abschaffende Gruppe, errichtet es den Überstaat. Weil jeder die Juden als Händler kannte, sind sie nun Bauern.

Also kann die Soziologie, soweit sie echte Wissenschaft wird, nie eine Lehre von Generalnennern, Wortmasken, Etiketten werden. Der Leser und der Verfasser jeder Gesellschaftslehre stehen einander auf ewig gegenüber als halb bekannt und halb unerkannt. Ich bin dir die bekannte Größe A plus die unbekannte Größe X. — Halb unerkannt bist du mir ein Y. Aber etwas weiß ich doch von dir und insofern bist du mein B. Wir zusammen blicken drittens auf die übrige Menschheit als C plus Z.

Gnade uns Gott! Was tun wir mit drei Gleichungen mit drei Unbekannten? Die Menschen zerfallen in Soziologen, Studenten und erforschte Gruppen; A plus X, B plus Y, C plus Z ist der Ausgangsansatz dieses Buches über die Menschen, die das Buch „enthält", nämlich als Leser, als Schreiber und als Thema. Wie geht es von da weiter?

Ja, wie gehen wir von drei bekannten und drei unbekannten Menschen zum Bekanntwerden mit dem wirklichen Menschen weiter? Vermutlich doch, indem wir gehen! Der Mensch ist ein bewegtes Wesen. Bewegt, abwegig, wegfertig, unentwegt, beweglich, unbeweglich — auf Wegen sind wir immer. Zum Kriegführen wie zum Heiraten müssen wir uns auf den Weg machen. Daher geht dies Buch in Gedanken die Wege der bekannten und unbekannten Menschen A plus X, B plus Y, C plus Z nach, um so den wirklichen Menschen kennenzulernen. Wir wollen die Pfade, auf denen wir laufen und einander treffen, als das uns voneinander bekannte ABC auffassen. Aber wir lassen es offen, ob beim Ausgehen dieser Wege sich vielleicht herausstellen wird, daß etwa das X in dem Autor dem B seines Lesers Y oder dem C seines Themas Z entspricht. Dann wäre vielleicht, wenn wir Glück haben, auch dein Y, verehrter Leser, mein A oder das C des Themas „Mensch"? Damit wäre eine Beziehung zwischen dem, was ich von mir selber nicht weiß, und dem, was du von dir selber weißt, möglich.

Die Sache wird den Versuch wert sein. Aber dazu muß der Versuch eine redliche Suche sein, und die Wege müssen ernsthaft abgegangen werden. Von vornherein steht weder der Erfolg noch der Mißerfolg eines solchen Versuches fest. Soziologie ist eine riskante Sache.

II

Soziologie ist uns also die Lehre von den Wegen und Vorgängen des wirklichen, uns nur teilweise erkennbaren Menschen.

Während Geschichte den Rückweg in unsere Vergangenheit öffnet, Naturwissenschaft die Außenwelt entdeckt, Politik den uns bestimmten Weg bahnt, erforscht Soziologie die Zahl und Art aller dieser und anderer Wege. Sie geht diesen Wegen allen nach, weil auf ihnen Menschen sich verwirklichen. Soziologie hat also keine Vorliebe für einen Weg oder den anderen. Sie erforscht die Arbeitsteilung und das Geschlechtsleben, den Nationalismus und die Revolution, die Religion und die Künste und Wissenschaften, aber keine mehr als die anderen. Soziologie fragt umgekehrt als die Arbeitswissenschaft oder die Theologie. Sie fragt allen Wegen nach, auf denen der wirkliche Mensch getroffen wird. Und der Mensch, diese unfaßbare Abstraktion aus allen toten, kommenden, lebenden Geschlechtern, soll eben dadurch als ein wirklicher Mensch erwiesen werden, daß er keine Abstraktion bleibt, sondern auf alle seine Wege zurückverfolgt wird. Also fragt z. B. Soziologie dem Rückweg der Menschen in ihre Vergangenheit nach. Der zweite Band ist eine Universalgeschichte. Sie ist aus den Quellen gearbeitet. Ich habe keinen Satz darin einem Historiker nachgeschrieben, ohne selber die Quellen zu erforschen. Wäre ich Historiker, so hätte ich daraus viele Dutzende von einzelnen Dissertationen gestaltet. Aber der Soziologe fragt anders als die Historie. Denn obwohl ich rückwärts gegangen bin, kehrte meine Hauptfrage die der Historiker geradezu um. Ich fragte nämlich: Wie konnte der Steinzeitindianer so ahnentreu sein, und wie konnte ich trotzdem mit meiner Zukunft aus ihm hervorgehen? Wie kann der Mensch vorwärtsgehen, der doch auch sich ins Innere wendet oder gegen die Außenwelt kehrt oder abergläubisch wird? Soziologie muß ständig die Stelle sichern, wo wir den Rückweg in den Vorwärtsweg oder den Kriegspfad in Einkehr verkehren können. Soziologie muß darum die Wege von den Abwegen unterscheiden. Ein Weg wird Abweg, wenn von ihm keine Umkehr mehr vorgesehen ist. Denn Soziologie ist für das Wegnetz und Wegkreuz verantwortlich. Alle Wege müssen in einem Wegkreuz gegeneinander verkehrbar bleiben, sonst sind sie unwirklich. Des wirklichen Menschen werden wir nur habhaft, wenn er uns auf allen seinen Wegen begegnet. Sie sind aber nur seine Wege, wenn er sie gehen kann.

Soziologie wundert sich daher vor allem, daß der Mensch entweder umkehren kann oder abwegig wird.

Soziologie unterscheidet danach die wirklichen von den unwirklichen Menschen. Und sobald sie diese Unterscheidung übt, entdeckt sie, daß der wirkliche Mensch keinen einzigen Weg an und für sich zurücklegen kann. Er muß immer imstande bleiben, ihn auch in der umgekehrten

Richtung zu gehen. Die Erstbesteigung des Matterhorns endete in einer Katastrophe; aber die Katastrophe trug sich beim Abstieg zu. Der Rückweg gehört mithin zum Hinweg. Also ist der bloß einmal in einer Richtung gegangene Weg für die Soziologie noch unwirklich. Sie hat es mit gebahnten Wegen zu tun.

Der Unterschied zwischen bloßen Wegen und gebahnten Wegen führt uns ins Herz der Frage: Was für eine Art Grundverfahren besitzt die Soziologie? Die Soziologie braucht eine andere Grundwissenschaft als die Naturwissenschaften. Die Naturwissenschaften sprechen Mathematik. Mathematik ist für eine Lehre von unseren Wegen nutzlos. Mathematik sagt z. B., die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten ist eine gerade Linie. Till Eulenspiegel sagt: Der kürzeste Weg ist nicht der kürzeste Weg. Till Eulenspiegel ist der bessere Soziologe. Wirkliche Wege wirklicher Menschen auf der wirklichen Erde, sogar Autobahnen, müssen Biegungen haben. Die Mathematik wird irrig, wendet man sie auf unsere die Mathematik produzierende Rasse an. Der Mensch erfindet Mathematik. Ihm selber kann mit ihr aus eben diesem Grunde nicht beigekommen werden! Ja, du kannst von A nach B auf der geraden Linie eilen, aber nur einmal. Soll es ein gebahnter Weg werden, dann ist die Mathematik der schlechteste Ratgeber. Denn wirkliche Menschen müssen Umwege machen, damit sie umkehrfähig bleiben. Wirkliche Menschen kehren um; z. B. wechseln wirkliche Menschen zwischen Geschichtsbüchern und politischen Hetzartikeln ab. Sie kehren also von Wegen in die Vergangenheit um zu Wegen in die Zukunft. Auch wechseln wirkliche Menschen zwischen Krieg führen, arbeiten, spielen, beten, schlafen ab. Die Arbeitswissenschaft, Sportkunde, Liturgiewissenschaft, Heilkunde fassen je einen Weg ins Auge: Soziologie aber kümmert sich um das Wegekreuz. Die Soziologie erstaunt darüber, daß so viele Wege dem wirklichen Menschen offenstehen und offenbleiben.

Dies Buch legt also unsere Wege, Umwege und Abwege, unsere Umkehrungen, Wiederkehren und Verkehrungen dar, weil es ja eine Soziologie ist. Eine solche Lehre von wirksamen und verwirkten Wegen kann nicht kurz sein. Selbst die vorliegenden zwei Bände sind eher zu kurz als zu lang.

Aber kein vernünftiger Mensch wird zwei lange Bände lesen wollen, ohne von vornherein kurz ins Bild gesetzt zu werden.

So möchte ich hier die Ergebnisse beider Bände vorwegnehmen, die sich vorweg nehmen lassen.

Die beiden Bände heißen *Die Kraft der Räume* und *Die Gewalt der Zeiten*. In diesen Titeln ist das wichtigste Ergebnis ausgesprochen.

Denn wenn alles gut geht, so geht der Leser seiner wichtigsten Vorurteile durch „das Kreuz der Wirklichkeit" verlustig. In diesen beiden Bänden über Räume und Zeiten, ja in aller Soziologie verfangen die Denkzangen nicht, an die du, Leser, glaubst: Zeit und Raum, Geist und Natur, Objekt und Subjekt, Leben und Tod sind vier Begriffspaare, mit denen du mich zu begreifen glaubst. Mit diesen Begriffen bleibe ich dir unbegreiflich, und bleibt alle Soziologie unbegreiflich.

Soziologie ist weder objektiv noch subjektiv, weder Geist noch Natur, weder Zeitdatum noch Raumding, weder des Todes noch des Lebens. Deshalb gehen wir über alle Philosophien hinaus. Genauer: Wir fangen genau da an, wo die Philosophien aufhören.

Da aber die meisten Menschen, wenn sie an „den Menschen" denken, von Philosophie strotzen, so wollen wir hier warnen. Die vier grundlegenden Philosophien sind Idealismus, Materialismus, Nihilismus und Existentialismus. Alle vier sind impotent, wenn es sich um die Erzeugung eines Wissens von uns Mitmenschen, uns voreinander davonlaufenden und einander umarmenden und immer nur halb kennenden Menschenvölkern handelt.

Jenseits des Punktes, wo ihre Erkenntnis aufhört, fangen wir notgedrungen überhaupt erst an. Und ein Schema mag wie eine Warnungstafel unsre Jenseitigkeiten am Eingang aufstellen. Nimm deine Philosophie nicht mit, möchte ich sagen, weil keine Philosophie auf unsre lebensnotwendige Unbekanntheit baut! Wir stellen die Thesen der Philosophen voran, und dann folgen die Sätze dieses unseres „Kreuzes der Wirklichkeit", die über sie hinausgehen.

Der Soziologe widerspricht also keiner Philosophie, aber er kann mit ihr immer nur anfangen, und dann muß er weitergehen. Er spricht und schreibt „metaphilosophisch", das heißt da, wo das Philosophieren aufhört.

Idealismus		*Kreuz der Wirklichkeit*
Es gibt Zeit und Raum.	Ja, aber:	Weder Zeiten noch Räume stehen jemals im Singular.

Materialismus		*Kreuz der Wirklichkeit*
Es gibt eine Welt der Sinne.	Ja, aber:	Jeder Sinn führt auf eine besondere, die anderen Sinnes-Welten ausschließende Welt. Es gibt mehrere Sinneswelten.

Nihilismus Der Mensch ist Nichts. Nichts hat Sinn.	Ja, aber:	*Kreuz der Wirklichkeit* Jeder einzelne Mensch kann überhaupt nur zustande kommen, nachdem er in Nichts zerfallen ist.
Existentialismus Jeder Mensch ist nur ein einziges Mal da.	Ja, aber:	*Kreuz der Wirklichkeit* Jeder Mensch ist nicht nur ein einziges Mal da, sondern verlangt auch noch für dies Eine-Mal die Geltung als Ein-für-Alle-Mal. Wir alle sollen die Bücher der Existentialisten lesen! Weshalb denn? Doch weil sie ~~alle mal existiert möchten~~ ein für alle mal existiert haben möchten.

Das Kreuz der Wirklichkeit überbietet die vier -ismen, weil wir sonst niemals zu dem wirklichen Menschen vordringen könnten. Dankbar erkenne ich indessen diese vier Ausgangspunkte und Anknüpfungspunkte an. Ohne sie kann niemand heute wirksam denken. Aber einer Soziologie sind sie nicht radikal genug, weil keiner den Leser, das Thema und den Autor vereinigen kann. Ich beginne da, wo sie aufhören, weil der Leser mich unaufhörlich beunruhigt, und weil mich und den Leser zusammen beunruhigt, was aus den übrigen Menschen wird, während wir miteinander reden.

Die Arbeitsteilung der menschlichen Gesellschaft beunruhigt mich. Bald bin ich einer von denen, über die du liest und sprichst. Oder heut bin ich im Falle des Redenden. Diese Unruhe, inwiefern der Autor und sein Thema und seine Leser auswechselbar sind, ist also das Formgeheimnis jeder Gesellschaftslehre. In jeder Gesellschaft können die Rollen wechseln. „Autor, hüte dich! Fangen wir dich, so zwangen wir dich", sagen alle soziologisch behandelten Menschen. Diese Unruhe bringt uns auf den letzten Punkt. Weshalb ist diese Soziologie eine nachgoethische?

Während dies Buch auf seine Leser gewartet hat, sind 1932 und 1949, die beiden Goethedaten, herbei- und vorübergezogen. Für Goethe war ein „Vorgang" genau das, was er für uns ist, die Geburtsstunde des aus dem Nichts neu ins Leben gerufenen Menschen. Goethe teilt weder den Geistbegriff der Idealisten und Materialisten noch ihren Naturbegriff. Er teilt aber auch nicht die Vorstellung des Nihilismus, daß immer erst etwas da sei, was der Verstand hinterher vernichten könne.

Nein, es ist „nichts" da. Dazu brauchte es also nicht den Herrn Nihilisten. Goethe schließlich ist auch kein Existentialist. Denn der Existentialist leugnet, daß jeder einzelne seinen Brüdern ein Beispiel gibt, auf daß sie gesetzlich leben können.

Goethe weiß, daß durch die Sinne, in die wir zerfallen, wir dem uns neu erschaffenden Gott in unsern Busen trauen müssen. Gerade die Sinne sind die Einfallstore Gottes. Goethe weiß, daß alles in Nichts zerfallen muß, wenn es im Sein beharren will. Goethe weiß, daß es ein Uralphabet von Kräften gibt, was ich „die höhere Grammatik" nenne.

Mit Goethe nimmt man dort Aufenthalt, wo die neuen Fragen nach dem wirklichen Leben sprießen. Dies Buch ist andererseits nur nachgoethisch. Nichts steht in diesem Buche, weil Goethe es gesagt hat. Der verkehrte ihn, der seine Einsichten durch Goethe bewiese. Goethe läutert unsere Einsichten; er beweist sie nicht. Aber sie werden zu zwei Sichten, und stereoskopisches Sehen ist eine Wohltat. Genau dies gewährt Goethes Auge, wenn es sich unserem Auge gesellt.

Deshalb ist es eine Lust, nachgoethisch leben zu dürfen; wenn du nämlich Goethe in die Geschichte des Kreuzes hineinrechnest, dann wird die schöne Schöpfung von Adam über Christus zu Goethe wunderbar helle, und die Wege werden augenscheinlich und wirksam, die kurz vorher noch wie jenes „Im Anfang war das Wort" theologisch eingesperrt waren. Goethe hat die Uroffenbarung und alle spätere Offenbarung weder erweitert noch verändert. Aber zugänglich gemacht hat er sie dem Ungläubigen wie dem Gläubigen. Die grammatische Methode verdankt mithin Goethe ihre Aussprechlichkeit. Goethe hat die tiefsten Wahrheiten der wirklichen Menschen nicht beurkundet wie Christus oder verheißen wie Abraham. Aber er hat sie befürwortet. Worte wie „In principio erat verbum", „Hoc est corpus meum", „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", hatten nur im Raum der Kirche Autorität. Sie galten für wahr, weil so die Kirche lehrte. Seit Goethe wissen wir, daß die Kirche so lehrt, weil es wahr ist. Für den nachgoethischen Soziologen sind die großen Wahrheiten nicht nur wahr, weil sie einmal offenbart sind. Nach Goethe sind sie bereits immer und ist der wirkliche Mensch und sein umkehrbares Wegekreuz genau so mit Händen zu greifen wie vor Goethe nur für den Kirchgänger. Zum Beispiel „Im Anfang war das Wort". Das ist nun wahr; und wir begreifen gar nicht mehr, daß jemand je anders gedacht hat. Es ist nun ein für allemal wahr, ohne Unterschied der Konfession. Für Türken und Juden allemal wahr. Nachgoethische Soziologie spricht also nach Goethe, ohne doch Goethe nachzusprechen. Die akademische Welt der Objekte und

NB. Die Zeilen sind durcheinandergeraten. Bitte austauschen gemäss Bezifferung. NB

Subjekte, der Natur und des Geistes zerfällt ihr in Nichts. Und die neue Schöpfung des wirksamen Menschen gibt diesen Marterinstrumenten des Denkens einen harmlosen Platz unter den Sehenswürdigkeiten unserer menschlichen Leidensgeschichte. Denn Goethe hat den alten Spruch des Evangeliums überzeugend befürwortet: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr." Dadurch erhellt sich unsere Leidensgeschichte; sie vereinfacht sich. Am Ende des zweiten Bandes finden sich der Verfasser und sein geduldiger Leser befreit von den bisherigen Umwegen der Geschichte, Religion und Politik und auf die neuen Wege nicht nur hingewiesen, sondern auch angewiesen. Nichts als diese Wege sind uns übrig. Dabei ist das Wegekreuz wichtiger als irgendein bestimmter Weg, die Umkehr von einem Weg zum anderen geht den wirklichen Menschen mehr an als dieser oder jener Weg. Darin besteht der Wiedergewinn der Freiheit. Unsere Freiheit besteht darin, unausgesetzt neue Zeiten und neue Räume abzuteilen.

Soziologie ist ein Weg zum Wiedergewinn dieser unserer Freiheit über Räume und durch Zeiten.

Wo du dich für einen Europäer oder für einen Amerikaner hältst, kann schöpferische Not dir deine Planetenheimat als deinen Urraum zeigen. Wo du dich für einen Zeitgenossen Hitlers hältst, kannst du in die Wirklichkeiten deiner Zeit mit Machtgebärde einbrechen. Deine Zeit und dein Raum erwarten dich.

Wie sagten wir am Anfang? „Wir Menschen sprechen miteinander und laufen voreinander davon. Wir sind auf keinen gemeinsamen Nenner zu bringen. Wir sind einander immer nur teilweise bekannt."

Aber diese beiden Bände heißen *Die Kraft der Räume* und *Die Gewalt der Zeiten*, weil wir unser Miteinander, unser Voneinander und unsere Anteilnahme frei bestimmen. Auf den Wiedergewinn dieser freien Bestimmung zielen beide Bände.

Und so darf am Ende der Einleitung verraten werden, wovon es denn doch einen Generalnenner und eine Bekanntschaft gibt. Die Menschen sind sich nie ganz bekannt. Aber die Fesseln, die Ketten, die Mauern und den Stacheldraht, die Bande und Verbände, die Zeitalter und Epochen, die uns bezaubern, alle die Abwege aus der Freiheit, die sollen wir auf einen Generalnenner bringen, und die sollen wir ganz und gar kennen. Denn das ganz Bekannte ist tot. Im Kreuz der Wirklichkeit wird unser gemeinsames Leben aus den Banden des Todes befreit.

ERSTER BAND

DIE KRAFT DER RÄUME

VORWORT

Dieser erste Band des *Kreuzes der Wirklichkeit* lag in erster Auflage im Jahre 1925 gedruckt vor. Er trug den Titel *Soziologie I, Die Kräfte der Gemeinschaft,* und der zweite Band, *Die Mächte der Geschichte,* war vertragsmäßig vorgesehen.

Er war von mir schon 1916 entworfen worden, und Band I war sozusagen als Brücke von der herrschenden Soziologie zu der mir vorschwebenden eingeschoben worden. Es kam aber nicht dazu, über die Brücke auf das neue Ufer hinüberzutreten. Herr de Gruyter hatte sich so etwas wie eine Neuauflage der Simmelschen Soziologie erwartet, also jener Soziologie, die nicht am wenigsten die geistige Abraumkultur jener Zeit verkörperte. Ich hatte ihn mit meinem ersten Band nicht so sehr enttäuscht, als vor ein völlig unerwartetes Novum gestellt. So bat er mich, von einem zweiten Band um Gottes willen abzusehen.

Die Brücke in eine datierte, lückenausfüllende, glaubenvoraussetzende, farbenbekennende Soziologie blieb also ohne ihren neuen Brückenkopf. Selbst die Lehren, die — einmal eingesehen — schwerlich für etwas anderes, denn als ein für allemal gemachte Entdeckungen gelten sollten, wie die Entdeckung, daß es weder Zeit noch Raum in der Einzahl gibt, diese Kant und Einstein überwindende Entdeckung, blieben ungenützt.

Ich habe immer diesen ersten Band für mein bestes Buch einfach im Sinne der Architektonik eines Buches angesehen, und es tat mir leid um ihn. Es ist mir bei dem Versteckspiel, das die Welt mit mir getrieben hat, oft wunderlich gegangen. Die Nichtexistenz der *Soziologie I* für die gelehrte und ungelehrte Welt ist eine der größeren Wunderlichkeiten.

Meine Freunde vermuten nun, daß die Zeiten sich geändert haben. Ernst Michels Zuspruch hat mich veranlaßt, mich nochmals auf die Arbeit einzulassen. Ich bin auf alles gefaßt. Der Text ist bis auf kleine Einschübe der alte mit drei Ausnahmen. Eine in den Vereinigten Staaten über fünfzehn Jahre ausgebildete Vorlesung *The Circculation of Thought* veranlaßte mich zu einer Erweiterung auf S.** ff. Denn der Platz des Studierens innerhalb der Welt des Spiels ist in Europa so gut wie unbekannt. Der blutige Ernst der Schulen mußte als Verirrung dargetan werden. Das Kapitel „Die Sprache der Völker" ist durch ein neues, „Die Sprache des Menschengeschlechts", ersetzt. Von dem alten Kapitel habe ich nichts zurückzunehmen, und vor allem, die dort ge-

gebene Widerlegung der aristotelischen Dreiteilung und die Einführung des „witternden" Menschen ist im Zeitalter einer „riechenden Philosophie" eigentlich hoch aktuell.

Daß ich trotzdem das neue Kapitel einsetzte, hängt mit der tiefen Krisis aller Sprache, vor allem der deutschen Sprache, und sogar des Namens deutsch zusammen, und auch mit dem eigenen Verlust der Muttersprache durch meine Überpflanzung nach Amerika im Jahre 1933. Der äußerste Ernst mußte nunmehr an die Stelle der etwas leichteren Behandlung im Jahre 1924/25 treten. Nur unter dieser Bedingung konnte es mir sinnvoll erscheinen, in Deutschland nach 11 Jahren wieder zu Worte zu kommen.

Ein weiterer Abschnitt wurde wegen des zweiten Bandes notwendig. Er macht die Wahrheiten des ersten Bandes gebrauchsfähig für den zweiten. An einem scheinbar geschichtslosen Menschen, an Siegmund Freud kristallisiert unsere Lehre von der Geschichte an. Immer noch sehe ich diesen ersten Band als eine Brücke an, eine Brücke, auf der es hinübergeht in die fast zerstörte, fast verleugnete Geschichte des Menschengeschlechts und auf den klar bestimmbaren Platz der eigenen Zeit in dieser Geschichte des Raumwerdens der Zeit.

~~Immer noch sehe ich diesen ersten Band als eine Brücke an, eine Brücke, auf der es hinübergeht in die fast zerstörte, fast verleugnete Geschichte des Menschengeschlechts und auf den klar bestimmbaren Platz der eigenen Zeit in dieser Geschichte des Raumwerdens der Zeit.~~

Als der Held, der dem Volke Israel das gelobte Land aufschloß, wird der genannt, dessen Name lautet: Gott schafft Raum. Als der Osterheld kam, trug er denselben Namen: Gott schafft Raum, und fürwahr, sein Raum wurde die Ökumene.

Gott schafft Raum, weil er die Zeiten schafft. Die Parteien der Gesellschaft bilden sich ein, daß der Raum an sich existiert. Die Kräfte der Gemeinschaft hingegen bilden erst einen Sinn für die rechte Zeit in sich aus, und sie wissen, daß sie alsdann von selbst in passende Räume hineingebildet werden.

Wir standen am Ende eines raumbesessenen Jahrhunderts der Natur und der Nationen, als dies Buch das Verhältnis von Zeit und Raum umzukehren sich unterfing. Fünfundzwanzig Jahre sind vergangen. Der Raum der „Natur" hat sich mit Krieg, Verfall, Krisis, Revolutionen zerstört. Jetzt ist es kein Unterfangen mehr, die Umkehrung des Verhältnisses von Zeit und Raum zu lehren. Die Zeit ist nicht die vierte Dimension des Raumes. Die Räume bilden sich, wenn die Zeit erfüllt

wird. Für die akademische Welt sollte dieser Satz genügen, um das Buch zu klassifizieren. Für den geplagten Zeitgenossen aber mag dieser Satz tröstlich klingen, und ich hoffe tröstlich genug, damit er weiterliest und sich selber in diesen Blättern wiederfindet.

Mena House an der Cheops Pyramide

8. Februar 1950

Eugen Rosenstock-Huessy

T Dann wird er diesen Räumen
geben, was ihnen gebührt. Aber
die Übermacht des Raumes der
Welt wird ihn nicht mehr
lähmen. Er wird sich als
das Zeitwort wissen, dem
weder Pyramiden noch
Atombomben den Atem
rauben, weil ihm weder
das Weltalter der Pyramiden
noch das Weltalter der Atombom-
ben das Ende der Zeit
bedeuten. Der fertig vorliegende
Zweite Band kann ihn dann
ohne Umstände aussprechen.

ERSTER TEIL

VERGEGENWÄRTIGUNG DER SOZIOLOGIE

1. Abschnitt

DAS VERSAGEN DES NAMENS

Man hört jetzt oft in Gesprächen schriftlich oder mündlich jemand sagen: „Das muß man eben soziologisch verstehen." Juristisch läßt sich z. B. die Riesenrolle des Beamtentums nicht erklären, wohl aber soziologisch. Ethisch läßt sich die Empörung der heutigen Jugend gegen ihre Eltern nicht verstehen, wohl aber soziologisch. Philosophisch kann man nicht begreifen, weshalb Amuletts getragen werden, wohl aber soziologisch. Politisch sind die meisten Parteiprogramme heute unverständlich, nicht aber soziologisch. Nur soziologisch ließ es sich zwischen 1918 und 1933 verstehen, daß dieselben Burschenschaften, die gesungen hatten „Das Band ist zerschnitten, war Schwarz, Rot und Gold, und Gott hat es gelitten, wer weiß, was er gewollt", daß diese selben Schichten die Farben Schwarz-Rot-Gold mit besonderem Haß anspieen.

Diesem Jemand erscheint also das „Soziologische" als ein wahres „Sesam öffne dich!" für sehr viele sonst unverständliche Vorgänge. Aber dieser selbe Jemand wird meist in große Verlegenheit kommen, wenn er sich über das, was er mit dem Soziologischen meint, näher äußern soll. Was denn soll man sich unter Soziologie vorstellen? Es kann sich bei dieser Frage nicht darum handeln, was unter diesem Namen im Konversationslexikon steht. Sondern die Frage sei als die umfassende Frage genommen: „Wie gewinnt ein Name, über den ich plötzlich stolpere, wieder die innere Selbstverständlichkeit und Vertrautheit, mit der ich ihn vor der Stockung handhabte, wie wird er mir wieder — und nun bewußt — in meinen Gedanken, in Rede und Schrift — geläufig?

Einen seltenen Stein, eine Pflanze, ein Ding — die bringe ich dir. Du siehst sie an. Nun kennst du sie. Du kannst sie dir jetzt vorstellen. Sie werden dir durch Betasten, Begreifen und Anschauen vertraut und geläufig.

Auch einen Begriff der Schule oder der Wissenschaft kann ich dir übermitteln, indem ich ihn dir „evident", innerlich anschaulich und begreiflich mache. Alle Theorie verfährt so. Es ist aber unmöglich, einen Namen bloß theoretisch oder bloß sinnlich geläufig zu machen; und so ist es bis heute auch nicht gelungen, die Soziologie theoretisch zu erfassen, trotz zahlloser Anläufe.

Die meisten Bücher über Soziologie bleiben darin stecken, daß jemand auf vielen Seiten sagt, was er sich unter Soziologie denkt, und was

man sich daher seines Erachtens unter ihr vorstellen sollte. Aber schon kommt ein anderer und entwickelt eine andere Theorie. Jeder also kann sich anscheinend unter Soziologie etwas anderes vorstellen. Die Theorie hat daher nicht die Kraft, den Namen wieder gesprächsfähig zu machen, also so geläufig, wie ihn unser Jemand doch einmal verwenden konnte. Die Theorie versagt hier.

Danach wird die Soziologie wohl zu den unanschaulichen Größen unseres Lebens zählen — wie die meisten Namen. Unsere Frage lautet daher jetzt schon genauer, ob es denn solche Größen gibt?

Alle Theorie ist augenbesessen. Man schließt zwar vielleicht die leiblichen Augen, aber nur um sich um so klarer innerlich etwas „vorzustellen", um es genau und von allen Seiten zu „betrachten". So erfaßt man am deutlichsten die Idee (das ist Bild, Ansicht und Gesicht) der Sache. Die Sache zeigt sich dem inneren Auge klarer als dem bloß körperlichen Sinneswerkzeug. Alsdann ist man aufgeklärt, der Sachverhalt hat sich aufgehellt durch Theorie (d. h. deutsch: Schau) und nun kann man sich aus der reinen Theorie, aus diesem Zustande der Betrachtung, der reinen Praxis zuwenden. Die theoretisch gewonnene Einsicht beherrscht nun das Wandeln. So gelangt man z. B. von der theoretischen Erfassung der chemischen Elemente zur praktischen Analyse, von der Theorie der Mechanik zur Konstruktion einer Maschine. Was man innen erfaßt hat, kann man nach außen wenden und in dieser Anwendung siegreich der Außenwelt die innere Theorie aufprägen.

Aber unsere Augen — es seien nun die äußeren oder die inneren — mögen noch so viele Einsichten und Aussichten erschließen, sie mögen die Dinge von allen Seiten betrachten, eines vermögen sie nicht: sie können nie den sehen, der da sieht! Im Märchen wird von der Prinzessin erzählt, die aus ihren dreizehn Fenstern alles, aber auch alles auf dem Erdenrund sehen konnte, und die doch mit ihrer Kunst scheiterte, als der prinzliche Freiersmann sich ihr als Kätzchen in die Haarflechten setzte. Geradeso versagt die „Schau" des Menschen bei der Erfassung dessen, was den Hintergrund hinter all seiner Sehkraft und unter seinem Bewußtsein ausfüllt. Dies Hinterland unseres wirklichen Menschen ist aber nichts anderes als alles das, was mit uns in Liebe oder durch Leidenschaften anderer Art verbunden ist: also das liebe Ich, das geliebte Du, der verhaßte Er, die gefürchtete Sie usw.

Diese Verbindung im „Hinterland" weigert sich aller Theorie. Denn diese Mächte wallen und wogen unruhig und wechselvoll darin. Und uns bleibt nur, in uns hineinzuhorchen, um sie rauschen zu hören. Und es bedarf dessen meist nicht einmal. Diese Gewalten sprechen aus uns,

wir mögen wollen oder nicht. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Das wird also niemals sichtbar, sondern es wird in uns laut! Durch die Augen und die Theorie erfassen wir, was für unsere Empfindung von draußen, aus der Natur, stammt: Sven Hedins Karte von Tibet macht uns den Fleck Erde anschaulich, den er entdeckt hat; oder Lichtbild und Zeichnung vergegenwärtigen uns die entferntesten Kulturen. Auch uns selbst können wir gelegentlich so kalt als Natur betrachten, eben unseren Körper können wir so anatomisch und physiologisch uns zur Anschauung bringen — aber niemals das, was aus uns spricht. Der Schrei, mit dem die rechte Mutter vor Salomos Richterstuhl das Band offenbart, das sie und ihr Kind verknüpft, der allein bringt ihr und dem König die Macht der Liebe zum Bewußtsein, die sie beherrscht. Der Redner des Volksfests will durch seine Ansprache die wirklichen Gefühle zum Erklingen bringen, die alle Festgenossen mit ihrem Volk verknüpfen. Der politische Kämpfer will die Dinge beim rechten Namen nennen, die unser Leben wirklich bedrohen oder vergiften oder stocken machen. Und ihre erste Wirkung auf einen Menschen äußern alle diese Wirklichkeiten, indem sie ihn, den Sprecher, zum Sprechen bringen. Er ist ein Teil ihrer Wirkung! Sie haben Macht über ihn. Sie nicken ihm zu wie Schutzgeister oder Dämonen. Genien und Gespenster sind die Mächte, die uns zum Reden zwingen. Denn wir müssen sie beschwören.

Schließe ich nun die Augen, um mich zu besinnen, was Soziologie sei, so habe ich nur und nichts als den Namen übrig. Die naive Sicherheit, mit der ich das Wort im Gespräch eben noch verwendet habe, ist mir zerbrochen. Es ist mir jetzt plötzlich unbegreiflich, mit welcher Kühnheit ich es — und zwar richtig — handhaben konnte. In diesem Augenblick versagt sich mir das vorher noch lebendige Wort. Die Wirkung versagt. In Erinnerung ist mir in diesem Augenblick einzig der Sprachgebrauch, also die Tatsache, daß hier ein Name besteht und von mir fordert, daß ich ihn mit Leben, mit Sinn erfülle. Der Name — das merken wir uns — ist der Strohhalm, an den sich das ertrinkende Leben klammert, damit ich es rette, damit ich es mir, gerade weil es Abschied genommen hat, ins Gedächtnis zurückrufen kann. Wenn ich nun anfange nachzudenken, so wirkt die Wirklichkeit auf mich nachträglich doch noch und durch die Einschaltung des Widerstandes vielleicht um so nachdrücklicher. Über die Brücke des Namens treten die Mächte des geschichtlichen Lebens in mein Bewußtsein, bekannte wie unbekannte, damit ich sie dann, wenn die naive Sicherheit geschwunden ist, kraft der wir über sie gewöhnlich sprechen, am Namen wiederentdecken und

wiedererkennen kann. Die Tatsache, daß sie einst von mir im Sprechen genannt und heraufbeschworen worden sind, dient nun im Zustande des Nach-denkens, des Hinterher-denkens, des ihnen Nach-sinnens als Beweis für ihre Macht. Sie klingen in mir nach. Ich habe ja z. B. mit dem Schlagwort „Soziologie" operiert, um mich verständlich zu machen. Damit hat sich dies Wort bereits als tätige Macht meines Lebens erwiesen. Wo also Namen nachgetrauert und nachgesonnen wird, da war eine Macht vorhanden, die über Menschen herrschte, die Menschen erfüllte, die im Menschen so stark wirkte, daß er davon reden mußte und nur mit ihrer Hilfe sich zurechtfinden konnte. Viele Soziologen tun so, als bedenke ihre Wissenschaft eine namenlose Welt. Großes Unglück ist aus diesem Irrtum entstanden. Die beiden Weltkriege verdanken ihre Scheußlichkeit der Namensimpotenz der Gebildeten. Denn in einer namenlosen Welt darf man alles kurz und klein schlagen, weil wir ohne Namen Ungeziefer werden, und dann verzweifelt jeden, der noch einen Namen hat, zum vergötterten Führer erheben. Der menschlichen Familie mag oft die Stimme verschlagen sein, aber erst in diesem Zeitalter wurde die Hoffnung auf neue Namen brutal und bewußt abgeschnitten; als Dollfuß absichtlich ohne Trost in der Sterbestunde gelassen wurde, und als die Umgebung des „Führers" ihm aktiv durch Tage hindurch zu seinem Selbstmord half, da versagte nicht der Glaube an die alten Namen, sondern sogar die Hoffnung, je wieder rechte Namen zu finden. Im Selbstmord versagt uns nicht nur die Stimme, sondern die Erwartung, je wieder die rechten Namen zu hören. Beihilfe zum Selbstmord als Amtspflicht ist daher eine unerhörte Neuigkeit.

Der Wirklichkeit, die uns aus Namen entgegentritt, kommen wir also niemals durch abstrakte Begriffe näher. Das ist eine Erkenntnis von großer Tragweite. Viele Soziologen haben dagegen verstoßen, indem sie mit Vorliebe unbenannte Beispiele einer A-Kraft und einer B-Beziehung eines Herrn X, der den Herrn Y trifft, konstruieren (ähnlich den „Fällen" der Juristen und dorther entlehnt). Die Wirklichkeit kennt aber keine Wenn und Aber, keine X und Y! Erst muß der Zustand, die Begebenheit, das Leben nach Nam' und Art, Ort und Datum vergegenwärtigt werden, ehe man hinterher aus ihnen irgendwelche Erkenntnisse ableiten kann. Die benennende, die Dinge beim wirklichen Namen nennende Vergegenwärtigung ist also die Voraussetzung all unserer Gedanken über die Wirklichkeit. Vorher sind wir eben in der Unwirklichkeit. In Wirklichkeit verändern Jahr und Tag, Ort und Umgebung jede Wirklichkeit nicht nur in irgendeiner Hinsicht, sondern vollständig. Die Wirklichkeit will immer neu vergegenwärtigt werden.

Soziologie kann daher nichts mit Begriffen anfangen. Die Welt der Namen, die es wieder zu entdecken gilt, weil sie sich vor unserem Nachdenken gleichsam versteckt, weil wir sie plötzlich verloren haben und nach ihr suchen — sie steigt nicht durch Theorie, sondern nur durch Vergegenwärtigung vor uns wieder auf.

Die Gesetze einer vollständigen Vergegenwärtigung gilt es also innezuhalten.

Nicht definieren, sondern vergegenwärtigen ist unser wissenschaftliches Geschäft! Nam' und Art, Ort und Ursprung sind die Elemente der Vergegenwärtigung. Den Namen wissen oder hören wir als erstes. Danach äußert sich die Art, genauer die Eigenart in den eigenen Äußerungen des Namensträgers über sich selbst, im Selbstzeugnis. Drittens wird uns nur die Wirklichkeit vertraut, deren Platz in der Außenwelt, im Raum nachgewiesen wird. Das vierte aber ist die Genealogie, die Abstammung oder, wie wir sagen wollen, „der Ursprung", der bei jeder Wirklichkeit erfragt wird.

Eins und zwei und drei erzählt wohl auch der Märchenerzähler! Mit diesen Punkten entscheidet sich's noch nicht, ob der Erzähler phantasiert oder berichtet, dichtet oder erforscht. Wissenschaftlich hat daher das Erzählen nie sein wollen noch können. Denn zur Wissenschaft gehört Nachprüfbarkeit. Daher ja soviel Lügen über Menschliches umlaufen: Erzählen kann man viel. Die Geschichte als Wissenschaft hat daher noch Punkt 4, die Erkenntnis des Ursprungs, hinzugenommen, und räumt bekanntlich tausendjährigen Schutt weg, um „die Quellen" und „Ursprünge" klarzulegen. Das war ein großer Fortschritt. Aber das Lügen hat nicht aufgehört. Die Historiker von heute lügen entweder mit oder sie hören auf zu vergegenwärtigen und bleiben in den Quellen stecken. Es muß also noch ein Moment hinzukommen: eine Frage, die der Historiker nicht ausdrücklich beantwortet, die aber die Frage aller Fragen ist, muß der Soziologe fragen, ehe er seine Vergegenwärtigungsaufgabe gelöst hat.

Die entscheidende Frage, durch die Erzählen kontrollierbar wird, ist die nach der Stunde, in der erzählt wird. Das ist nicht zu verwechseln mit dem Standpunkt des Erzählers. Denn über den täuscht sich der Erzähler allzu gern selbst. Nein, die Stunde der Erzählung von Wirklichem gibt an, ob das Erzählte selber der Erzählung mit zuhört oder ob es als alte versunkene Märchenwelt, oder auch als fremdes Rätselland vor dem Erzähler steht. Wir werden dies Grundgesetz aller Soziologie, daß man nur mit Angabe der Stunde jede Vergegenwärtigung recht hören kann, wegen seiner Wichtigkeit durch das ganze Buch hin-

durch immer neu prüfen und kennenlernen. Hier wird ein Beispiel am schnellsten erläutern, was wir meinen.

Das Beispiel sei die Soziologie selbst. Wir betrachten sie als etwas Wirkliches. Wir wollen also erfahren, was Soziologie, dieser bloße Schall und Rauch eines Namens, als wirkliche Macht sei. Der Name ist da. Nun haben wir vorerst zu erzählen, was die Soziologen selber über ihr Wollen und Wesen aussagen; diese Äußerungen ihrer Eigenart führen uns in das Innere.

Dann gilt es den Ort der Soziologie von außen zu bestimmen, ihre Heimat inmitten anderer Wirklichkeiten. Die Außenseite wird deutlich an den Widerständen werden, auf die sie trifft. Der Kampf unserer Gegner begrenzt uns, er weist uns unseren Platz in der Welt an. Die Widerstände gegen die Soziologie erzählt also ein weiterer Abschnitt.

Sind die Fragen nach dem, wie sich innerlich die Soziologen vorkommen, und nach dem, was die Gegner von außen als Soziologie bekämpfen, beantwortet, so kommen die beiden Fragen zeitlicher Natur. Beide sind aber unter sich wieder entgegengesetzt. Die eine fragt nach dem Ursprung. Wer ist Ahnherr, Schöpfer, Urbild der Soziologie? Die Antwort hierauf steht nicht etwa in der ganzen langen Geschichte vom Jahre X bis zum Jahre 1948, sondern nur in der Erzählung vom „Geburtstag", von dem Eintritt, von der Entstehung oder Abstammung. Dieser Unterschied ist durch die moderne Geschichtsschreibung fast in Vergessenheit geraten, die Ursprung und Entwicklung zusammen als vergangene Geschichte erzählt.

Wir aber trennen Ursprung und Entwicklung. Denn nur der große Vorgang der Geburt, des Ursprungs ist bei bloßer Rückwärtswendung zu begreifen. Je größer der Eindruck dieser geschichtlichen Erscheinung, desto mehr gilt es nun zu fragen, welcher Stunde der Geschichte gehört sie an? Wie ist ihr Datum im Verhältnis zu unserer Lebensstunde? Fällt sie einfach als ein Stück Vergangenheit vor unser eigenes Leben. liegt sie als unerfüllte Vision noch vor uns, oder gehört sie mitten in unsere gegenwärtigen Kämpfe hinein? Sind die Erscheinung und wir Zeitgenossen, so müssen wir uns erklären, ob unsere Zeiten sich einfach decken oder ob sie uns älter oder jünger als wir erscheint. Wirkt sie als Ziel oder als Vorstufe auf uns? Anders ausgedrückt: Der Erzähler erzählt anders, ob er am Grabe oder noch vor der Verwirklichung oder einfach in Gegenwart dessen spricht, von dem er erzählt. Bei Menschen äußert sich das unmittelbar im Stil: Den gegenwärtigen redet man ja an. Bei Mächten der Wirklichkeit muß man sich ausdrücklich darüber erklären, ob man sie als unsere Herren und Meister oder

unsere Schüler, als früher oder später anredet. Denn auch da spricht das Mitunslebende anders aus uns als das für uns Vergangene.

Auf vier verschiedenen Gedankenbahnen, in vier verschiedenen Betrachtungsweisen, sozusagen in vier verschiedenen Stilarten muß der Name auf das hinter ihm liegende Leben zurückverfolgt worden sein, ehe sich ein geschichtlicher Name wieder mit der Macht in unserem Bewußtsein erfüllt hat, die unser Nachdenken vermißte. In vier Stilarten oder Tonarten müssen seine Elemente aufklingen, ehe wir wieder so aufhorchen, wie damals, als wir einfältig sprechend das Wort so schlicht verwandten, wie es in uns aufbrach. Solch mehrfaches Bemühen erst gibt uns den „richtigen Begriff" davon. Diese Tonarten enthüllen das Innen seines Trägers, das Außen seiner Natur, nach rückwärts seinen Ursprung, nach vorwärts seine Notwendigkeit.

Damit haben wir die grundlegende Erkenntnis für alles soziologische Verfahren gewonnen: Eine Gewalt, der Menschen gehorchen und die in ihnen wirkt und laut wird, kann nicht durch theoretische Vorstellung noch durch sinnfälliges Vor-die-Augen-Bringen geistig wiedererfaßt werden. Es bedarf dazu einer Anstrengung, an der die verschiedenen Kräfte unseres Geistes von dem zwiespältigen Selbstbewußtsein, von der ordnenden und systematisierenden Anschauung bis zum historischen Taktgefühl und der eigenen Verantwortung, wie sie schon in jedem Gedanken an den sich versagenden Namen schüchtern anklingt, teilnehmen.

Diesen Namen, der aufgehört hat, selbstverständlich
zu wirken, bewahrt das Gedächtnis. ~~für uns~~
Sein Leben findet sich wieder im Selbstbewußtsein
seiner Träger, die sich reflektierend spalten.
Einordnen in die Außenwelt kann ihn der vergegenständlichende Blick, der ihn im Gegensatz zu anderem sieht.
Seinen Ursprung ertastet das ~~im Zusammenhangsein~~
~~bleibende Mitleben~~, geheimnisvolles Auftreten vernehmen.
Die künftige Wirkung wird von der persönlichen Anerkennung seines
Wertes ~~Mitwirkung~~ abhängen.

Für die verschiedenen Vorgänge, die in diesen Sätzen beschrieben werden, werden wir künftig kurze technische Ausdrücke gelegentlich in Klammern beifügen. ~~Die nähere Begründung der damit geschaffenen Terminologie wird im Schlußteil stattfinden. Sie erklärt sich schon an dieser Stelle im wesentlichen von selbst.~~ Die Selbstbezeugung der Träger heißt notwendig Reflexivum, entsprechend dem Vorgang der Selbstbesinnung, Reflexion auf sich selbst. Das Entgegentreten

Die Mitverwirklichung kann H als geduldige, teilnehmende und empfangende Hinnahme des schon Überlieferten, Gebieterisch-ursprünglichen Gelten (Passivum) (Trajectivum)

der Widersacher, das der Sache zur äußeren Vergegenständlichung verhilft, ist das Aktivum. Die Wege des ~~Erlebnisses~~ Kommenden neben sich davon ab als ein ge[illegible] des Verhalten [illegible] Die Mitverwirklichung kann ~~(im Gegensatz zu den Schulbegriffen des Substantivs und der Substanz als Transsubstantivum bezeichnet werden)~~ Die Ausdrücke sind übrigens für unsere Darstellung nebensächlich und nur aus Gründen wissenschaftlicher Verknüpfung mit späteren Problemen ~~notwendig~~ ratsam.

Für uns ist das sachliche Ergebnis wichtig, das wir vor dem Eintritt in die Soziologie selber gewonnen haben.

Die soziologische Erkenntnis hat zum Träger nicht den philosophischen Kopf, sondern „dich mit deinem ganzen Herzen und deinem ganzen Vermögen". Und sie kann grundsätzlich und methodisch nur diesen Träger haben.

Dies ist ihr Unterschied gegenüber aller Naturerkenntnis und aller Philosophie. Die Dinge der materiellen Natur draußen und die theoretischen Begriffe der geistigen Überlieferung sind da, ob ich will oder nicht, ob ich mich um sie bemühe oder nicht bemühe. Sie sind objektiv, gegenständlich, und daher bereit, von mir als Subjekt verständig wahrgenommen und begriffen zu werden. Das sogenannte Subjekt, das erfordert wird, ist nur der philosophische Kopf.

Alle Gewalten und Gestalten des geschichtlichen Lebens hingegen verändern sich eben dadurch, daß ich in die Zahl derer eintrete, die sich mit ihnen befassen. Und deshalb gehört die Erkenntnis, wie sie auf mich wirken und wie gerade ich zu ihnen stehe, als notwendiger Bestandteil in das Verstehen dieser Mächte hinein. Nicht wegen meiner Person, sondern um den Machtbereich jener Gewalt kennenzulernen, ist das interessant. Sie hat also auch mich, oder sie hat mich nicht! Das Bewußtsein, das ich mir von den Mächten, denen ich gehorche, erwerbe, ist nur um den Preis zu erwerben, daß ich mir meine Abhängigkeit von ihnen — in welchem Ringen und Mühen diese sich äußern mag — eingestehe. Ehe ich nicht weiß, daß sie in mir leben, daß sie über mich herrschen, durchschaue ich sie nicht. Denn es ist ein Teil ihres Wesens und ihrer Macht, daß ich von ihnen ~~spreche und~~ ihren Namen im Munde führen muß. Von Gott z. B. muß man reden, ob man will oder nicht. Man kann ihn leugnen oder man kann ihn bekennen — das gilt gleichviel. Immer läßt sich seiner nur gedenken, indem man mithilft, ihn zu töten oder ihn lebendig zu machen. Das Urteil über lebendig oder tot ist begreiflicherweise das wichtigste Urteil des soziologischen Prozesses! Alle Soziologie muß so den Mut aufbringen, jenes Fünftel oder Viertel der eigenen Stellungnahme des Soziologen auf-

zunehmen, damit dadurch die anderen drei Viertel glaubhaft werden. Das „überwältigte" Viertel ist der Teil, mit dem die Wirklichkeit in uns hineinreicht. Nur deshalb aber gewinnen die anderen drei Viertel den Gehalt echter Erkenntniskraft, weil sie aus dem Munde von jemandem stammen, der „überwältigt", also Träger oder Gefäß jener Gewalt heißen darf. Diese Überwältigung erst verleiht den anderen Tonarten den Klang der Wirklichkeit. Es ist also nicht die Anmaßung des Soziologen, der mit „Erlebnissen" prunkt, sondern es ist die Bescheidenheit dessen, der sich überwunden gibt, die zur Einschaltung des soziologischen Mitwirkungsbegriffs führt. Erst dann kann man unsere persönliche Leidenschaft und Blindheit ermessen und abziehen, wenn wir das nicht gleich selbst aus eigener Kraft vorweg tun wollen. Die von uns selbst von vornherein behauptete Sachlichkeit ist unkontrollierbarer Schein. Wer spricht, in dem muß der Strom und die Woge des Geistes immer Gewalt behalten. Nur ein anderer späterer, sei er das auch selber, kann läutern, was aus ihm hervorbricht.

Soziologie entspringt aus der Leidenschaft, nicht aus der theoretischen Gleichgültigkeit. Damit ist sie nun allerdings in Gefahr, nicht mehr als Wissenschaft sich behaupten zu können. Und diese Gefahr ist in der Tat riesengroß vor den Soziologen aufgetaucht.

Wenn wir uns daher jetzt den einzelnen Fragen zuwenden, deren Vielheit von innen, außen, rückwärts, vorwärts uns die Soziologie als wirkende Lebensmacht erschließen soll, so wird sich gleich zeigen, daß es das Sträuben gegen die Erkenntnis vom machtschaffenden und machtzerstörenden Charakter aller Soziologie gewesen ist, welche bisher die Soziologie zum Schmerzenskind des europäischen und zum Skandal des amerikanischen Geisteslebens gemacht hat.

2. Abschnitt

DAS SELBSTBEWUSSTSEIN DER SOZIOLOGEN

(REFLEXIVUM)

Jede unbefangene geistige Tätigkeit spaltet sich in Gegenspieler und Gegensätze. Jede Wissenschaft zerfällt in Schulen. Denn unser Bewußtsein, „zwei-felnd" wie es ist, entzweit uns mit uns selbst dialektisch. Es gibt beide Möglichkeiten frei; es kennt kein Entweder-Oder. Auch

wenn ich mich dann für den einen der beiden Wege am Scheidewege entscheide, so bleibt in mir doch das Wissen um den anderen Weg, den ich nicht einschlage, obwohl er auch da ist. Meine Entscheidung ist also eine Betonung der einen Seite. Diese muß durch ein Gegenstück ergänzt werden, in welchem die andere Seite abgeschwächt wird. Das Innere soziologischer Tätigkeit, ihr „Leben", äußert sich also notgedrungen in einem Widerspiel der „Richtungen". Durch diese Richtungen erweist sich Soziologie als lebendig.

Die beiden Hauptrichtungen gilt es nun kurz zu bezeichnen. Soziologen wie Dunkmann, Vierkandt, Wiese ließen sich gern philosophische Soziologen nennen. Das ist etwas sehr Auffallendes, ja Bizarres: denn es wird der Trennungsstrich also zwischen Philosophie und Geschichtsphilosophie hervorgehoben. Ältere Unterscheidungen waren spezielle und universalistische oder allgemeine und vor allem: formale und inhaltliche Soziologie. Der glänzendste Vertreter der formalen Soziologie ist in Deutschland Georg Simmel gewesen.

Simmel nun hat die Formen, in die das gesellschaftliche Leben die Individuen verstrickt: den Streit, die Freundschaft, die Geselligkeit, untersucht. Dabei hat er aber die geschichtlichen Inhalte durchaus nicht vernachlässigt. Nur der Ton lag auf der Formenerkenntnis. Sie war der Pol, um den sich seine Schüler und Mitforscher, aber auch die französische Schule der Tarde und Durkheim sammelte. Sieht man aber zu, was das beliebte Wort Form hier rechtfertigt, so findet man, daß es mißbräuchlich verwendet ist. Der Flirt, die Nachahmung, die Gemeinschaft, das Schwergewicht der Masse, und was alles da erforscht wird, das sind ja nicht Formen und noch weniger, wie man gemeint hat, „Beziehungen", sondern es sind eher Kraftlinien, in die hinein Menschen im Laufe ihres Lebens verstrickt und verwirkt werden können. „Formen" sind etwas Sichtbares, sind Kleider für Inhalte. Gemeint sind aber hier die sinngebenden Elemente von Lebensvorgängen, durch die das Leben gerade erst Inhalt bekommt! Solche nennen wir Kräfte oder Gewalten. Denn sie verhüllen den Sinn nicht als Form, sondern sie haben die Gewalt der Sinngebung als Konstituenten jedes wirklichen Menschentums. Mut und Gehorsam, Geltungstrieb und Schulgeist etwa sind „Kräfte". Aber es begreift sich, daß der Soziologe gern von Formen oder von philosophischer Soziologie spricht. Denn die Potenzen sind etwas Formales, Philosophisches, weil sie etwas bloß Mögliches sind. Das Wesen einer „Potenz" ist, daß ihr Maß und ihre Bedeutung für die Wirklichkeit zunächst unbestimmt gelassen werden. Diese Unbestimmtheit aber ist das Wesen jeder nichtgeschichtlichen

Betrachtung. Man „abstrahiert" von Maß und Bedeutung, wo man Kräfte — oder Formen — anordnet. Die Zerlegung in Kräfte ist notwendig, um unter die bestimmten Vorgänge der Wirklichkeit hinunterzugreifen in den Bereich der unbestimmten Möglichkeiten. Diese Zerlegung geschieht wie alle Analysen, um eine Vereinfachung des Denkens zu erlauben. Eine solche Vereinfachung hat sich aber nicht herbeiführen lassen, solange die Kräftesoziologen nach Formen oder nach Beziehungen zu suchen glaubten. Die Wiesesche Tafel der „Beziehungen" bezeichnet in ihrer Uferlosigkeit den Zusammenbruch dieser Bemühungen. Es gilt daher, eine zwingende Anordnung dieser zahllosen „Formen" durch ihre Gliederung in wenige „Kräfte" aufzuzeigen. Der Griff unter die Wirklichkeit herunter wird nur dadurch gerechtfertigt, daß man bestimmte Kräfte am Werke, nicht aber zahllose Formen da sein läßt.

Die Kräftesoziologen sind „philosophisch", „geisteswissenschaftlich" und überwiegend „streng theoretisch" eingestellt. Ihnen gegenüber stehen die „allgemeinen" oder „inhaltlichen" oder „universalistischen" Soziologen; ihr A und O ist die Geschichtsphilosophie. Eingestandener- oder uneingestandenermaßen wollen sie mehr als Philosophie: sie wollen Gesetze des gegenwärtigen oder gar zukünftigen Geschehens ermitteln. Sie sind daher Reformer, Weltreformer, Menschheitsreformer, Staatenreformer, vor allen Dingen aber Gesellschaftsreformer. Man könnte also den Formsoziologen die Reformsoziologen gegenüberstellen, wenn uns nicht der Mißbrauch des Wortes „Form" schon gewarnt hätte. Die Universalisten wollen Wissenschaft in der Tat nur treiben wie ein rechter Arzt die Heilkunde. Sie wollen Gesellschaftsformung durch Entdeckung der gesellschaftlichen Kräfte. Aber sie wollen Gestaltung schlechthin, nicht gerade nur „Reform".

Daher stellen wir richtig den Kräftesoziologen die Gestaltungssoziologen gegenüber. Der erste Theoretiker unserer Wissenschaft, Auguste Comte, war Gestaltungssoziologe größten Stils. Er hat die großen geschichtlichen Gestalten der Kirche, der Staatenwelt und der Gesellschaft zur Synthese zwingen wollen. Die späteren haben den gigantischen Plan beschränkt. Aber mindestens eine, nämlich die jüngste Großmacht der Geschichte, die sogenannte „Gesellschaft", pflegt über alle Soziologen dieses Pols mächtig zu sein. Ein charakteristischer Vertreter dieser Richtung ist Franz Oppenheimer. Die Soziologie ist bei ihm aufs engste mit den ökonomischen Lehren verknüpft. Auch sonst haben gerade die Nationalökonomen immer wieder sich um die Soziologie bemüht (J. J. Wagner, Schäffle, Marx, Max Weber). Da nämlich

die moderne Gesellschaft die Ordnung der wirtschaftlichen Kräfte ist, so würden die ökonomischen Lehren und eine gestaltende Gesellschaftslehre, die womöglich gerade den gesellschaftlichen Kräften zur Alleinherrschaft verhülfe, in der Tat im Innersten zusammenhängen.

Eben deshalb ist schon mehr als einer darauf verfallen, daß es nicht sinnlos sei, einen echten Zusammenhang zwischen dem Sozialismus und der inhaltlichen Soziologie einzuräumen. Denn der Sozialismus erstrebt mit politischen Mitteln Gesellschaftsordnung. Gestaltungssoziologie ist demnach die Strategie, wo der Sozialismus der Taktiker ist. Der sozialistische Soziologe wird noch einen Schritt weitergehen. Da er die Gesellschaft für die einzige Ausdrucksform der Geschichtsvorgänge hält, wird seine Wissenschaft zur Universallehre aller geschichtlichen Gestaltung überhaupt werden. Die sozialistischen Gestaltungssoziologen verlangen also gleichsam alles und jedes von ihrer Wissenschaft. Die Formalsoziologen sind umgekehrt eben als solche meistens Nichtsozialisten und ärgern sich über den universalen und ach so „unwissenschaftlichen" Reformfanatismus der anderen Richtung. Die gegebene soziale Wirklichkeit sei ein viel zu verwickeltes Ganzes, um sie von einer einzigen Wissenschaft in Bausch und Bogen erschließen lassen zu können. Man müsse sich begnügen, den vielen Einzelwissenschaften wie Geschichtsschreibung, Rechtswissenschaft, Theologie, Kunstwissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, Psychologie, Ethik usw. eine „Formenlehre des sozialen Geschehens", als eine Wissenschaft unter vielen, an die Seite zu setzen. Sehr wohl, sagen dagegen die Universalisten, begreifen wir das Dasein der vielen Einzelfächer. Aber sie alle vergessen das Ganze des sozialen Geschehens. Und diese Einheit ist es, die wir retten, betonen, in die Welt rufen, weil eher die Gesellschaft aus ihrer Zerstückelung nicht genesen kann.

Die Polemik beider Richtungen zeigt aber auch, was beide verbindet. Sie greifen entweder unter die Gebiete der übrigen Wissenschaften und Menschen herunter oder darüber nach oben hinweg. Diese Gebiete befassen sich jeweils mit einer einzelnen Gewalt des Lebens, wie Recht, Religion, Wirtschaft, Kunst usw. Der Kräftesoziologe greift unter sie und sucht einheitliche Kräfte, die auf alle diese Gebiete sich entladen und verzweigen; der Gestaltungssoziologe will die Bedingtheit all dieser Gebiete selbst vom Gestaltungsziel her zeigen. Sie werden ihm bloße Kraftfelder eines einzigen Systems. So kommen wir für die Soziologie im Ganzen zu dem Schema einer Ellipse, in der die bisherigen Einzelgebiete der Wissenschaft zwischen den Brennpunkten der soziologischen

Arbeit zerglüht werden. Der Abbau erfolgt am Pol des Kräftesoziologen, der Neuaufbau am Brennpunkt der Gestaltungssoziologie.

Beide, mögen sie sich gegenseitig noch so gründlich verachten und bekämpfen, arbeiten einander in die Hände. Beide werden getragen vom Glauben an ein Uralphabet von Kräften, an eine — wenn auch noch so verborgene — Algebra dieses Kräftespiels. Sie teilen diesen Glauben mit Goethe. Goethe hat den Ausdruck selber geprägt: Er war fast siebenzig Jahre alt, als er sagte: „Wenn man das Tun und Treiben der Menschen seit Jahrtausenden erblickt, so lassen sich einige Formeln erkennen, die je und immer eine Zauberkraft über ganze Nationen wie über die einzelnen ausgeübt haben, und diese Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tausend bunten Verbrämungen dieselben, sind die geheimnisvolle Mitgabe einer höheren Macht ins Leben. Wohl übersetzt sich jede dieser Formeln in die ihm eigentümliche Sprache, aber der aufmerksame Forscher setzt sich aus solchen Formeln eine Art Alphabet des Weltgeistes zusammen." (*Gespräche* 29. April 1818.) Beide verarbeiten zwischen ihrer Analyse und ihrer Synthese, zwischen „Philosophie" und „Geschichtsphilosophie" die Gebiete bisheriger Wissenschaft, um hinter ihre Gestehungskosten zu dringen. Das Kostengesetz der Wirklichkeit, wieviel Kraft, was für Kräfte sie kostet, ist das gemeinsame Problem aller soziologischen Richtungen. Ob Recht, ob Kunst, ob Sport, ob Politik, die Soziologen fragen nach den Kräften, die davon verzehrt und die dafür festgelegt werden. Für jedes solches Gebiet müssen Kräfte abgezweigt und zur Verfügung gestellt werden. Jenseits dieser Abzweigungen muß sich wieder ein Gesamthaushalt all dieser Einzelkräfte ahnen, finden, aufstellen lassen.

Die wichtigsten Gestehungskosten aber — auch das ist Gemeingut der Soziologen — sind Menschenleben. Alle Gebiete wie Religion, Wirtschaft werden zu Gebieten dadurch, daß sie sich bestimmter Menschenleben bemächtigen und ihnen gebieten.

Die Soziologie stellt daher für jedes dieser Gebiete dieselbe Frage: Wer lebt davon? Welche Menschen, was für Menschen sind der Leib dieses Gebildes? Wen ergreift es? Wen stößt es aus? Menschenleben, Teile von Menschenleben als lebendige Bausteine einer Institution, die werden erfragt, wo man eine Institution „soziologisch" betrachten will. Die Soziologie stellt die Frage nach den Gestehungskosten der menschlichen Ordnungen.

Da nun Menschenleben ablaufen, unablässig verlaufen, wachsen, sterben usw., so sind die Kosten immer menschliche Lebenssekunden, vom Augenblick über Tag und Jahr zu viertel, halben und ganzen

Lebensläufen. Das Kostengesetz des Geistes, der aus Fleisch und Blut seine Gestalten baut, ist letzten Endes das Problem der Soziologie.

Die Kostenfrage ist also dem Kräftesoziologen und dem Gestaltungssoziologen gemeinsam. Jener analysiert mehr den einzelnen Posten in der Rechnung, dieser stellt die Gesamtrechnung auf.

Dieses ganze Problem einer Rechnungslegung widerstreitet nun dem Geist der übrigen Wissenschaften, in die sich das Wissen vom Menschen bisher gliedert. Und diese Außenwelt hat daher schwerwiegende Anklagen gegen die Soziologie vorzubringen. Dabei wird es sich erst zeigen, wie das Treiben der Soziologen auf die Außenwelt wirkt, und hiervon hängen ja die Chancen ihres Tuns wesentlich ab.

3. Abschnitt

DIE KÄMPFE UM DIE SOZIOLOGIE

(AKTIVUM)

Die Vertreter der sogenannten Geisteswissenschaft sagen der Soziologie viel Übles nach. Sie sehen mit Mißbehagen, daß die von ihnen mühsam erforschten Einzelheiten in das Prokrustesbett großer sozialer Entwicklungshypothesen gezwängt werden, die in zwar leidenschaftlichen, aber auch unbewiesenen Behauptungen gründen. Der soziale Zug und die sozialistische Tendenz der universalen Soziologie ärgert den leidenschaftslosen, voraussetzungslos forschenden Gelehrten, der z. B. die bestehenden Rechtsregeln systematisch ordnet oder die Geschichte der Vergangenheit aus den Quellen herausarbeitet. Aber auch die soziologische Kräftelehre scheint ihm ein anspruchsvolles Spiel der Geistreichigkeit. Dem Historiker z. B. wird seine Kunst, mit der er die Vergangenheit plastisch darstellt, hier auf ein Alphabet von Formen zurückgeführt; ihm selbst und seinem Publikum werden also die Kulissengeheimnisse gewaltsam zum Bewußtsein gebracht, mit denen er hier und da in naiver schöpferischer Weise Lichter und Schatten auf seine Forschungsgegenstände wirft. Natürlich schildert der Historiker Cäsars die Freundschaft und den Haß der Cäsarmörder. Aber hier an diesem einen bestimmten Ereignis der Iden des März des Jahres 44 v. Chr. gehen ihm diese Kräfte auf. Ob und daß sie im Jahre 1314 oder 1608 auch gewirkt haben, ist wieder nur an diesen Jahren zu

ermitteln und zu erleben. Die Lebensweisheit des Historikers ist seine eigentliche Mitgift und sein Stolz. Je weniger Weisheit also der einzelne Historiker besitzt, je mehr er nur im Material watet, desto ärgerlicher ist ihm eine Wissenschaft, die diesen von ihm vernachlässigten Schatz inventarisiert; je lebensvoller er aber ist, desto überflüssiger und blutleerer erscheint ihm dieses Tun.

Deshalb konnte der geistvolle Historiker Dove unter vielfachem Beifall die Soziologie ein Wortmaskenverleihinstitut nennen. So wie der branchentreue Kaufmann den Schieber verachtet, so blickt der Forscher eines einzelnen Gebietes auf dies Geklimper mit Münzen, die für alle Waren gleichmäßig gelten sollen und daher keiner Ware ganz gerecht werden können.

Zwei Urinstinkte europäischer Wissenschaft fühlen sich durch die Soziologie bedroht: die sogenannte Voraussetzungslosigkeit der Forschung ist der eine. Die deutliche Beschränkung und Einwurzelung in ein Fach und eine bestimmte Periode ist der andere, der sich immer mit jenem paart. Dieser zweite Instinkt geht ja so weit, daß z. B. die Geschichtsschreiber jeder Periode mit anderen Erkenntnismitteln arbeiten: Der Babylonier mit Ausgrabungen von Bauten und Scherben, der antike Historiker mit Inschriften und Klassikertexten, der mittelalterliche Historiker mit Urkunden und Kunstwerken, der moderne Historiker mit Akten und Briefen, und zwar in viel strengerer Arbeitsteilung, als das notwendig oder heilsam wäre. Der Trieb nach Voraussetzungslosigkeit aber hat längst alle Größen der Geschichte klein, alles Vergessene groß gemacht: er hat alles relativiert. Absolut ist nur das einzelne Gebiet, das dem Spezialforscher jeweils anvertraut ist: Die Religion, das Recht, die Politik, die Kunst, die Geschichtsepoche, sie sind zu Einzelgebieten mit lebhaft verteidigten Grenzen geworden. Grenzgebiete werden, wenn auch ungern, anerkannt. Aber im ganzen liegt alles Wißbare eingefangen und gebändigt in Gebiete. Die unermeßliche historische Aufklärung des 19. Jahrhunderts ist an alles, was sie behandelt, als an etwas Ungefährliches, weil Abgetanes, Abgesondertes und Begriffenes, herangegangen. Das Recht z. B. ist ein Gebiet, das nicht wächst noch schwindet: es ist bloß Inhalt, Stoff und Materie für den Forscher. Nun kommt der Soziologe und spricht von Kräften und Mächten, und verspricht womöglich gar, aus diesen Kräften Zukunftsgestalten gesetzmäßig zu entwickeln.

Hiergegen empören sich die Herrscher der Gebiete, weil aus den begrifflich abgezogenen Fachgebieten der Theorie in diesem Fall plötzlich unbegreifliche Gewalten des geistigen Lebens werden müßten,

Gewalten, denen der Fachmann nicht mehr voraussetzungslos gegenüber-, sondern überwältigt unterstände. Aus dem Gebiet der Religion z. B., das Religionshistoriker, Religionsphilosophen, Religionsvergleicher, Religionsdogmatiker erforschen, also aus der „Religion in Vergangenheit und Gegenwart" (einem bekannten Sammelwerktitel), würde hier plötzlich eine Gewalt, die Gewalt Religion, die trotz jener gelehrten „Religion ohne Zukunft" um ihre Zukunft ränge, und deren Ringen von jedem entweder nur gefördert oder gehindert werden kann. Wer nicht für sie ist — wie der Voraussetzungslose —, der ist wider sie. Und jene Gelehrten wären — ohne es zu wollen — die Totengräber, gegen die lebendige Religion sich wehren müßte.

Die Gegner der Soziologie, die Gebietsfachmänner, verraten uns also erst das Geheimnis, das die Soziologen wegen ihrer inneren Kämpfe nicht so klar aussprechen: Die Soziologie droht wegen ihrer Neigung zur Zukunftsgestaltung, ebensosehr aber, weil sie mit Kräften (statt mit bloßen Begriffen oder Formen) mehr und mehr rechnen lehrt, die gefahrlosen „Gebiete" der Wissenschaft zurückzuverwandeln in gefährliche „Gewalten". Die Soziologen, indem sie am einen Brennpunkt ewige Kräfte entdecken und indem sie am anderen Brennpunkt nach gesetzlicher Gestaltwerdung fragen, erlösen das in seine Teilgebiete zerfallene Geistesleben aus der reinlichen Zerlegung. Wie der Zauberer aus Knochen und Fleischteilen wieder Leben erweckt, so werden von den Brennpunkten der Ellipse her die Gewalten, die in diesen Gebieten schlummern, wieder freigesetzt. Abstrakter gefahrloser „Gebiets"-charakter der Geisteswissenschaften erhebt sich gegen den Gewaltcharakter der neuen Lehren.

So drängen erst die Gegner dem Soziologen die volle Erkenntnis auf, daß er zu den vorhandenen Gebieten nicht mehr voraussetzungslos Stellung nehmen kann, daß sein Glaube an Kräfte und Mächte ihn abhängig und leidenschaftlich macht, und daß eben dies in der Geschichte der Wissenschaft der Beruf der Soziologie sei.

Dabei treiben die Universitätssoziologen, die inmitten der Hunderte von Fachvertretern und Gebietsspezialisten alter Art sich behaupten müssen, vielfach Mimikry und wollen auch „voraussetzungslos" forschen. Aber die Soziologie im Ganzen treibt unaufhaltsam vorwärts. Selbst der hyperabstrakte Soziologe v. Wiese stellt wörtlich fest, daß jeder Mensch in jedem Augenblick nur gewaltenbindend oder -lösend verfahren kann. Damit gibt es also keine bloße Theorie mehr, sondern der Soziologe trägt Mitverantwortung für die Gestaltung, indem er denkt!

Nach dieser Formulierung schienen die Gegner nur unrecht, die Soziologen nur recht zu haben. Und das Recht des Lebens ist sicher mit der Soziologie, denn kein Spott, keine Ungnade, kein Hochmut haben ihr Vordringen hindern können, und doch haben das offizielle Deutschland und der offizielle Historismus wie gegen alle gesellschaftliche Neuordnung so auch gegen die Soziologie redlich Widerstand geleistet. Aber es ist eine ständige Erfahrung, daß ein Sohn gegenüber seinen Eltern meistens nur in der Sache recht zu haben pflegt, in der Form seines Vorgehens aber um so stärker unrecht; und deshalb muß erst dieser sein Verstoß gegen die Formen gesühnt werden, ehe das Gewissen des Sohnes zur Ruhe kommen kann. Diese Sühne, mit der er die Verzeihung der Eltern erlangt, ist oft viel langwieriger als der Akt der Empörung, mit dem er sich aus dem Herkommen riß. So nun ist auch der Widerstand der Geisteswissenschaften notwendig durch die Art geweckt worden, in der sich die Soziologie anfänglich ihr Verfahren dachte. Und nur dank dem erbitterten Widerstand ihrer Gegner hat die Soziologie die falschen Mittel abgestoßen, mit denen sie ihr neues, an sich lebensvolles Ziel verfolgte. Ja, teilweise ist sie noch heute nicht von diesen Schlacken gereinigt, und deshalb bedarf es noch immer des Zwiespaltes zur „reinen", „echten", wertfreien Fachwissenschaft, um die Soziologie über sich selbst empor- und hinwegzureißen.

Worin besteht dies Unrecht der Soziologie? Die Soziologen wollten Gesetze finden und Kräfte ordnen in der Menschenwelt. Diese Welt bestand für die Geisteswissenschaften von der humanistischen Philologie des 15. Jahrhunderts mit ihren hunderttausend Anmerkungen bis hinunter zur unübersehbaren Geschichtswissenschaft des 19. aus einem Ozean von Stoffeinzelheiten, gesetzlosem Vielwissen, beängstigend chaotisch aufgeschwellt. Dem zu entgehen, warf sich die Soziologie der Methode in die Arme, die in der Natur draußen Gesetze entdeckt, und glaubte, theoretische Naturgesetze der Gesellschaft ermitteln zu können. Die Einleitung hat uns darüber belehrt, daß hier eine Verwechslung obwaltet. Theoretische Erkenntnis steht ihren Objekten gegenüber. Der Soziologie hingegen untersteht den Mächten und Gewalten, von denen er Zeugnis ablegt. Die Geisteswissenschaftler protestierten daher mit Recht gegen die Verirrung der Soziologen, lauter Bilder aus der Natur zur Erklärung des geschichtlichen Lebens zu verwenden. Die weit verbreiteten Organismustheorien aller Art (Schäffle, Gierke), ebenso wie die Theorien vom Spiel der Kräfte, nehmen den Mächten des Zusammenlebens ihren Rang und ihre Eigenständigkeit. Sie machen untermenschliche, bald biologische, bald physikalische Vorgänge daraus. Da-

bei ist der fromme Augenaufschlag, mit dem das Wort „Organismus" ausgesprochen zu werden pflegt, kein Ersatz für die Gedankenlosigkeit, die in diesem Theoretisieren auch seitens der „Organiker" steckt. Der „Kosmos"-Leser glaubt heute noch, Familie und Recht oder Religion ähnlich kennenlernen zu können wie Ameisenstaat, Bienenwesen, Wiesenordnung, Pflanzengeheimnis und Sternenlauf, nämlich mit rein theoretischem Interesse.

Diese Verirrung war nur möglich, weil sich den Soziologen ein ungeheures geschichtliches Material darbot, das in der Tat menschlich gleichgültig schien: nämlich der ethnographische Stoff aus all den Gebieten der Erde, mit denen sich die europäische Geisteswissenschaft bis dahin wenig befaßt hatte. China und Indien, die mexikanische und peruanische Kultur, vor allen Dingen aber die Tausende sogenannter „Naturvölker" in Afrika, Malakka, Australien usw. boten einen überwältigenden Stoff, der zwar menschliche Ordnungen, aber aus menschlich gleichgültiger Ferne umfaßt. Dieser der alten Wissenschaft unbekannte Stoff gibt der Soziologie der letzten hundert Jahre das Gepräge. Von den Naturvölkern kann man mit rein naturwissenschaftlichem Interesse reden. Es ist für den Gesetzgebungstrieb, der hinter der Soziologie steckt, denkwürdig, daß noch 1921 einem sozialistischen Parteiprogramm die neuesten Ergebnisse der Naturvölkerforschung eingearbeitet werden sollten! So sehr hält man hier naturwissenschaftliche Erkenntnisse für möglich.

Die meisten Soziologen, die populär geworden sind, nehmen entsprechend Familie, Staat, Männerbünde, ja die sozialen Probleme der Indianerstämme und der Australier ernster als Europas letzte dreitausend Jahre. Ihre Leser vergessen daher recht oft, daß die Naturvölker abtrünnige, unserem Menschheitsleben entfremdete Menschheitssplitter sind, deren Absonderung vom geschichtlichen Leben sie uns als „Natur" erscheinen läßt! Diese Natur ist also gerade das Gegenteil der Urformen, die man in ihr suchte, sie ist Abfall vom großen Menschheitsbaum. Die Naturvölker repräsentieren nicht die Art, sondern die Entartung. Wie denn ihre Reste auch heute — eben unter anderem von den Soziologen — erst wieder in den Lebensstrom der Hauptmenschheit fast gewaltsam zurückgebettet werden, soweit sie diese Lebendigkeit noch ertragen.

Dieser Jagd durch die Völkerkunde ist die Soziologie mittlerweile etwas müde geworden. Moderne Soziologen verwahren sich lebhaft gegen den Verdacht solchen Strebens. Dabei hat zweifellos der weite Abstand, in dem sich hier die menschlichen Angelegenheiten darbieten,

einigen genialen Forschern (z. B. Frazer, Heinrich Schurz, M. Weber) zu kostbaren Einsichten verholfen. Aber die echten und eigentlich wichtigen Soziologen des abendländischen Kulturbereichs mindestens in Deutschland verbaten sich in dieser Epoche (1850—1900) geradezu leidenschaftlich die Anrede als Soziologen. Diesen Namen hätten sie als Beleidigung des guten Geschmacks und als Abtötung ihrer inneren Verbundenheit mit dem Leben, das sie bezeugen wollten, empfunden. An erster Stelle ist unter diesen Forschern Wilhelm Dilthey zu nennen, der in doppelter Isolierung jede Verwechslung ebensosehr mit den Naturvölker-Soziologen wie mit der Alexandrinischen Gelehrsamkeit zu meiden suchte. Er wollte nämlich gerade die innereuropäischen Lebensmächte der letzten vierhundert Jahre heraufbeschwören! Diese nächste Vergangenheit steht uns aber zu nahe, um uns ein „Fachgebiet" oder eine tote Außenwelt sein zu können.

Eben deshalb hat der ausgezeichnete Riehl *(Naturgeschichte des deutschen Volkes)* nicht Soziologe heißen wollen, weil er das Teuerste und Nächste, Heimat und Vaterland, lebendig zu machen hoffte. Riehl z. B. hat sich durch den Verzicht auf soziologische Hilfsmittel um die notwendige Vertiefung und auch um seine Wirkung gebracht. Aber sein Urinstinkt war berechtigt. Die Soziologen sprechen von der uns verbundenen Welt auf unanständige Weise. Das Elternhaus heißt vielleicht Tabu, die Geliebte die „Geschlechtsgenossin", des Volkes eigener Führer wird als „charismatischer Führertyp" katalogisiert, das eigene stammelnde Gebet als „Magie" entwertet. Wer so redet — und die Soziologen reden oft und geflissentlich so —, verdient kein Gehör in guter Gesellschaft.

Daher dürfen die Geisteswissenschaften sich in die Soziologie erst hineingeben, wenn die Soziologen von den Gestalten des Staates, der Kirche, des Volkes, des Genius, aber auch von den Kräften der Arbeit, der Liebe, des Glaubens usw. wie von unseren eigenen und eigensten Angelegenheiten sprechen, statt sie wie Figuren eines naturwissenschaftlichen Raritätenkabinetts mit Gruselnamen zu etikettieren. Müller-Lyer ist ein abschreckendes Beispiel für das Unheil, das dadurch angerichtet wurde.

Aber ist der anstößige Bund der Soziologie mit den Naturwissenschaften lösbar? Hat sie sich nicht in ihrem Ursprung diesen Geistern verschrieben? Die schamlose „Natursprache" läßt den Soziologen wohl als Thronprätendenten, nicht aber als Kronprinzen der bisherigen Geisteswissenschaft erscheinen.

In welchen Bedingungen wurzelt die Soziologie geschichtlich? Nach rückwärts müssen wir blicken, um die Vollmacht der Soziologie zu prüfen. Wir fragen nach dem Ursprung der Soziologie.

4. Abschnitt

DER ERSTE SOZIOLOGE

~~(PASSIVUM)~~ (Imperativum)

Die erste große Gestalt der Soziologie geht der Erfindung des Namens Soziologie durch Auguste Comte voraus. Diese gewalttätige, aus lateinisch socius und griechisch logie — also ähnlich dem Wort Automobil — gebildete Etikette unserer Wissenschaft deutet schon darauf hin, daß man mit dem reinen Rom und dem reinen Hellas nicht mehr auskam; so greift man zu Mischungen. Denn man muß neue, dem klassischen Altertum unbekannte Dinge bezeichnen. Eine nirgends mehr mit Nachahmung zufriedene Zeit kündet sich an. Die ganze Technik, Chemie, Medizin des 19. Jahrhunderts hat sich so mit Mischworten aus dem Sprachschatz der Alten durchgeholfen. Auch die Soziologie also spricht keine eindeutige neue Sprache. Ihr Name verrät ihre Stellung an der Schwelle unerhörter Verhältnisse, am Eingang in eine Weltordnung, die auf wissenschaftlicher Erkenntnis der Naturkräfte beruht.

Aber um die neue Lehre mit ihrem eigenen Namen hervorzurufen, war der gewaltige Eindruck eines Menschenlebens notwendig. Dies Leben wurde als neu, unerhört und bahnbrechend erlebt; nach seinem Lauf schien ein Zurück in den bisherigen Wissensbetrieb unmöglich. Die Lehren Auguste Comtes sind wie die nachträgliche Theorie zu der Lehre, die in dem Leben des Grafen Saint-Simon (1760—1825) enthalten ist.

Saint-Simon gilt wegen seiner Lehren als der erste Sozialist neben Fourier. Mit diesen Lehren gehört er in den vergänglichen Strom der Sozialisten des 19. Jahrhunderts. Mit seinem Leben hingegen überragt er diese Zeit, überragt er den Abgrund — darin ähnlich wie Goethe —, den die französische Revolution aufriß und den die Weltkriege erst schließen, den Abgrund der individualistischen Auflösung aller Überlieferung und aller Verknüpfung der Generationen. Dadurch wird er eine Gestalt noch unserer Gegenwart. Denn wir erst stürzten ganz in jenen Abgrund. Erst die Generation der Weltkriege hat tatsächlich

alles verlernt, was an Erbweisheit den Völkern des ancien régime (der Zeit von 1100 bis 1789) vertraut war, in das noch die Jugend Goethes und Saint-Simons hineinreichte; erst wir verstanden weder in ritterlicher Art Krieg zu erklären noch in christlicher Art Frieden zu schließen. Dies beides aber war das Kennzeichen der christlich-ritterlichen Staatenwelt. Heut also erst, heut aber auch ganz, ist diese Vergangenheit zu Ende gelebt, sind ihre Kräfte endgültig aufgebraucht. So erscheint uns denn auch Goethe, der in seinem Faust diese ritterliche christliche Welt noch einmal verklärt hat und so mit seinen Werken im „ancien régime" wurzelt, gerade heute als der erste Mensch, der sein Leben bereits leben mußte wie wir, jenen Bindungen entwachsen, dennoch ihrer keine einzige in Staat und Kirche verachtend, einer nicht mehr ritterlich-christlichen, sondern menschlichen Neuwelt vorauslebend. Diesem großen Sohn und Geisteserben der deutschen Krönungsstadt des Heiligen Römischen Reiches läßt sich vergleichen der Nachkomme Karls des Großen aus dem Geschlecht der Herzöge von Saint-Simon, voraussichtlich Pair von Frankreich, Grande von Spanien mit einem Jahreseinkommen von 500 000 Livres. Geboren 1760, nahm er in der Teilnahme an dem nordamerikanischen Freiheitskrieg unter Washington seinen geistigen Anteil an der französischen Revolution sozusagen vorweg. Dem Vizekönig von Mexiko schlug er vergebens — er war 23 Jahre alt — damals vor, den Stillen Ozean mit dem Atlantischen durch einen Kanal — hundert Jahre vor Lesseps — zu verbinden!

Was konnte die neue geisttrunkene Zeit diesem Geist bieten, das die von ihm bereits einmal natürlich eingenommene Stellung seines Geblüts im ancien régime aufwog? Es ist Saint-Simons Größe, daß er die volle Spannung dieses Gegensatzes mutig bejahte:

> Die Zeit ist neu geworden. Nichts gilt mehr aus
> der alten. Aber ich, Graf Saint-Simon, bin auch da und
> werde mit neuen Mitteln in der neuen Zeit sein,
> was ich in der alten gegolten hätte.

Und nun dringt er Schritt für Schritt in die Leidensgeschichte des Geistes ein. Die Stufen des Geistes verlaufen entgegengesetzt von denen des ancien régime. Hier war er zu seinem Rang geboren, und das äußere Ansehen entschied. Im Leben des Geistes aber gilt das eigene schrittweise Schaffen und der Mut zur Demütigung! Dynamik statt Statik, Aussaat auf Hoffnung statt Erfolg durch Besitz. Saint-Simon schmilzt das Riesenerbteil an Prestige aller Art um in das Riesenwagnis, „dem Menschengeist eine neue Laufbahn zu eröffnen, die physiko-politische Laufbahn". So nennt er die Soziologie!

Hier treffen wir das Stichwort, das wir suchen: die Verbindung von Physik (Naturwissenschaft!) und Politik schwebt ihm vor. Vom ersten Tage an ist Soziologie irgendwie eifersüchtig auf Naturwissenschaft und will ihr ebenbürtig werden. Alle Irrtümer der Soziologie wurzeln also in diesem Lehrbegriff. Aber Saint-Simons Leben weist nun zugleich über die billige Art naturwissenschaftlicher Analogien weit hinaus. Diese Vergleiche mit Chemie oder Physik oder aber auch — es sind die verbreitetsten — mit der Zoologie (man denke an alle die tausendfachen, bis ins einzelne ausgeführten Vergleiche mit Bienen, Ameisen, Affen, Tierherden usw., mit denen uns angebliche Soziologen plagen) kosten die Soziologen selber ja nichts. Sie entnehmen sie irgendeinem Buche eines Kollegen von den Naturwissenschaften. Sie sind billig und eben, weil sie so billig sind, wertlos und beweislos.

Saint-Simon will die Politik der Physik ebenbürtig machen. Ebenbürtig wird sie nicht durch Bilder aus der Zoologie, sondern durch das eigene Experiment. Das Experiment aber kann nur an Menschen geschehen, nicht an beliebigen Menschen, nur am Soziologen selbst. Sein Leben ist das Experiment. Saint-Simons Leben wird ein großes, ungeheures Experiment. „Das einzige Mittel, um das Denken zu wirklichen Fortschritten zu zwingen, ist, Erfahrungen zu machen. Die wichtigsten Denkerfahrungen sind solche, die zu neuen Handlungen oder neuen Reihen von Handlungen führen. Nun kann aber keine neue Handlung begriffen werden, bevor man ihre Ergebnisse beobachtet hat. Infolgedessen kann ein Mensch der höchsten Gedankenforschung gar nicht anders, als im Verlauf seiner Erfahrungen viele Handlungen zu begehen, die den Eindruck der Tollheit machen.

Um einen wichtigen Schritt im Geist vorwärts zu tun, muß man folgende Bedingungen erfüllen:

„Es gilt, 1. in der Vollkraft der Jahre so originell und so aktiv wie irgend möglich zu leben;

2. alle Theorien und alle Praktiken sorgfältig aufzunehmen;

3. alle Gesellschaftsklassen zu durchlaufen, sich persönlich in die verschiedensten sozialen Lagen zu bringen und sogar Beziehungen zu schaffen, die anderweit noch nicht existieren;

4. schließlich im Alter die Wirkungen dieser Handlungen auf die anderen und auf sich festzustellen, und aus diesen Feststellungen Grundsätze zu ermitteln."

Saint-Simon konnte diese Sätze mit 50 Jahren niederschreiben, denn er hatte so gelebt. Ja, er konnte hinzufügen: „Leicht begreift sich, daß mir so im Leben viel Außerordentliches widerfahren ist, das zum Er-

zählen reizt. Aber das wird die Erholung meines Alters sein ... noch lebe ich in der Zukunft."

Zwei Jahre später kritzelt er auf einen Zettel:

„Seit 14 Tagen lebe ich nur von Wasser und Brot. Ich arbeite ungeheizt, ich habe alles bis auf das, was ich anhabe, verkauft, um die Druckkosten meiner Arbeit zu decken. In diese Notlage gebracht hat mich die Leidenschaft für die Wissenschaft und das Gemeinwohl, hat mich der Wunsch, ein Mittel zu finden, um auf gelinde Art die schreckliche Krise zu beenden, in die sich die gesamte europäische Gesellschaft verstrickt sieht. So kann ich, ohne zu erröten, mein Elend eingestehen und um die nötige Hilfe bitten gehen, damit ich mein Werk fortsetzen kann."

Diese Aufzeichnung bleibt keine papierene. 1823 sind Vereinsamung und Not so groß geworden, daß Saint-Simon Selbstmord begehen will. Er überlebt aber das letzte und schrecklichste Experiment seines Lebens, und in diesem Augenblicke erlebt er noch kurz die Bildung seiner Schule. Aber auch die geistigen Stichworte jenes eben angeführten Zettels benennen keine gelegentlichen Einfälle, sondern die echten Wurzeln, aus denen Saint-Simons gesamte geistige Persönlichkeit entspringt. Diese Stichworte enthüllen den Ausgangspunkt seiner physiko-politischen Sehnsucht und fortan — bewußt oder unbewußt — aller echten Soziologie. Nicht Wißbegier nämlich, nicht Verstandesübung können jemals ein Experimentieren mit dem eigenen Leben rechtfertigen, wie es Saint-Simon gewagt hat. Vielmehr sind „die Krisis Europas", „die Leiden der Zeitgenossen" und — in anderen Schriften — „das Elend der Armut" die Stichworte, die diesen ersten heroischen Akteur der echten Soziologie wirklich „ins Leben gerufen" und ins Leben geschleudert haben. So trägt sein *Industriesystem* den Untertitel: „Betrachtungen über die notwendigen Maßnahmen zur Beendigung der Revolution!" Und seine erste Schrift von 1802, in der er die ihm widerfahrene göttliche Offenbarung mitteilt, daß Arbeit und Genius ein Bündnis eingehen sollen, eine Vorwegnahme von Lassalles *Die Wissenschaft und die Arbeiter*, enthält den diktatorischen Satz: „Sobald die Wahlen zum Hauptrat und den Teilräten vollzogen sein werden, wird die Geißel des Krieges Europa räumen, um nie wiederzukehren."

Heut unter Epigonen mögen einzelne Lehrstühle und Lehraufträge, Gesellschaften und Kongresse für Soziologie dieses Wissen als eine „rein wissenschaftliche" Angelegenheit einkleiden, wo denn Erkenntnis aus freier Vernunfttätigkeit aufspringt. Als Ganzes bleibt Soziologie dennoch unfrei, nämlich gebunden und verbunden dem Leidensstande

der Menschheit. Sie ist keine voraussetzungslose Wissenschaft. Sie weiß alles, was sie weiß, aus der ersten Tatsache des Leides. Nichts weiß sie zunächst, als daß die Menschen leiden, daß etwas nicht so ist, wie es sein soll. Ja, sie weiß nicht viel mehr als eben dies. Sie bricht mit der Anmaßung der liberalen Wünsche und des liberalen Menschen, dessen Geist vom Wahren, Guten, Schönen auszugehen meint. Sie gesteht sich ein, daß sie der Furcht vor dem Nichts, vor dem Leid, vor dem Unrecht, das in der Welt ist, entspringt und nur an ihnen sich orientieren kann. Den Mathematikern seiner Zeit schrieb er ins Stammbuch: „Tatsachenmenschen, Infinitesimalisten, Algebraiker und Arithmetiker, welches sind eure Rechte auf den ersten Platz in der Armee der Wissenschaft? Das Menschengeschlecht ist in eine der schwersten Krisen seit dem Anfang seines Daseins verwickelt. Was tut ihr, um sie zu beenden? Über welche Mittel verfügt ihr, die Ordnung in der Gesellschaft wiederherzustellen? Ganz Europa erwürgt sich. Was tut ihr, dem Gemetzel ein Ende zu machen? Nichts.

Was sage ich. Ihr habt es auf die Verbesserung der Zerstörungsmittel abgesehen. Ihr sorgt dafür in allen Armeen. Was tut ihr, um Frieden zu schließen? Nichts. Menschenkenntnis allein könnte dazu helfen. Ihr aber benutzt nur die eine, daß ihr den Mächtigen schmeicheln müßt, um von ihnen Geld zu erhalten.

Zieht euch von der Führung der Wissenschaft zurück. Überlaßt es uns, die Herzen wieder zu erwärmen, die unter eurem Vorsitz erfroren sind. Wir müssen ihre Aufmerksamkeit auf die Arbeiten richten, die den Frieden dadurch schaffen, daß sie die Gesellschaft reorganisieren" (*Oeuvres I*, 1865, S. 54).

Als Saint-Simon auf die großen Stichworte: Krisis Europas, Leiden der Zeitgenossen, Elend der Armut hin das Leben des Soziologen erwählte, da hat er eine Heilkunde der zeitlichen Ordnungen schaffen wollen. Dem ordre temporel fehle noch, was das Christentum für die geistliche Ordnung, die Kirche, schon geleistet habe: ein gesetzmäßiger notwendiger Aufbau. Die Wissenschaft wird zur Wissenschaft von Sündern, von Christen, von Leidenden; welch ein Gegensatz zu aller vorsoziologischen Wissenschaft, die des Gerechten, des Gebildeten, des Weisen, des philosophischen Denkers, des Tugendhaften und des Vernünftigen Vorrecht zu sein scheint.

Die neue Wissenschaft soll daher auch Menschen ausbilden, die neben den kirchlichen Priester und den staatlichen Juristen treten, ja diese überflüssig machen sollen. Im „nouveau Christianisme" ist eben das Neue die neue Führung der Gesellschaft dort, wo jene beiden alten

Führerschichten versagen. Sie versagen aber in der vernünftigen Ordnung des weltlichen Schwertes, also von Arbeit und Wirtschaft, Ehe und Erziehung.

Wieder läßt sich eine wichtige Erkenntnis für die Abgrenzung der Soziologie aus Saint-Simons Horizont entnehmen: Saint-Simon — der ja als Sozialist gilt — schreibt einen „politischen Katechismus der Industriellen", die „Arbeit" ist eine seiner großen soziologischen Entdeckungen. Mit anderen Worten, die Probleme der modernen kapitalistischen Wirtschaftsgesellschaft sind die ihm aktuellen und gegenwärtigsten. Aber er verfällt nun nicht in den Fehler der reinen Sozialisten oder Ökonomen, alle Menschheitsfragen von diesen Gesellschaftsproblemen her lösen zu wollen. Vielmehr bleibt das Christentum als originale Größe und gegebene Wahrheit *vor* und als Aufgabe *jenseits* dieser modernen Industriewelt erhalten. Und noch eine stille Großmacht bleibt ursprünglich, unableitbar im Gemeinschaftsleben, ohne von der Wirtschaftsgesellschaft vergewaltigt werden zu dürfen: das Leben der Geschlechter. Es ist eine Urmacht wie Christentum und Arbeitswelt. Als sein Schüler Enfantin auf die Familie die ökonomischen Gedankengänge übertragen will, die unter den Stichworten freie Ehe, öffentliche Erziehung aller Kinder heut als die Schlagworte der Gesellschaftsfanatiker wohlbekannt sind, da erhebt sich gegen diese Verarmung der Grundkräfte des Lebens ein sofortiger Protest. Und aus Saint-Simons Geist wird vielmehr ein Schutzwall vor die Kräfte der Familie und der Geschlechter gefordert. Dieser Schutzwall trug schon das Stichwort, das heut nach einem schmerzlichen Jahrhundert von Psychoanalytikern und Nervenärzten mühsam hat wieder entdeckt werden müssen: le code de la pudeur sollte er heißen. All die sozialen Auswirkungen und Äußerungen der Scham sollten also erforscht und zur Entfaltung gebracht werden! Für unseren Rückblick soll hiermit nur angedeutet sein: Saint-Simon ist nicht der Sklave des neuesten sozialen Problems. Er ist kein Prinzipienreiter, der nun plötzlich alles aus der Arbeit, der Wirtschaft, dem Christentum ableitet. Er sieht die Ursprünglichkeit verschiedener Schöpfungskräfte, unableitbar auseinander, aber als einheitliche Schöpfung vor uns hingestellt. „Saint-Simon was still learning when he died. There is nothing to show that he had arrived at his final position" (E. M. Butler, *The Saint-Simonian Religion in Germany*, Cambridge 1926, S. 10). Deshalb konnte er auf seinem Sterbebett ausrufen: „L' Avenir est à nous". Die meisten Menschen enden so wie sie beginnen, als einzelne; dies „à nous" ist die stolze Frucht seiner Leiden, und das ist der Grund, daß

ich mich in diesem Werke zu Saint-Simon bekenne. Ich kann ihn nicht im Stich lassen, während ich in Marx und Comte nur Doktrinen finde.

Dies ist vielleicht die wichtigste Abgrenzung der Soziologie von allen gleichzeitigen sozialen Theorien, mit denen sie so oft verwechselt wird. Die Ursprünglichkeit von Religion, Familie, Wirtschaft und Staat ist von Saint-Simon in seinem genialen Instinkt für die wirklichen Mächte nicht einem Dogma geopfert worden. Sie hat von der Soziologie in harten Kämpfen neu entdeckt und gesichert werden müssen. Ihrer endgültigen Herausstellung dient auch diese Darstellung. Der Fanatismus der Soziologen, die weniger genial waren als er, als Saint-Simon, ging oft genug darauf aus, möglichst viele Posten ihrer Rechnung aufeinander zurückzuführen. Man denke an die materialistische Geschichtsauffassung mit ihrer fixen Idee des „Wirtschaftlichen". Davon hat sich Saint-Simon freigehalten. (Vgl. das Wiederfinden seiner Wahrheit S. 250 ff.)

Vielleicht wird der Außenstehende weder Saint-Simons Unbefangenheit noch die naheliegende Versuchung für engere Herzen würdigen. Weshalb überhaupt solche Prinzipien aufstellen? Mag's doch beliebig viele geben! In der Tat sprechen die Historiker gern so. Aber ein Soziologe kann gegen die Zahl der bewegenden Kräfte nicht gleichgültig sein. Er muß nach Urkräften suchen. Denn er strebt ja nach der Einsicht in das Kostengesetz der geschichtlichen Gestalten. Deshalb also bedeutet es ein für allemal eine große Erkenntnis: Der Teppich des Lebens besteht nicht aus beliebig vielen, aber er besteht auch nicht aus einerlei Fäden, sondern ein Bestand an Urkräften läßt sich erkennen oder — wie bei Saint-Simon — wird aus der Wirklichkeit heraus unbefangen anerkannt.

Diese Urkräfte nun werden immer neu in mannigfacher Abwandlung erfordert, um dasselbe zu leisten. Trotzdem bedeutet in dem Haushalt der Kräfte „dieselbe" Erscheinung in jedem Augenblick etwas anderes. Denn ihre Rolle im ganzen, ihre Beziehung auf das Ganze wechselt. Bei Saint-Simon findet sich auch dieser Satz, einer der wichtigsten Sätze der Soziologie, angedeutet. Ich gebe ein Beispiel für seine Anwendung, um die geniale Art seiner Einsichten zu kennzeichnen. Er klagt die Kirche der Ketzerei an wegen ihres Funktionswechsels! „Rechtgläubig war der römische Klerus bis zur Stuhlbesteigung Leos X. (1512), denn bis dahin war er den Laien in allen den Wissenszweigen überlegen, deren Fortschritte der ärmsten Klasse voran geholfen haben. Seitdem ist er in Häresie verfallen, denn er hat nur noch die Theologie gepflegt, und hat sich von Laien den Rang in Kunst, Naturwissenschaft und Technik ablaufen lassen."

Dieser Heiler der sozialen Ordnungen weiß sich nun selbst geistesgeschichtlich abhängig vom Christentum. Saint-Simon unterscheidet sich von der plebejischen, oft rein wirtschaftlich und heidnisch gerichteten Soziologie der Späteren dadurch, daß er sich als nachchristlichen Geist weiß. Er springt nicht vor das Christentum zurück wie die gesamte Naturwissenschaft des 19. Jahrhundert und die zoologische Soziologie; auch hier zeigt er sich Goethe verwandt, dessen „Heidentum" eben in Wahrheit kein blindes außerchristliches, sondern ein bewußt nachchristliches genannt werden muß. Denn Goethes freies Leben hat als bindende Voraussetzung, die es freudig bejaht, das Christentum. Ebenso weiß Saint-Simon um kein „voraussetzungsloses" Denken. Er wächst aus dem Christentum. Seine Denkfreiheit will nur noch eine nachchristliche sein!

Es gilt St. Simon, die Schätze des klerikalen Christentums zu erneuern, umzuwandeln in Sprache der Wissenschaft, des Gedankens, der Zukunft, der menschlichen Allgemeingültigkeit. Auch hier hält er die volle Spannung fest wie in seinem persönlichen Leben. Wie hier der geborene Aristokrat der alten Zeit sich verwandelt, durch unermüdliche Opfer in den Adel der neuen Epoche des Geistes, so soll kein Wert aus der Schatzkammer der alten Ära preisgegeben werden, sondern alles, alles haben wir zu verwandeln, bis unser Leben wiedergeboren und erneuert in gleicher Kraft schwingt.

Die originellen Mittel und die originellen Aufgaben der Soziologie, ihre Stellung zum Christentum und zur Naturwissenschaft zeichnen sich also am Lebenslauf Saint-Simons klarer ab, als an dem oft fast versickernden und zersplitternden Stromlauf dieser Wissenschaft in der Folgezeit.

Ein lebendiger Mensch wiegt eben schwerer als hundert Bücher, ein lebendiger Mensch, dessen Leben zu Geist wird durch die Schöpferkraft des Opfers. Saint-Simon konnte von seinem Leben schreiben:

> „Mit einem Wort: Mein Leben stellt sich dar als eine Reihe von Fehlschlägen, und trotzdem ist es kein verfehltes Leben; weit entfernt davon abzusinken, bin ich immer höher gekommen. Das will sagen: Kein einziger meiner Fehlschläge hat mich bis zum Ausgangspunkt zurückfallen lassen."

So hat er in den Fehlschlägen den Schlüssel zum folgenreichen Leben wiedergefunden, den Schlüssel, der einst die Tore zur Kirche geöffnet hatte. Es gibt kein „verfehlteres" Leben als das Leben Jesu. Deshalb ist es das fruchtbarste Leben der Weltgeschichte. Die sechzig Jahre fehlgeschlagenes Leben sind Saint-Simons Leistung. Das unfruchtbare Verhältnis der Deutschen zu Goethe hat wohl verhindert, die genaue

Parallele zwischen Goethe und Saint-Simon zu sehen. Das Größte an Goethes Dichtungen ist nämlich nicht, daß ein Dichter sie gedichtet hat, sondern daß ein Mensch sie als Bruchstücke belassen hat. Beim Dichter bedeutet nämlich Fragment genau das, was in der Politik der Fehlschlag ist. Goethes Leben bestand aus Bruchstücken einer großen Konfession, und dennoch war es kein verfehltes Leben.

Der Ungeheuerlichkeit dieser Saint-Simonschen und dieser Goetheschen Wahrheit sind wir meistens nicht gewachsen. Aber nur sie erlaubt uns, Minus in Plus zu verwandeln. Ohne diese Einbeziehung des Negativen ist die menschliche Gesellschaft verloren. Saint-Simon und Goethe haben die Kette von Fehlschlägen in den Gewebszettel der Zukunft eingeschlagen, damit ist aber die Seele Jesu in die Gesellschaft der Zukunft hineingeheimnist. Goethe hat sie hineingedichtet; Saint-Simon hat sie hineingelebt.

So steht er noch heute lebendig vor uns und fragt uns, ob wir sein Werk fortsetzen wollen. Leben entzündet sich nur an Leben. Die Lebendigkeit dieses heroischen Menschen entzündet in uns die Frage der Nacheiferung. Aber zugleich werfen wir den Blick nach vorwärts: Fast keine von den Antworten, die Saint-Simon auf seine Fragen zu geben wußte, hat für uns heute irgendeine Bedeutung. Wir haben aber an seinen Fragen eine geistige Haltung kennengelernt, die einer bestimmten Stufe des natürlichen Geistes, der nachchristlichen, entspricht. Und wir fragen uns, ob dieses Prinzip einer nachchristlichen Wissenschaft uns auf die Soziologie verpflichten kann.

5. Abschnitt

DIE STUNDE DER SOZIOLOGIE

(TRANSSUBSTANTIVUM)

Was würde fehlen, wenn nicht soziologisch gedacht und gesonnen würde? Wem würde nichts fehlen? Wem würde etwas fehlen? Wenn Saint-Simon ein Berufener war, hat er sein Tun zum Beruf erheben können?

In der Tat, lange genug konnte Soziologie für weite Teile der Menschheit als schädlich, mindestens als überflüssig gelten. Überall dort nämlich, wo Menschen in ererbter Sicherheit von Geschlecht zu Geschlecht nach festem Herkommen Recht und Unrecht, Gut und Böse

kennen, Bauern und Handwerker der kleinen Landschaften Europas, die Kulis Chinas und die Neger Innerafrikas — überall, wo nichts Neues zu erwarten steht unter der Sonne, weil vorgesorgte Ordnung weiser Ahnen alles voraussah, dort hat nur jener Ahn oder der weise Gesetzgeber oder der Fürst oder der Nachfolger des Oberhauptes sich Erfahrung erkämpfen müssen. Alle Späteren liegen, tun, hassen, lieben, „wie das Gesetz es befahl". Daraus entspringt jene bewunderungswürdige Triebsicherheit des sittenstarken Stammes oder Dorfes, der klare Stil des Tuns von der Totenklage bis zum Erntefest. Überall besteht solches gesichertes Leben, wenn auch nur in Inseln und Resten, im stürmischsten Europainnern. Die Sektenüberlieferung des puritanischen Nordamerika bildet einen ähnlichen Halt für die Menschen selbst dort, wenn auch nur für eine Oberschicht. Aber die Eroberer, Gesetzgeber, Führer und Ahnherrn, die zum Bewußtsein verurteilten Träger der Ordnung, deren Gesetze und Beispiele „instinktiv" befolgt zu werden scheinen, sind in Europa schon längst — zum Unterschied von vielen anderen Ländern — zu einer ständigen, schulmäßig erzeugten Einrichtung geworden: die Geistlichkeit des Mittelalters, die Gebildeten der Neuzeit stellen eine dauernd neuernde, ändernde, revolutionierende, triebüberwindende, triebwandelnde Führerschicht dar. Die Wissenschaften, mit deren Hilfe sie diese Neuerungsaufgaben angreifen, sind anfangs Theologie und Rechtswissenschaft, später Staatsphilosophie und Naturwissenschaft.

Die Geistlichen und die Gebildeten genossen, solange sie Erfolg hatten, jene bei den Christen, diese bei den Europäern für ihre Gestaltungsleistung Respekt.

Seit 1789 ist dieser Respekt vor dem gegebenen Gesetzgeber heillos erschüttert. Die Führerschule versagt, weil sie nicht mehr sichere Autorität genießt. Nicht irgendein einzelnes Gesetz wird bezweifelt, sondern das tiefere Recht zu irgendwelcher Gesetzgebung überhaupt. Die Ansprüche der Kirche wie die des Staates werden verspottet. Ein Hexensabbat aller freien Geister herrscht. Gott ist abgesetzt; auch die Frommen bemühen ihn nur sonntags. Aber auch der Glaube an den natürlichen Rang der Dynastien, der Könige oder des Adels vor den gewöhnlichen Sterblichen, der Glaube an das Götterblut, ist dahin. Es ist nicht mehr die höchste Ehre für ein Bauernmädchen, wie noch im Jahre 1750 durchaus, von einem Fürsten genossen zu werden. Der Königsmörder wird nicht tagelang gefoltert und gevierteilt.

Mit alledem erlischt der Respekt vor der Naturkraft, die in dem Befehl der Könige und des Kaisers sich verkörpert. Die Rechtswissenschaft

genügt nicht mehr, denn man beugt den Sinn nicht vor dem kaiserlichen Codex und seinen Paragraphen.

Ein Vergleich mit der Geschichte der Medizin mag verdeutlichen, was uns heut in der politischen Welt widerfährt. Ums Jahr 1600 entbrannte ein Kampf um das ärztliche Lehrbuch, das jeder Professor vorlesen mußte, den antiken Galenus. Der berühmte Helmont weigerte sich, Galenus' wegen, Professor zu werden. Nun war das, was im Galen stand, keineswegs so falsch. Sondern es war nur das Richtige, das im Galen stand, für Helmont nicht mehr deshalb richtig, weil es im Galen stand, sondern aus der Erfahrung, dem Experiment usw. Geradeso ist heut vieles in den Gesetzen richtig. Aber es gilt nicht schon deshalb für richtig, weil es in einem Gesetz steht!

So leben wir heute. Die bisherigen Führerwissenschaften geben nicht Ansehen noch Autorität mehr. Die Erbweisheit, die in ihnen überliefert wird, droht mit dem unansehnlich gewordenen Gefäß zugleich verschüttet zu werden. Eine theologische Erkenntnis, ein Rechtssatz ist dem Mitglied des Klerus oder der Juristenzunft ohne weiteres einleuchtend. Aber um dem Mann der Arbeit und Wirtschaft einzuleuchten, muß derselbe Satz anders abgeleitet und anders gefaßt werden. Diese Umfassung ist aber notwendig. Denn die kommenden Führer sind unbekannt, und jedenfalls gehen sie nicht mehr nur aus den alten Führerschichten und Führerschulen (Klerus und Juristen) hervor.

Jene „Krise Europas", die den Grafen Saint-Simon auf den Plan rief, bleibt also für uns eröffnet.

Sie bleibt's im Sinne der Führerkrise, aber auch in dem andern Sinne besteht sie, daß Neuerung, Änderung, also Instinktlockerung und Überlieferungsbruch, jene bisher regierten und versorgten Volksteile selbst in den letzten Inseln durchrüttelt. Die Erbsitte muß also in diesem Zustand wilder Änderung durch Bewußtseinskräfte mindestens behelfsweise ersetzt werden, durch Schulung vor allen Dingen. Also muß die Lehre von den gemeinschaftbildenden und den gemeinschaftzerstörenden Kräften, Soziologie, eine besondere Dringlichkeit erlangen.

Schließlich letztens hatte sich Europa angeschickt, die übrigen Erdteile unauflöslich mit sich wirtschaftlich, geistig, politisch zu verknüpfen. Die eigene Theologie und die eigene Rechtswissenschaft erwiesen sich aber als schlechterdings exportunfähig. Denn das römische Recht und die griechische Kultur sind zu spezielle Voraussetzungen nur für uns Europäer und gehen die übrige Welt zu wenig unmittelbar an. Auf der anderen Seite hat die Katastrophe der Weltkriege, das Ringen um einen Weltfrieden tagtäglich die Frage einheitlicher Lehre und Sprache dring-

lich gemacht. Die paar europäisch gebildeten Asiaten, die bei der Unesco und anderswo Reden halten, dürfen ja über die Kluft nicht hinwegtäuschen, die Europas Denken von jenen Gedankenwelten trennt.

Auch hier besteht die Aufgabe der Verwandlung der eigenen Erbweisheit, der Preisgabe alles Zufälligen und Entbehrlichen, die Aufdeckung eines Wissens, das sich nicht auf göttliche Autorität noch auf die Staatsgesetze, sondern auf die Vergegenwärtigung im Menschen beruft. Nur eine „menschliche" Wissenschaft hat Aussicht darauf, jene geistige Lücke auszufüllen, die in jedem einzelnen Volksganzen, in ganz Europa, auf dem Erdenrund entstanden ist.

Die Methode dieser Wissenschaft kann keine theologisch-scholastische, keine rechtswissenschaftlich-philosophische sein: Saint-Simon hat ihre Menschlichkeit schon enthüllt, als er sein eigenes Leben als großen Versuch dahingab. Ihr Beweisverfahren wird also nicht in dicken Büchern und in Zahlenreihen seine Triumphe feiern können, sondern nur in gelebter Lückenausfüllung: Der Soziologe ist der lückenausfüllende Mensch. Erst sein Mitleben und seine Mitwirkung bringen — wieder sei auf Saint-Simon verwiesen — ein soziologisches Problem zur Reife. Beteiligung und Mitleidenschaft des Soziologen, sein leidender Eintritt in die Pathologie des Falles als Teil des Falles, ist der entscheidende Schritt zur Vergegenwärtigung dessen, was fehlt. Erst hinter diesem Mitleben her eröffnen sich auch Erkenntnisse. Leiden werden vom Soziologen gefordert. Leiden sind nichts Theoretisches. Und so ist die Soziologie „theoretisch" nicht als notwendig zu erweisen. Nur wer unter der Krise Europas, der Zerrüttung der Erde, der Auflösung des Volkstums mitleidet, nur für den hat Soziologie eine Zukunft. Nur er wird es verstehen, weshalb Soziologie nicht in Bibliotheken noch in Laboratorien, sondern nur in Gemeinschaften von Menschen bestehen kann. Denn niemand kann sich aus dem menschlichen Geschehen herausgenommen wähnen in abstrakte Begriffswelten und reine Zahlenbereiche. Es gibt keine soziologischen „Definitionen" und Theorien. Denn der Soziologe, der lacht, denkt, spricht oder schreibt, steht dem sozialen Vorgang, den er bedenkt, bespricht oder beschreibt, nie von außen gegenüber, sondern in seinen Gedanken, Besprechungen und Beschreibungen setzen sich die sozialen Vorgänge selber fort, äußern sie ihre Macht über ihn und vollenden sich mit seiner Hilfe oder gegen seinen Widerstand. Simmels unübertreffliche Darstellung europäischer Geselligkeit z. B. ist zugleich ihre letzte feinste Blüte unmittelbar vor ihrem Vergehen; sie ist so selbst ein Letztes im Leben dieser Formen. So gibt es hier kein festes Objekt wie bei jeder „objektiven" Wissenschaft und

kein Subjekt wie bei jeder Theorie. Der Soziologe entdeckt den menschlichen Geist als Bestandteil der menschlichen Welt, Teil unter Teilen, Geschöpf unter Geschöpfen, gleich vorübergehend und dennoch gleich wesentlich. Es gibt keine Sicherheiten, keine ein für allemal gültigen Lehrsätze, wenn nicht lebendige, forschende und lehrende Menschen sich mit ihrer ganzen Person auch unter Lebensgefahr für sie einsetzen und verbürgen. Die Soziologie ist mithin keine Geisteswissenschaft im Sinne aller Universitätsüberlieferung und erst recht keine Naturwissenschaft im modernen Sinne. Dennoch ist Soziologie echte Wissenschaft, genau wie das, was seit achthundert Jahren Wissenschaft heißt. Denn ihr Verlangen geht auf Vergegenwärtigung.

Dies aber ist das Bemühen aller großen Wissenschaft immer und zu allen Zeiten. Alle Naturwissenschaft vergegenwärtigt uns die Natur und ihre Kräfte. Soweit ihr das gelingt, können wir dann über diese Natur herrschen und ihre Kräfte gebrauchen. Genau so wie alle Schulweisheit und Philosophie die Weisheit der Alten vergegenwärtigen, damit das lebende Geschlecht über sie verfügen könne. Soziologie will freilich nicht Weisheit und Geistesschätze etwa des klassischen Altertums oder des Mittelalters vergegenwärtigen. Das tun längst andere Wissenschaften. Sie will auch nicht Natur vergegenwärtigen, weil auch das schon glänzend geleistet wird. Sie will den wirklichen Menschen und die menschliche Wirklichkeit vergegenwärtigen, die ihr aus den Namen und Worten der Sprache aufklingt.

Der Unterschied liegt nur im Thema. Die Geisteswissenschaft trachtet irgendeiner als klassisch überlieferten Ordnung des Geistes nach, der Naturforscher vermißt (und ermißt daher) die volle Gegenwart der äußeren Natur. Wir wären am Ende, wenn er einmal ganz über sie verfügte. Und er ist heut am Ende, soweit er zum Teil bereits allzu gut über sie verfügt (Kriegschemie!).

Der Soziologe vermißt die wirklichen Kräfte, mit denen wir Menschen geschaffen sind.

Die Soziologie fragt nicht nach dem aus der Vergangenheit überlieferten Geisteserbe wie die sogenannte Geisteswissenschaft, nicht nach der von außen uns gegebenen Natur wie die Naturwissenschaft, sie erforscht die innige Ordnung der uns angeschaffenen, in uns *hineinerschaffenen* Wirklichkeit. Dieser Unterschied gegen historische Überlieferung und natürliche Gegebenheit bedingt nun auch ihr Verfahren.

Daher sind ihre Verfahren auch nicht die oft als die einzigen wissenschaftlichen Verfahren hingestellten der Deduktion und Induktion. Die Gefahrenquellen unseres Tuns als Soziologen wurzeln ja weder in zu

geringer Allgemeinheit, noch in zu geringer Vereinzelung unserer Erfahrung. Jener Mangel muß durch Deduktion, dieser durch Induktion geheilt werden. Den Soziologen gefährdet nur sein Mangel an Kraft zur Vergegenwärtigung. Die Schwäche des Soziologen besteht darin, nicht genügend Teil, Partei, Mit-Glied der Wirklichkeit zu bleiben, also in einer verfrühten Flucht in entwertende Unparteilichkeit. Bei solcher Abstraktion und Herauslösung zieht man nämlich nicht genügend Widerstand aus der Wirklichkeit auf sich, man bindet nicht sein Teil von Trägheit und Schwerkraft, weil man wähnt, die chemisch reine Wahrheit im luftleeren Raum vor lauter Idealisten kampflos zum Siege führen zu können. Aber gerade die letzten Jahrzehnte mit der ungeheuerlichen Lügenpropaganda der Weltkriege haben den letzten Schullehrer in Europa zur Unwahrheit verleitet. Die Lüge erwies sich als der Alltag des Menschengeistes. Anfällig und schwach wurden selbst die freiesten Denker; kein Gedanke war geschützt vor Mißbrauch. Alles sozusagen ist gedacht und behauptet worden; das kam mit der Zeitung und ging mit der Zeitung. Die besten, edelsten Herzen haben dem Zeitgeist ihren Tribut entrichtet. Der menschliche „Geist" hat seine ideale Rolle ein für allemal ausgespielt.

Kein Genie und kein Amt, kein Volksgeist und kein Schulgeist in Kunst und Wissenschaft, Kanzel und Politik hat unmittelbar mit Gottes Geist etwas zu schaffen. Der Geist ist nicht Gott. Alle Soziologie fängt mit dieser bitteren Einsicht an. Die Soziologie wies sich als Stück der Welt aus, als Partei, die Partei sein darf und soll, zugleich aber als jemand, der keinen Augenblick sich aus dem Ganzen „herauslösen" (d. h. verabsolutieren) darf. Daher ist das soziale Erkenntnisverfahren, das wir gleich in diesem Ersten Teil zu üben versucht haben, das, welches Innen und Außen, Ursprung nach Rückwärts und Notwendigkeit nach Vorwärts unterscheidet. Diese vier Wege zur Bestimmung der Lebenskraft eines Gedankens, eines Willens, einer Tätigkeit, einer Einrichtung usw. gibt es weder in der Naturwissenschaft noch in der Geisteswissenschaft.

Der Raum verbietet auszuführen, inwiefern Soziologie einzelne dieser Verfahren selbstverständlich mit älteren Wissenschaften (Rechtswissenschaft, Geschichte, Theologie, Ökonomie usw.) gemein hat.

Entscheidend für die Soziologie ist nur die Mehrzahl ihrer Verfahren. Um z. B. zu sagen, was Soziologie sei, haben wir viermal ansetzen müssen. Diese vier Ansätze lassen sich nie in einen Satz oder in eine Definition zusammenziehen.

Sie liegen auf unvereinbaren Ebenen. Die vier Sprechweisen alle sind unerläßlich, um zu vermitteln, was etwa Soziologie bedeute. Die Wirk-

lichkeit will mit allen Kräften unseres Wesens erfaßt werden, mit Neigung und mit kühlem Verstand, mit Furcht und mit Hoffnung, keine dieser Ebenen ist in eine andere übersetzbar.

Wirklich ist uns nur, was in diesen vier Bereichen allen von uns erfaßt worden ist.

Dabei zwingt schon die Scheidung in Innen und Außen zur Mitgliedschaft mit der Wirklichkeit. Nur der Mitlebende kann Innen und Außen trennen. Und so liegt in dieser Scheidung ein Schutz gegen die erste Schwäche des Soziologen: Theorie, Abstraktion, Unbestimmtheit durch Deduktion, Willkür durch Induktion.

Eine zweite Schwäche entspringt der Beschaffenheit aller menschlichen Forschungsinhalte: sie sind mit der Zeit und in der Zeit erst entstanden und vergehen mit der Zeit. Die Wirklichkeit, in der wir Menschen leben, ist eine vorübergehende. Es schwächt aber die Kraft jeder Lebenserscheinung, wenn wir um ihre Vergänglichkeit wissen: sie wird relativ.

Dieser Schwäche begegnet jener methodische Zwang zum Rückwärts- und Vorwärtsdenken. Der Soziologe muß seinen geschichtlichen Ort nennen. Er redet eben nicht in die Ewigkeit, sondern in eine zeitliche Notlage hinein. Nun muß er zwischen Rückwärts und Vorwärts treten und damit sich entscheiden, was für ihn schon vergangen und erledigt, was noch zukünftiges Bedürfnis ist. Erst damit macht er den sozialen Vorgang, den er untersucht, gegenwärtig.

So soll die räumliche Doppelteilung in

Innen und Außen

und die zeitliche Doppelteilung in

Rückwärts und Vorwärts

die beiden Schwächen hintanhalten, die von dem Alexandrinertum des Soziologen und von der Vergänglichkeit des behandelten Themas drohen. Die Mitgliedschaft des Soziologen, die Zukunft des Erforschten müssen beide sichergestellt werden.

Nur in dieser doppelten Sicherung wird die soziologische Erkenntnis menschlich und die Soziologie aus Lüge Wahrheit, nämlich die Teilwahrheit unserer Gegenwart, die uns Menschen zugänglich ist.

Die vier Verfahren vergegenwärtigt sich der Leser am besten an den bisher gelesenen Abschnitten. Sie bilden das Koordinatensystem der Wirklichkeit für das soziologische Denken.

Rückwärts	Innen
Außen	Vorwärts

Während also der Naturforscher seine Außenwelt in den dreidimensionalen Raum und die astronomische Zeit zerlegt, muß das geschichtliche Leben doppelt zerspalten werden: Der Raumbegriff gliedert sich noch einmal in Innen und Außen, der Zeitbegriff in Vergangenheit und Zukunft. Der Innenraum ist prinzipiell ein anderer als der Außenraum. Die Vergangenheit hat ein anderes Maßsystem als die Zukunft. Die Idealisten, griechisches wie Renaissancedenken, Spinoza wie Kant, scheinen es nie für nötig gehalten zu haben, ihre Zeit- und Raumerfahrungen wirklich ernst zu nehmen. So können sie mit dem Schulraum, in den sie ihre Gedanken fortpflanzen und mit der Tatsache, daß sie Bücher schreiben, nichts anfangen. Und doch hat kein einziger von ihnen diese Bücher in denselben Raum hineingeschrieben, von dem sie sich Gedanken machten. Der Raum für diese Denker war ein abgesonderter Raum. Wo kam denn der her? Aus der einfachen Erfahrung, daß wir vom All nur dadurch uns befreien, daß wir irgendwo zu Hause sind. All und Heimat sind notwendige Pole. Im All allein werden wir nämlich verrückt. Wie kommt denn Kant dazu, an den Fortschritt der Zeit zu glauben? Doch nur, weil kein Mensch den bloßen Augenblick erfahren kann, wenn er nicht im selben Atemzug eine zweite Zeit über die Sekunde wölbt. Gegeben sind uns der Raum als All; die Zeit als Augenblick. Also Zeit und Raum werden erfahren. Um sie aber zu erfahren, müssen wir den Raum unterteilen und die Zeit ausdehnen. Der kleinste Innenraum, wo zwei oder drei versammelt sind, ist der großartigste Raum; die längste Zeit von Adam bis zum Jüngsten Tag ist die schwierigste Zeitspanne. Der kleinste Raum also und die längste Zeit sind am schwierigsten zu erschaffen deshalb, weil die Menschheit den ungeteilten Raum des Alls und den kleinsten Augenblick am Anfang vorfindet. So ist die einfache Nebeneinanderstellung von Zeit und Raum nichtssagend.

Diese Tatsachen sind merkwürdig unbekannt. Sie sind die Haupterkenntnisse, auf denen vorliegende Soziologie sich aufbaut. Merke als Prinzipien, die sich als Aufbau der bisherigen Abschnitte bewährt haben:

Innen: (Reflexivum)	Das Recht des Ganzen steht fest; infolgedessen entfaltet sich die Fülle der Richtungen, Gegensätze, Unterschiede. Beispiel: Die Spaltung in soziologische Schulen.
Außen: (Aktivum)	Das Wesen des Ganzen ist fragwürdig. Daher treten herrschende, entstellende, gefährliche Züge über-

mächtig hervor. Beispiel: Die Feinde und Gegner aller Soziologie überhaupt.

Rückwärts: (Passivum) Das Geschehen steht fest. Die Bedingungen des Ursprungs werden erkennbar, die Konstellation der Geburtsstunde, die Spannweite des Lebensauftrags. Beispiele: Saint-Simon, Goethe.

Vorwärts: (Transsubstantivum) Der Wiedereintritt des Geschehens ist fragwürdig. Daher wird nur das Ersehnte, Notwendige, Herbeizuziehende und Herbeizuheißende sichtbar, das, was tot und abgetan wirkt, fällt aus. Als Beispiel unsere eigene Führerkrisis.

Die Wahrheit eines sozialen Geschehens, beispielsweise einer Staatsgründung, einer Freundschaft, eines Vereins setzt sich also aus vier Wahrheitselementen zusammen.

(Innen): Die Stimme der inneren Wahrheit, des Selbstbewußtseins.

(Außen): Die Stimme der äußeren Wahrheit, der Bewährung.

(Rückwärts): Die Stimme der Schicksalsstunde, die das Gebilde ins Leben rief.

(Vorwärts): Die Stimme der Verantwortung, die es künftig nicht missen kann.

Wieder werden wir darauf geführt, daß soziologische Erkenntnis nur hörbar und vernehmlich, nicht sichtbar und greifbar gemacht werden kann. Stimmen müssen laut werden, miteinander streiten und ringen; sie bestimmen am Ende unsere Erkenntnis. Die Stimme unserer eigenen Verantwortung ist immer selber eine, wenn auch nur eine Stimme in diesem Zusammenklang. Alle Soziologie ist also nur als mehrstimmige Erkenntnis möglich. Umgekehrt erhellt hieraus auch die Eigenart soziologischer Inhalte. Ein vollständiger soziologischer Tatbestand muß seine Vollständigkeit darin zeigen, daß er mehrere Räume und mehrere Zeiten erfüllt, daß er in einem Innenraum und einer Außenwelt lebendig wirkt, in einer Vergangenheit wurzelt und in eine Zukunft hineinragt. Das Koordinatenkreuz der Wirklichkeit zerschneidet ein mehrräumlich-mehrzeitliches Geschehen. Wirklich ist nur, was in mehr als einem Raum und in mehr als einer Zeit bestimmt wird. Nur diese Wirklichkeit ist das Thema der Soziologie. Dieser Erste Teil hat am *Beispiel der Soziologie selbst* diese Art der Mehrstimmigkeit darzutun gesucht. Auf dies Beispiel muß sich der Leser daher im Fortgang unserer Untersuchung immer wieder besinnen, um unser Verfahren sich klarzumachen.

Damit haben wir uns den Weg zu der Untersuchung der Kräfte geebnet, aus denen alle Wirklichkeit sich ewig bildet. Noch einmal wiederholen wir: Der natürlich empfindende Mensch verlangt nicht danach, diese Analyse vorzunehmen. Ihm geht es wie dem singenden Kind oder dem Flötenbläser, denen die Töne der Melodie kunstgerecht hervorquellen, ohne daß sie eine Ahnung davon haben, es seien immer nur sieben Töne c, d, e, f, g, a, h und in Notenschrift lasse sich jede ihrer in die Luft verklungenen Melodien niederschreiben und festhalten. Trotzdem ist die Erfindung der Notenschrift unerläßlich gewesen, um größere Chöre zu einheitlichem Gesang zusammenzuführen. Und so hat die Notenschrift die Musik zwar auch getötet, aber nicht nur getötet, sondern auch ungeheuer gesteigert. Auch das wirkliche Leben zieht seine Melodie und seine Klänge aus der Kraft der Lebenden. Dennoch sind die Dissonanzen und die Durchbrechungen der Melodien so bedrohlich geworden, daß die Soziologie versucht, die Notenschrift zur Melodie des sozialen Lebens zu erfinden, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Dazu müssen vor allen Dingen die grundlegenden Intervalle richtig und vollständig bestimmt werden.

ZWEITER TEIL

DIE BRECHUNGEN DER WIRKLICHKEIT

(REFLEXIVUM)

1. Abschnitt

DER WIRKLICHE RAUM UND DIE WIRKLICHE ZEIT

Man mustere einmal in der Großstadt an einer Anschlagsäule die Aufschriften und Aufrufe, Plakate und Bilder, Verordnungen und Bitten, man überschlage ihre Zahl und Buntheit, verfolge in Gedanken alle Ziele und Mitteilungen auf ihren Ursprung, und man wird es im ersten Augenblick für ein aussichtsloses Beginnen halten, irgendein Alphabet von Kräften gesetzmäßiger Art in diesem wilden Chor von Stimmen zu enträtseln. Es gehört zum Wesen des Wirklichen, unerschöpflich mannigfaltig und vielseitig zu erscheinen. Jedes Ding hat viele Seiten. „Dem einen sin Uhl is dem annern sin Nachtigal." Dasselbe Leichenbegängnis ist eine Genugtuung für den Toten, ein Unglück für die Familie, eine Einnahme für das Sarginstitut, eine Aufgabe für die Verkehrspolizei, eine Sensation für die Schulkinder, eine Gelegenheit für Taschendiebe. Es wird die Ursache, daß ein Arzt zu spät zu einem Unfall gelangt, ein Liebespaar sich verfehlt, zwei Männer sich kennen lernen, die sich fürs Leben befreunden, ein neuer Straßendurchbruch in Angriff genommen wird, die Herrschaft einer politischen Partei ein Ende nimmt, ein Künstler zu einem genialen Werk inspiriert wird und vielleicht irgendeine allgemeine Sitte in jener Stadt sich einbürgert, z. B. auch künftig einem Leichenzuge jeweils hundert Schritt das Geleit zu geben. Volkssitten, Glück und Unglück, Bündnisse und Gegensätze, Handlungen und Gefühle, Werke und Reformen werden alle aus demselben wirklichen Vorfall mitbestimmt. An dieser Unerschöpflichkeit der Wirklichkeit darf man nicht vorüberblicken; sie ist ihre erste Grundbestimmung. Man könnte nun eine Soziologie des Leichenbegängnisses entwerfen wollen. Carlyles *Sartor resartus* ist tatsächlich eine entsprechende Soziologie der Kleidung, und Simmels geistvolle *Philosophie des Geldes* folgt den verschlungenen sozialen Bedeutungen des Mammons. Aber auf diese Weise bleibt wie in der Musik der Eindruck der Unerschöpflichkeit herrschend. Bei diesem Eindruck des „Beziehungs"-Reichtums wollen manche skeptische Soziologen einfach stehenbleiben. Das bedeutet aber den Bankrott, bevor man noch angefangen hat. In sich selbst bieten diese Eindrücke freilich niemals eine Ordnung. Die Ordnung der Eindrücke kann offenbar nur gelingen, wenn man die Maßstäbe zu Hilfe nimmt, die uns als Bestimmungstafel

der Wirklichkeit am Ende des Ersten Teiles in den Schoß gefallen sind. Denn nur damit treten wir an einen archimedischen Punkt außerhalb dieser Buntheit. Und von diesem archimedischen Punkte her, in dem sich Innen von Außen und Rückwärts von Vorwärts scheidet, werden die Kräfte der Wirklichkeit ansprechbar, bestimmbar. Denn jede Wirklichkeit gehört darnach notwendig zwei Räumen und zwei Zeiten an, um vollwirklich zu sein. Die Fortschritte der Physik z. B. gehören nicht in dieselbe Zeit, die diese Physiker messen. Denn der Fortschritt der Physik hängt ausschließlich von der Zukunft ab. Ihr spannt sich die Seele des trockensten Monisten zu; um seine Wahrheit, daß alles bloß ein mechanisches Universum sei, zu beweisen, muß ihm ja die Zukunft recht geben! In allen Wissenschaften kann immer nur der nächste Tag die Untersuchungen des vorhergehenden rechtfertigen. Der Physiker nennt diese zweite Zeit den Fortschritt seiner Wissenschaft, ohne zu bemerken, daß in dieser zweiten Zeit alles vom Ziel nach rückwärts beurteilt wird. Während er also z. B. die Schritte auf der Landstraße mit der Stoppuhr von der ersten Sekunde nach vorwärts zählt, wird gleichzeitig sein eigenes Tun nur dadurch sinnvoll, daß es vom Ende der Physik her betrachtet als sinnvoll erscheint.

Alle scheinbar geographischen Namen sind nur heilsam, solange sie in der Zeit wurzeln. Europa ist ein *Zeitwort*. Es bedeutet einen Widerspruch gegen das Abendland und spricht den Geist der *Zeit* von 1500 und 1600 aus.

Wer heut fortfährt, dies Wort als geographischen Begriff zu gebrauchen, vergiftet sich damit. Denn Europa ist kein Zeitwort mehr, und man müßte sich schämen, nur Europäer zu sein. Die Zeit ist unsere Mutter, nicht die Erde. Und wir sind die Väter der Tochter Erde, denn wie wir der Zeit entstammen, so wirken wir auf und in den Boden und den Raum. Kultur geht also vom Kind der Mutter Zeit zum Vater der Tochter Erde. Dies muß man den Hurrapatrioten entgegenhalten, die das edle Wort Vaterland zum Rückwärtsleben mißbraucht haben. Wir ehren den Raum nur, insofern er in einem Zeitpunkt seinen Sinn empfing und diesen Sinn fortan versinnlicht. Denn das All ist zu seiner Stunde, zu seiner Zeit, in die Wirklichkeiten mit Machtgebärde gebrochen. Hieran läßt sich anknüpfen. Die einfachsten Grundtöne der Wirklichkeit lassen sich also zunächst einmal abstrakt bestimmen. Ich kann nämlich — unter Vorbehalt der Nachprüfung — zuerst einmal abstrakt jedem Urton eine Kraft zugesellen. Damit komme ich zu einer Vierzahl von Kräften: die Innenkraft und die Außenkraft, die Ursprungskraft und die Zukunftskraft. Das sind zwei einseitig räumlich

und zwei einseitig zeitlich betonte Kräfte. Zwei Kräftegruppen lassen sich also sondern. Die Zeitkräfte des Ursprungs und der Zukunft sind gleichgültig gegen den Raum ihres Vorkommens. Ich kann von Saint-Simon erzählen und von der Zukunft der Soziologie schwärmen, ohne daß Geschichte oder Zukunft Platz wegnehmen im Raume. Es ist ja das Wesen der Vergangenheit, räumlich vergangen zu sein, das Wesen der Zukunft, noch nicht im Raume da zu sein. Beide sind also raumlos. Dafür tragen beide Zeitkräfte gegenseitig in polarer Spannung ihre Abhängigkeit voneinander in sich. Mit der Vergangenheit muß ich stets auch der Zukunft gedenken. Mit der Zukunft scheide ich notwendig auch eine Zeit als Vergangenheit aus. So sind beide doppelzeitlich. Die Zeitkräfte des Wirklichen gehen uns mithin raumlos doppelzeitlich auf.

Von den Raumkräften gilt das Umgekehrte. Die inneren Behauptungen der Soziologen (oben I, 2) verlangen unsere Teilnahme ohne jede Rücksicht darauf, wann der einzelne Soziologe sie aufgestellt hat. Sie sind gegen die Zeit gleichgültig. Auch die Vorwürfe ihrer Verfolger wollen jederzeit als solche ernst genommen werden. Hingegen wollen jene wie diese nur gelten im Innenverhältnis der Soziologen untereinander oder im Außenverhältnis ihrer Kämpfe mit den anderen Wissenschaften. Hier wird offenbar ein Raum vorausgesetzt, und zwar ein Doppelraum, der sich in beiden Fällen in Innen und Außen scheidet. Die Raumkräfte des Wirklichen treten mithin als zeitlos doppelräumliche Kräfte auf.

Damit haben wir zunächst nur ein abstraktes Schema aufgestellt. Wir haben die von uns schon gefundenen vier Stimmen soziologischer Erkenntnis in die zu erkennende Wirklichkeit hineingetragen. Wenn der Gebrauch dieser Bezeichnungen Sinn haben soll, so muß er sich als nützlich bewähren, um das Gleiche in der Erscheinungen Flucht damit eindeutig zu bezeichnen. Diese Bezeichnungen wollen ja eine Notenschrift sein. Sie sind nicht die Musik selbst, aber sie ermöglichen die Wiedererkennung von Musik und die Unterscheidung von Musik und Nicht-Musik. Wenn wenigstens alle lebendige Wirklichkeit sich von aller Scheinwirklichkeit mit Hilfe unseres Alphabets unterscheiden ließe, so wäre dies eine erste Bewährung unseres Handwerkszeuges. Die erste Aufgabe, die sich dem Soziologen stellt, ist also, das Unwirkliche vom Wirklichen zu trennen. Das Unwirkliche ist notwendig ein Schein vom Wirklichen. Sonst kämen wir nicht in die Versuchung, es für wirklich zu halten.

Diese Aufgabe erhob sich natürlich längst, bevor es Soziologie gab. Immer haben die Menschen Schein und Wirklichkeit unterscheiden müs-

sen und wollen. Und die Soziologie hat daher sich umzutun, um festzustellen, wie die Menschen von jeher Schein und Wirklichkeit trennen und doch wieder einander gegenüberstellen. Der Spiegel des Unwirklichen in unserem Innern ist die Phantasie. Die Einbildungskraft zaubert das Scheinbare vor uns hin, als sei es etwas Wirkliches. Unsere Phantasie aber betätigt sich am freiesten in den Zeiten, wo sich der Mensch erholt vom Ernst des Lebens. Die Formen der menschlichen Erholung sind die Scheingestaltungen, die „nicht ernst gemeint" sind. Indes dieser Schein ist zwar nicht ernst, aber doch gerade ein Widerschein des Ernstes. Denn er soll uns ja vorkommen, als sei er etwas Wirkliches. Um die Wirklichkeit vorzutäuschen, muß also der Schein ihr irgend etwas ablisten. Die Erholungen unserer Phantasie müssen gerade die Prinzipien der Wirklichkeit sich zunutze machen. Niemand muß besser die Dinge kennen, als wer sie täuschend nachahmen will. Die Phantasie der Menschheit studiert seit Jahrtausenden besser über den Geheimnissen der Wirklichkeit als irgendeine Wissenschaft. In ihren Spielen und Vergnügungen, in den Äußerlichkeiten und der Erholung hat die Menschheit ein Scheinbild der Wirklichkeit neben die Wirklichkeit gestellt.

Die Soziologie findet also im Scheinleben der Phantasie die erste Inventur der Menschheit über ihre wirklichen Grundkräfte. Über diese Inventur gelangen wir am sichersten an die Wirklichkeit. Was Jahrtausende ausgebildet haben, ist beweiskräftig und beachtlich. Wir werden daher in diesem Teile die Kräfte der Wirklichkeit im Spiegel unserer Einbildungskraft, technisch gesprochen im Reflexivum, aufsuchen.

2. Abschnitt

EINUNG (RAUSCH UND BEGEISTERUNG)

Die Masse

Eine Menschenmenge, die auf einem Platze brüllend hin und her wogt, eine Versammlung von tausend Besuchern machen den Eindruck eines wirklichen Geschehens. Weshalb ist die Masse nichts Wirkliches? Weshalb ist die Psychologie der Masse nicht Psychologie des Lebendigen? Was ist die Masse im soziologischen Sinne?

In ihnen hat die Gesellschaft

Oft hat sich das soziologische Interesse sogar nur auf die Masse gerichtet. Es gibt kluge Menschen, die Politik als Beherrschung der Massen mißverstehen. Die Künste, eine Menge zu fanatisieren, einen Auflauf zu erregen, Tumultuanten zu zerstreuen, werden von Demagogen und von der Polizei gleich liebevoll studiert. Es sind wichtige Vorgänge. Man denke an den 22. Januar 1905, den roten Sonntag in Petersburg, wo der Pope Gapon Tausende von Arbeitern hinter sich herzog, oder an den Bastillesturm des 14. Juli 1789 oder an die Streikwellen der letzten Jahre und Jahrzehnte. Die Vorgänge der Massenballung und Massenberuhigung sind da manchem Bürgermeister und Unternehmer und Betriebsrat vertraut geworden. Ist nun die Soziologie der Masse die eigentliche Soziologie? Es hat Soziologen gegeben, die so gedacht haben. Eine entschiedene Erklärung findet sich selten, wie denn zwischen Schein und Wirklichkeit selten unterschieden wird. Aber gerade an der Masse scheiden sich Schein und Wirklichkeit.

Seit uralters vergleicht man die Masse mit Naturgewalten wie den Wasserfluten, den Feuerbränden, einem Lavastrom. Diese Bilder deuten darauf, daß der Masse das Kennzeichen fehlt, das alles Lebendige hat, das Auseinandertreten in Innen und Außen. Man kann bei der Masse eben nicht unterscheiden, wer zu ihr gehört und wer nicht. Denn es weiß es niemand recht selber von denen, die dabei sind. Es wird nichts hörbar als innere Stimme der Masse, sie vernimmt auch nichts von außen. Masse ist taub und blind. Sie brüllt wohl, ohne aber zu wissen, daß sie selber brüllt. So berauscht sie sich wohl in ihrem eigenen Gebrüll. Sie fällt über jeden her, der ihr scheinbar in den Weg tritt, wie das Volk in Shakespeares *Julius Cäsar* den Cinna zerreißt. Er hat gut schreien: „Ich bin Cinna der Poet!" Der See rast und will sein Opfer haben. Dieselbe Masse, hier blutgierig, unbarmherzig, ist kurz vorher zu Tränen gerührt durch ein Schmeichelwort Marc Antons. So durchkreuzt sich Innen und Außen fortwährend in dem, der von einer Masse mitgerissen wird. Nur auf Grund dieser Verwirrung können wir überhaupt Bestandteile der Masse werden. Die Preisgabe unserer Doppelräumigkeit ist die Bedingung dafür, daß die Masse zustande kommt. Es ist kein Unterscheidungsvermögen für diesen Doppelraum vorhanden: Alles geht so unübersichtlich zu, daß man nicht weiß, wer dies oder jenes gemacht hat, wie es auch meistens bei solchen Massenereignissen heißt. Die Undeutlichkeit des Geschehens verhindert mithin die Verhaftung des Vorgangs in lebendigem Fleisch und Blut von Menschen. Denn der Mensch trägt nur dann etwas, wenn er Innen und

Außen unterscheiden kann. Und nur wenn ein Vorgang menschliche Träger hat, ist er wirklich. Der Massenvorgang ist untermenschlich.

Das erweist sich sehr schön, wenn man das Massengeschehen auf den bezieht, der in ihm mitwirkt, ohne zur Masse zu gehören. Für den Rädelsführer ist dasselbe Geschehen keine Massensuggestion. Er spielt ja mit der Masse und dirigiert sie. Er weiß möglichst genau, was er will mit dem Vorgang und wie er auf die Gegner wirkt oder wirken soll. So ist er, wie die Sprache sagt, völlig zurechnungsfähig. Ja, das Tun der Masse muß sogar ihm zugerechnet werden, denn über ihn ist der Vorgang nicht undeutlich hinweggegangen, sondern er selbst hat ihn berechnet.

Für ihn also ist Wirklichkeit, wo die anderen ein Trugbild äfft.

Noch geläufiger ist der Momentcharakter aller Masse. Sie verläuft sich so, wie sie gekommen ist. Nachher ist es, als sei nichts gewesen. Niemand mag sich nachher recht darauf besinnen. Ein zerbrochener Wagen, eine umgestürzte Laterne, das ist alles, was noch an das wüste Schauspiel erinnert (*Meistersinger von Nürnberg*, II. Akt!). Ebenso war fünf Minuten, bevor die Volksseele kochte, nichts zu sehen. Auch da hat oft der, der zufällig fünf Minuten vorher wegging, nichts wahrgenommen. Höchstens, daß etwas in der Luft zu liegen schien. Aber was sagt dieser höchst bezeichnende Ausdruck? Die Menschen warten dann darauf, in Masse verwandelt zu werden. Sie lauern darauf, sich aus der Hand zu lassen, sich in die Hand eines anderen zu geben. Sie wollen nicht handeln, sondern überwältigt werden von einer außenstehenden Gewalt. Sie brechen also mit ihrer eigenen Lebenslinie, sie vergessen sich selbst und unterbrechen für diese Lebenden den Zusammenhang ihres eigenen Einzellebens. Die Masse ist berüchtigt dafür, daß sie treulos ist und kein Gedächtnis hat.

Die Masse hat so kein Rückwärts und Vorwärts, sie hat keine Gegenwart im Rückblick auf ihre Geschichte, noch angesichts ihrer Zukunft. Sie hat nur die Minute. Sie bringt es also weder zur Entfaltung der räumlichen noch der zeitlichen Wirklichkeitskräfte. In der Sekunde des Massegeschehens kommt es sozusagen zum Kurzschluß von Rückwärts und Vorwärts. Die Polbildung der Zeiten, ihre Doppelpoligkeit kommt nicht zustande. Und da, wie wir sahen, der flüchtige Platz in der Welt, den die Masse einnimmt, auch ohne die Doppelräumlichkeit von Innen und Außen bleibt, so tritt an die Stelle des Doppelraumes eine Schein-Einräumlichkeit. Einzeitlich und einräumlich ist die Kraft der Masse, im Gegensatz zum doppelzeitlich-doppelräumlichen Kräftespiel aller Wirklichkeit. So ist sie in diesem ganz genau bezeichneten Sinne un-

wirklich, unlebendig, unzuverlässig und unbestimmt. Sie verdient den Namen einer Scheinkraft im sozialen Geschehen. Flüchtige Minuten, kurze Kräfte bleiben unter der Schwelle des Lebendigen und des Geschichtlichen, und das heißt des Wirklichen. Sie sind Erscheinungen, Begleiterscheinungen, dienende oder hindernde Begleiterscheinungen des wirklichen Lebens, aber nie dies Leben selbst. Dies gilt nun von allen Abarten der Masse. Die Schützenfestbegeisterung und der Lärm eines Aufruhrs ist eines so unzuverlässig wie das andere. Das Wirksamste und Echteste an einem Volksfest sind die Vorbereitungen. Und das Sprichwort hat deshalb recht, wenn es die Vorfreude für wesentlicher hält als den flüchtigen Augenblick, in dem die Mützen in die Luft fliegen und Vivat gerufen wird und die Böller knattern.

Gerade weil die Selbstvergessenheit des Festtaumels und Festjubels von langer Hand vorbereitet und erhofft wird, bleibt sie über dem Niveau bloßen Massengeschehens für den, der sich vorher zu ihr gestimmt hat. Wer hingegen nur gerade mit fortgerissen wird von dem ausgelassenen Schwarm, wer bloß „mitmacht", dem entgeht der wirkliche Gehalt des Tages.

Aus dieser Abgrenzung ergibt sich nun, daß die Masse eine Gefahr für die Wirklichkeit ist. In sie hinein entladen sich oft genug echte Abläufe und echte Gegensätze zu sinnloser Explosion. Ein Massenauftritt zerstört oft das mühselige Werk von Jahren. Denn aus der bloßen Masse nimmt sich der Einzelne mit einem moralischen Katzenjammer mißtrauisch und verdrossen, weniger Mensch als er gewesen, zurück. Eine Politik z. B., die auf die Massen, ihre Anlockung und ihre Gefügigmachung spekuliert, wird daher immer die Politik sein, die bis an das Wirkliche gar nicht herankommt. Freibier und Kino ist noch eine Vorstufe der Politik, nämlich Tagespolitik. *Sie ist da unvermeidlich, wo man keine Zeit hat.* Wo es schnell gehen muß, da muß man am selben Abend noch den Alkohol in Strömen fließen lassen, durch Eindrücke usw. die Phantasie der Masse erregen, Paraden veranstalten und Umzüge, Wettrennen, Musikkapellen usw. Wo dies die Grundlage der Politik bilden muß, fehlt es an Kraft zur Entfaltung des Doppelraumes und der Doppelzeit des wirklichen Volkslebens. Wenn sich in einem Lande in achtzig Jahren hundert Massenexplosionen jagen (Mexiko), so heißt das, daß die Politik unter dem Schein der Augenblickspolitik nur noch den Zugang zur Masse zu finden weiß. Die wirkliche Einheit eines solchen Gemeinwesens ist alsdann gar nicht mehr in diesen Vorgängen zu erblicken. Und in der Tat setzt sich mehr und mehr heut die Überzeugung durch, die politischen Vorgänge der Straße

einschließlich der Ministerkrisen, Wahlen, Unruhen usw. für nebensächlich anzusehen, Man spricht wohl zum Unterschied hiervon gern von den tieferen Kräften unter der Oberfläche. Dazu ist man aber immer erst genötigt, wenn die Oberfläche des Tages von wirklichkeitsfremden Scheinvorgängen der Masse zugedeckt liegt. Dies ist in den verschiedenen Zeiten der Geschichte sehr verschieden. Die echte Ausdrucksfähigkeit eines Gebildes der Wirklichkeit ist Schwankungen unterworfen. Läßt sie nach, so machen sich abgelöste Vorgänge auf der Oberfläche breit. Die tieferen Kräfte bleiben dann ohne Ausdruck. Zu andern Zeiten zeigt das Volk sein „eigentliches Gesicht". So kann man heut von Deutschland sagen, es sei *ohne Gesicht.* Die Tagesvorgänge gehören nicht zu den Ereignissen, die der deutschen Wirklichkeit entquellen.

Aber damit ist das Rätsel der Masse noch nicht gelöst. Denn sie mag so gefährlich sein, wie sie will, niemand kann ihrer ganz entraten. Ob es der Sarg Lenins ist, vor dem Hunderttausende defilieren, ob es das Aufgebot der zwei Millionen Kriegsfreiwilliger von 1914 ist, die zu den Fahnen strömen, ob es ein ganzes Volk ist, welches seine Arbeit unterbricht, um auf Dächern und Plätzen Mahatma Ghandi zu grüßen — immer setzt hier eine Umstimmung und Hochstimmung ein, die unsere Aufmerksamkeit erregen muß. Jedermann weiß, daß es sinnlos ist, wenn er bei einem Fußballmatch als einer von zehntausend Zuschauern im Gedränge für die blau-weiße Partei Beifall rast. Der Volksredner weiß, daß jeder die Menge mit wenigen Griffen dorthin lenken kann, wohin er sie haben will. Trotzdem lärmen wir Beifall, trotzdem reizt den Redner dieser Sieg über die Masse. Wir durchschauen den Schein und wollen ihn doch nicht entbehren. Ohne Massengepränge und jene „Hochstimmung", die nur die Masse erzeugt, läßt sich nichts Großes in der Welt durchsetzen, noch behaupten. Eine Fronleichnamsprozession und eine Parade sind echte Erscheinungen der Wirklichkeit, obwohl, ja gerade weil sie nur Erscheinung, also Schein sind. Betrogen wird hier nur, wer dem Schein vertraut. Hingegen auch der Unbestochene, der weiß, daß der Masse nie zu trauen und alles zuzutrauen ist, darf sich ihrer Erscheinung erfreuen! Das Leben braucht einen Schein und Widerschein. Die Unwirklichkeit ist nicht ein bloßes Nichts; der Schatten gehört zum Licht. Die Masse ist eine Erscheinungsform, in der wir die Kraft, deren Abbild sie ist, genießen können. Es würde der wirklichen Kraft etwas abgehen, wenn es nicht auch zur Bildung der Massenerscheinung, wenn auch als bloße Oberflächenwirkung käme! Der Mensch sehnt sich gelegentlich nach der Aufhebung in die Masse hinein.

Was spiegelt denn die Masse uns vor? Was berauscht? Was steigert den Blutdruck? Sie macht den Eindruck, als beseele sie ein einheitlicher Wille. Der Mensch, einzeln immer mühevoll sich behauptend, erlebt innerhalb der Widersprüche seines eigenen Wesens dasselbe, wenn er sich berauscht. Der alkoholische Rausch setzt ihn mit sich selbst und mit aller Welt in Harmonie. Als „Vorschuß auf die Seligkeit" können gerade unharmonische Naturen des Trinkens nicht entraten. Der Rausch läßt alle Kräfte zusammenklingen, als sei man ein Herz und eine Seele. Man ersäuft allen Groll im gemeinsamen Zechgelage. Der moderne Alkoholersatz ist der Massenrausch. Die „trockenen" Fanatiker greifen zur Masse, um sich zu begeistern. Denn genau wie im Alkoholrausch fühlen wir uns hier kostenlos von unserem störrischen, schwierigen Willen befreit und aufgehoben in dem grandiosen Schauspiel des Massenwillens. Die Hochstimmung wird hier erzeugt durch den Schein der Übereinstimmung. Es ist nur ein Schauspiel. Nur scheinbar stimme ich mit dem Nachbarn und nur für diesen Augenblick überein. Nicht ganz zutreffend spricht man hier in der Soziologie von dem Gesetz der Niveausenkung jeder Masse. Die Übereinstimmung beim Massenwillen wird nämlich notwendig erkauft um den Preis der Ausschaltung der Wirklichkeit. Ich und der Nachbar, wir stimmen nicht wirklich überein. Alles Wirkliche aber, was die Übereinstimmung hindern könnte, wird weggelassen. Die Funktion, der wir dienen wollen, ist nichts als die Erzeugung des Massenwillens. Ihr werden daher alle Unterschiede und Wertstufen der beteiligten Menschen, Erziehung, Anstand, Vornehmheit, Zurückhaltung, Rücksicht, kurz alles Bestimmte, weil es hindern müßte, aufgeopfert. Das Unbestimmte, was übrig bleibt, ist der inhaltlose, aber machtvoll aufgesteigerte Schein eines Gemeinwillens.

Die Kraft zur Übereinstimmung

Die Übereinstimmung zum Gemeinwillen ist mithin die wirkliche Kraft, zu der das Auftreten der Masse den Schatten wirft. Die Menschen werden nicht nur scheinbar und augenblicksweise einstimmig und einmütig, sondern der Wille ist eine Kraft der Vereinigung, die Menschen übereinstimmen läßt. Man glaube nur nicht, daß ein Wille a und ein Wille b und ein Wille c es seien, welche die Herren Müller und Schwarze und Rothe übereinstimmen machen. Die Irrtümer dieser Willenslehre sind ganz fernzuhalten. Sondern wir finden als Urphänomen die Kraft zur Übereinstimmung vor, welche Menschen zusammenhält.

Die Zahl dieser Menschen kann von einem Freundespaar zu den Anhängern einer Menschheitsreligion schwanken. Immer ist es eine und dieselbe Kraft zum Zusammenhalt, zur Übereinstimmung, die sich wahrnehmen läßt.

Sie äußert sich meistens so, daß das einzelne Mitglied dieser übereinstimmenden Gruppe ausdrücklich sich zu ihr bekennt. Er nennt sich nach ihr. Er ist eingeschriebener Genosse. Er bekennt sich zu der Konfession. Auf diese Weise entsteht der Anschein, als entstehe die Übereinstimmung erst durch das Einlaufen der Mitgliedserklärungen, der Übertritte, der Bekenntnisse. Sie sind aber bereits Früchte der Übereinstimmung. Diese Kraft bemächtigt sich unser meist mit einem innigen Glücksgefühle, das der besprochenen „Hochstimmung" durch Massenwillen entspricht. Wir laufen in unserer Freude hin und bekennen, lassen uns einschreiben, treten bei usw. Und es ist ja auch dieselbe Erscheinung.

Aber nun welcher Unterschied gegen die Massenstimmung! Denn ein Innenraum, den wir als Pol jedes Lebendigen schon kennen, tut sich weit auf, um von der Kraft ausgefüllt und durchflutet zu werden.

Die Kraft äußert sich so, daß sie sich des Inneren, der Willenswelt mindestens eines Menschen ganz bemächtigt. Die Kraft unterwirft dann sein Gefühl: Der Mensch ist gern dabei; — sein Bewußtsein: er weiß, wo er hingehört; — seine Scham: „ich schäme mich des Evangeliums nicht," schreibt Paulus, „denn es ist eine Gotteskraft." Die Kraft erzwingt Mitwirkung, Übung, Betonung und durch all dies Verstärkung ihrer selbst seitens des von ihr Ergriffenen. Er scheint nun die Übereinstimmung selbst immer neu hervorzubringen, weil er sie innerlich aus eigener Überzeugung bejaht.

Der Gemeinwille äußert sich als Freiwilligkeit im einzelnen. Nichts Innerlicheres aber ist zu denken als der freie Wille. Wo es auf Freiwilligkeit ankommt, da wird vom Talent, der Leistungsfähigkeit, der Verwertbarkeit, den Ansichten ganz abgesehen. Nur auf die innere Haltung richtet sich die Aufmerksamkeit. Die Kraft der Übereinstimmung charakterisiert sich also als die Art der Wirklichkeitskräfte, die sich dem Innen zukehrt.

Dies Innen triumphiert über alles Äußere. Der Mensch muß mittun, den es will, es mag ihn noch so viel äußere Verluste kosten. Frei ist er kraft dieser Macht, und alle Freiheitssänge entspringen der Erfahrung von der absoluten Macht des Innenraumes des Willens, der einen Menschen dazu beruft oder bestimmt, sich mit eben diesem in Übereinstimmung zu setzen, koste es, was es wolle. Der Prüfstein für das Auftreten

wirklichen Gemeinwillens zum Unterschied vom Schein ist daher, daß er etwas kostet. Er muß mindestens einen Menschen mit allen seinen schädlichen Umständen hinüberreißen in eine neue Lage, muß ihn in die neue Einheit hineinstellen und in ihr wurzeln lassen. Deshalb war die Begeisterung der Kriegsfreiwilligen von Langemarck so echt: sie kostete den Einsatz des Lebens, der Gemeinwille wurde hier das Lebensschicksal jedes Willigen.

Eine schwache Nachahmung solcher Vorgänge findet sich heut bei der künstlichen Willensbildung sogenannter „Organisationen". Diese stellen meist doch wenigstens einen Mann etwa als Geschäftsführer im „Hauptberuf" an, in dem richtigen Gefühl, daß ein Mensch dafür und davon leben müsse, solle das Ding „sich wollen".

Viel wichtiger ist natürlich der echte Vorgang, daß einer „mittut" und „mitgeht" auf eigene Gefahr. Je stärker die Menschen sind, welche die Kraft mitreißt und umreißt, als desto stärker erweist sie sich selbst. Ihre Gradstärke wird als ihre fortreißende Gewalt bezeichnet.

Immer rühmt sich daher eine Partei, eine Sekte der „Proselyten" aus ganz entgegengesetzten Bereichen, die sie zu verzeichnen hat. Sie zeigt damit die Stärke der Begeisterung, die sie erregt, und sie nimmt die Vorgänge als Auftakt zu größeren Gewinnen. Aber nur so lange sind Proselyten ein Ruhm, als sich die Sekte ausbreiten will. Die Kirche muß bis zum Jüngsten Tage auf Bekehrungen stolz sein, denn sie will die ganze Menschheit zur Übereinstimmung bringen. Will ein Gebilde umgekehrt die Übereinstimmung Weniger verkörpern, so wird man sich jeder besonderen Posaunenbekehrung eines Mitgliedes schämen. In einem Adelsverband ist selbst ein Adoptivkind ein störendes Element. So wenig beruht hier die Übereinstimmung auf dem Willen der Mitglieder, daß man gleichsam ganz und gar auf ihre ausdrückliche Zustimmung oder Mitteilung verzichtet. Man gehört dazu, ob man will oder nicht, z. B. zur Familie. Man soll sich das nicht geben noch nehmen dürfen. Und trotzdem erweist sich selbst in solchen Fällen, daß es kein seelenloses Naturgesetz, sondern die wirkende Kraft der Übereinstimmung ist, welche auch einen solchen Gemeinwillen erzeugt. Denn immer ist es die Schranke eines solchen Gebildes, daß sich der einzelne von ihm lossagen kann. In dieser Handlung des Lossagens zeigt sich die Eigenart der Übereinstimmung: Solange sie besteht, verhindert sie eben dies eine: Die Lossagung! Mag also eine Clique, ein Clan, eine Gruppe noch so unbewußt und wortlos zusammenhängen, ihre Übereinstimmung bestimmt den einzelnen, doch ihm selbst unbewußt, bis er ausdrücklich anders stimmt, bis er abfällt. In tausend Einzelschritten mag sich diese Lossagung vor-

bereiten. Eine einzelne andere Abstimmung pflegt einem Abgeordneten von seiner Partei verziehen zu werden. Häuft sich das, so wird man unruhig, bis dann bei einer wichtigen namentlichen Abstimmung die „Klärung" erfolgen muß. Er muß sich entscheiden. Aber auch eine Familie kann nicht verhindern, daß sich ein Sohn von ihr lossagt. Die Sippe des Geblüts kannte schon in germanischer Zeit rechtsförmige Lossagungen eines Blutsbruders. Ja sogar ein Kloster kann nicht verhindern, daß sich seine Insassen laut oder leise von ihm lossagen. Die Übereinstimmung ist eine Tatsache, die über menschliches Wollen erhaben ist. Man kann sie nicht durch Paragraphen oder Verliese erzwingen. Eben hiermit erweist sie sich erst ganz als Urphänomen. Sie ist eine Kraft, die uns einzelne Menschen bald befällt und bald verläßt, ohne daß wir sie kommandieren können. „Gott verwirrte ihre Sprachen", heißt es in der Bibel, trotz der Einheitlichkeit von Ort, Zeit und Aufgabe. „Denn Gott wollte", so fährt die Bibel fort, „daß sich die Menschen zerstreuen sollten." Also gerade wenn wir uns zerstreuen, dürfen wir aus einem Geist heraus wirken!

Man findet durchweg bei todesreifen Gebilden, daß die Kraft zur Übereinstimmung aus ihnen weicht, obwohl die einzelnen durchaus den guten Willen zum Zusammengehen haben. Der „Wille zur Gemeinschaft", heute viel berufen, ist das Gegenteil eines Gemeinwillens! Jener versucht ein nachträgliches Additionsexempel aus a, b und c, wo dieser erst die einzelnen Summanden a, b und c aus sich heraus zur Entstehung bringen würde! Wo dieser auftritt, da eint er Mann und Weib, Feuerländer und Eskimos, Prinz und Bauersfrau, so daß sie freiwillig übereinstimmen.

Die Tiefe der Übereinstimmung wechselt, eben weil das Urphänomen vergänglich ist. Immer gehört aber zur Wirklichkeit — im Gegensatz zur Masse — ein solcher Tiefgang, daß sich mindestens einer zu dieser bestimmten Übereinstimmung bekennt. Während die Lossagung, das „Nein" gegen den Gemeinwillen, in jedem Glied laut werden kann, braucht das „Ja" nur einen bewußten Sprecher! Das lehrt auch die tägliche Erfahrung. Es ist unendlich mehr Nein in den Mäulern und Köpfen als Ja. Aber dies wenige Ja hält die Gemeinschaften zusammen. Das Nein fällt ins Leere. Hier ist die Grenze also deutlich in dem Eintritt eines leibhaftigen Menschen in die Stimmführung und Willensbildung gegeben. Jesus war der erste Christ; mit ihm und seit ihm gibt es das Christentum aller derer, auf die sich die Kraft zur Übereinstimmung mit ihm erstreckt hat. Auf all die Millionen anderen kommt es aber nun nicht mehr im einzelnen an, damit von der wirklichen Exi-

stenz des Christentums die Rede soll sein können. Dies war mit dem Leben des einen ersten Trägers wirklich geworden. In einer Familie muß mindestens einer bewußt den Namen tragen; es genügt nicht, daß auch die entsprechenden geschlechtlichen und Abstammungsverhältnisse sonst bestehen. Die Übereinstimmung muß mindestens durch den Mund eines Trägers eingesammelt werden und laut geworden sein! Alle Übereinstimmung drängt zu dieser Kundgebung. Natürlich kann sie auch in mehr als einem aufbrechen, sei es in mehreren, sei es in allen. Doch ist der einzelne oft ein stärkerer Träger der Einstimmigkeit, wenn er sie mit Leib und Leben verbürgt, als eine unwirkliche Vielstimmigkeit. Denn auf Massenwillen kommt es ja für die Wirklichkeit gerade nicht an! In jeder Gruppe pflegt ein Kern von vollverantwortlichen Trägern und mehr oder minder von diesen mitbestimmten Angehörigen sich zu finden. Die großen Gesetzgeber alter Zeit haben mit ihrem Willen sich ihre Völker geschaffen. Diese haben gehorcht, haben zugestimmt. Bei den alten Germanen hatte der einzelne Volksgenosse keinen Namen. Und so geht es vielfach noch heute in den wichtigsten Verbindungen, daß ein einziger Wille den Ton angibt, alles andere sich ihm als zuge-hörig, ange-hörig ergibt. Der Innenraum, in dem sich die vom Gemeinwillen Beherrschten vorfinden, gliedert sich mithin durch eine Zuteilung von Teilaufgaben an die Glieder, durch eine Zuspitzung auf Hall und Widerhall, Ton und Echo, Wille und Gehorsam, Sprechen und Entsprechen. Diese Zuspitzung — als Schlagwort von Führer und Masse heut sehr beliebt — scheint auf den ersten Blick die Beteiligten auseinanderzuspalten. In Wahrheit kann das nur glauben, wer weder in der Musik noch in den Kräften der Wirklichkeit Erfahrung besitzt.

Gemeinwille und Freiwilligkeit

Um zu gehorchen, um zu hören, muß ich potentiell selbst mitsprechen und mitbefehlen. Und wer sich und seinen Willen vernehmlich machen will, weil er aus der Kraft der Übereinstimmung heraus spricht, der hört selbst mit, während er spricht, der gehorcht seinem eigenen Willenston mit. *Die Stimmführung ist nur eine gradweise Steigerung der Stimmenkraft überhaupt. Was Goethe von der Sonnenhaftigkeit des Auges sagt, gilt auch von Sprache und Gehör dort, wo Übereinstimmung das Urphänomen ist. Mund und Ohr, Befehl und Gehorsam sind dann wie Pole, die sich innerhalb des Gesamtbildes der Gemeinschaft, des Gemeinwillens, bei den Gliedern besonders ausbilden. Aber beide*

stellen sich nur als eine Gliederung des Innenraums heraus. Befehlen und Gehorchen sind also beide nur oberflächliche Abwandelungen oder Zuspitzungen innerhalb des einen Kraftfeldes des freien Willens oder richtiger der Freiwilligkeit. Und im Gehorchen zeigt sich der Vorgang der reinen Innerlichkeit des Willens sogar reiner als im Befehlen, weil der Befehl ja durch irgendeine äußere Aufgabe hervorgenötigt zu werden pflegt. Er wird dem Befehlenden abgepreßt durch Not, Pflicht, Zwang, Furcht, kurz durch Beziehungen, die mit der inneren Freiheit und Ledigkeit der Willensbildung nichts zu tun haben. Wir werden sie auf einem anderen Feld der Wirklichkeit näher kennenlernen. Der Gehorchende hingegen will nur, gleichgültig was. Das erhält in ihm die reine redliche Haltung der Freiwilligkeit, das Gelöste, Entspannte, Übereinstimmende. Das Gleichnis der Masse zeigt ja, daß am stärksten der Wille sich ballt, der inhaltsleer ist.

Darum bleibt der Dienende, etwa der Page, die „Haustochter" zarter; ganz Freiwilligkeit scheinen sie. Denn durch sie hindurch wogen die von der Hausregel gewollten Verrichtungen.

Ein Feldherr behält schwerer die innere Freiheit des Gemüts als seine Untergebenen. Diese haben geradezu die Aufgabe, ihm als seine Umgebung ein Stück ihrer inneren Freiheit und Harmonie einzuflößen und mitzuteilen. Sie müssen ihm jene Stimmung vermitteln und übermitteln, in denen er die mit dem Innersten der Wirklichkeit übereinstimmenden Entschlüsse dann formulieren kann. Der Grundton der Übereinstimmung muß eben schon schwingen, bevor der bestimmte Ton wirkungsvoll erklingen kann.

Dieses Gesetz der Übereinstimmung zwischen Befehl und Gehorsam läßt sich nachprüfen an den Tonstärken und der Lautheit, die den wirksamen und den unwirksamen Befehl unterscheiden.

a) Ein im gewöhnlichen Unterhaltungston gesprochener Befehl wird nicht ernst genommen. Hier fehlt die Heraushebung aus dem bloßen Schwirren und Klingen des Geschwätzes. „Er hat das bloß so gesagt."

b) Ein um eine Willensstufe darüber anschwellender Ton wird ohne Widerstand und Trotz vernommen, verstanden und befolgt. „Er geht einem ein."

c) Ein um eine weitere Tonstärke dringlicherer Befehl wird als Befehlsernst genommen, aber er erregt Trotz; dem „Anbrüllen" wird widerstanden.

d) Die nächsthöhere Eindringlichkeit zerbricht den Widerstand, bringt aber die eigene Willenssaite im Gehorchenden zum Zersprin-

gen. Er gehorcht nicht mehr vernünftig, sondern er weicht in „Kadavergehorsam" bloßer Gewalt. Er wird „niedergeschrien".

Art des Befehls b wurde z. B. vom guten Offizier alten Schlages ohne weiteres getroffen; d treibt Raubbau, wird daher gewöhnlich nur angewendet, um a oder c wiedergutzumachen, oder aber von Leuten, die weder das Recht noch den Takt noch die Nerven zum Befehlen haben. *Diese vier Befehlsstufen sind natürlich nicht nur auf den mündlichen Befehl zu beziehen. Alle Regierungsanordnungen, Führervorschriften, Staatsgesetze, Polizeimaßregeln haben diesem Gesetz Rechnung zu tragen. Es wird immer dann zu laut befohlen, wenn der Befehlende sich für etwas Besseres hält, als den, dem er befiehlt. Dadurch erstickt er die Wahrheit, daß längst, bevor er befiehlt, der Hörer und er ein einheitliches Instrument bilden müssen.*

Der seichte Rationalismus des 18. Jahrhunderts hat eine zynische Anekdote erfunden, mit der er sehr bezeichnend sein Unverständnis für diesen Tatbestand verrät. Da seine atomistische Denkweise auch heute überwiegt, so sei diese Anekdote niedriger gehängt: Die zehn Gebote der Bibel beginnen bekanntlich alle mit einem „Du sollst". Sie stehen aber auf den zweiten Gesetzestafeln, denn die ersten hat ja Moses im Zorn zertrümmert. Der Witz des 18. Jahrhunderts fragte nun, was hat auf den ersten Tafeln gestanden, und die — sicher geistvolle — Antwort hieß: Alles lautete ebenso, aber statt „Du sollst" hieß es ursprünglich: „Ich soll". Der ernüchterte Moses hätte also — heißt das mit anderen Worten — beim zweiten Male sich aus seinem Volke ausgesondert und *ihm* gegenübergestellt. So denkt sich aus der Froschperspektive die Masse die Weltgeschichte, so die Aufklärung, die alles auf die menschliche zielbewußte Klugheit von einzelnen „Individuen" zurückführt und nicht weiß, daß jeder wirksame Gemeinwille sich sein Werkzeug ganz gegen dessen Willen wählt.

Hätte Moses in der Weise das „Du" gesprochen, daß es heißen sollte: „Ich nicht", so wäre er aus dem Raum der Übereinstimmung draußen geblieben. Er hätte sich verhalten wie der Hypnotiseur oder Tierbändiger und wie sich in der Tat der verhält, den wir schon kennen: der Psychologe der Masse, der Demagoge. Denn der, der eine Menge fanatisiert, bleibt ja selbst kalt, er bleibt wohlweislich außerhalb des Kegels der Willensstrahlen, die den Massenraum durchfluten. Eben deshalb aber bleibt auch dieser Raum bloß ein unwirklicher Schauplatz, die Willensbildung bleibt eine scheinbare. Der hypnotisierte, aufgepeitschte, fanatisierte Wille ahmt die innere Freiwilligkeit wirklichen Gemeinwillens nur schattenhaft nach. Die rationalistische Aufklärung nun

beurteilt das Licht nach seinem Schatten. Sie beurteilt die Wirklichkeit, als gebe es nur Oberflächengeschehen. Darum läßt sie den großen Gesetzgeber als Dompteur fremd und feindlich sein „Du sollst" den eklen Menschenhunden zubrüllen. In Wahrheit wäre dieser Ton rasch — mit dem äußerlichen Wegsehen des Gesetzgebers — verrauscht. Es hätte ja jene innere Aneignung, jene Freiwilligkeit nie eintreten können, die allein die zwei Tafeln zur Thora des Volkes für ewige Zeiten gemacht hat. Gewiß spricht der Gesetzgeber „Du sollst", denn er ist das Mundstück des Gemeinwillens, er darf zu den anderen sprechen, jene sollen hören und gehorchen. Aber ihn überkommt nur das Wort, weil es ja irgendwo Gestalt werden will und muß. Alles, was er ist, ist er nicht aus *willkürlicher eigener Machtvollkommenheit*, sondern weil der Gemeinwille ihn dazu bestimmt. Die *Willkür* täuscht eine Willenskraft bei einem einzelnen vor, der nicht als Glied, sondern als einzelner wolle. Er handle und spreche nicht freiwillig, sondern er turne nach Laune in der Freiheit seines Willens. Hier, in der Verwechslung von Freiwilligkeit mit Willkür, von Willkür mit Willensfreiheit sind wir an der Einbruchsstelle all der Irrlehren über den Willen, mit denen uns die Philosophie seit Jahrtausenden ängstet oder irreführt. Der Philosoph allerdings — das ist richtig — ist der aus jeder Art von Gemeinwillen herausgestorbene und herausgebrochene Geist, der nur nur noch über die Gesetze seiner individuellen Willkür unter der Überschrift: „Willensfreiheit" nachdenkt. Er ist der Grenzfall unter den Menschen. Er ist gefeit gegen die Verführungen des Massetreibens. Der Philosoph rühmt sich seiner Entrücktheit über Gasse und Markt. Aber er ist dafür auch aus dem gegliederten Innenraum der Bildung des Gemeinwillens herausgerückt. Er stimmt immer nur mit sich selbst überein.

Er kann kein Stimmenführer im Chor des Volkes, im Kreis der Gemeinschaft sein. Wer die eigene Willensfreiheit philosophisch erspekuliert, hat weniger Aussicht auf Mitgliedschaft in irgendeinem Körper als der Einfältigste sonst darin. Eher kann dieser zum Mundstück werden! Denn die Willenskraft formt sich ihre Organe unberechenbar. Und mindestens die Möglichkeit, zwischen den Menschen, die sie befällt, für die von ihr benötigten Funktionen beliebig abzuwechseln, behält sie sich immer vor.

Die *Übereinstimmung braucht keine eintönige zu sein. Unter den Schweizern finden sich alle erdenklichen Schattierungen des Nationalismus bei allerstärkstem Einfallen aller in den Akkord des Schweizertums.* In den politischen Parteien schwingen alle Klangfarben, vor

allem in Amerika. *Solange die Übereinstimmung zum Ganzen den Willen dieser einzelnen überfaßt, werden da viel tiefergehende Unterschiede geduldig hingenommen, als sie etwa einen einzelnen Angehörigen in der Partei vom nächsten politischen Nachbar außerhalb der Partei scheiden! Es ist die genaue Umkehrung des Sachverhaltes, wenn man sich einredet, gleich und gleich müsse fester zusammenhalten als ungleich, also seien die Unterschiede im Zentrum eben die geringeren. Denn sonst würde sie ja zerfallen. Nein, die Kraft zur Übereinstimmung versagt oft bei augenscheinlicher und absichtlicher Zusammenstimmung der Individuen. Es geschieht da durchaus nicht das Wahrscheinlichste, was nach Prüfung der Motive, Ansichten. Gedanken, Anschauungen am nächsten liegt. Ein Akkord, ein Einklang kann eben sehr viel wirksamer aus weit abstehenden Gliedern gefügt werden als aus Halb- und Viertelstönen.* Die nächsten Geistesverwandten, eben die achteltönigen, stimmen am wenigsten überein, sie haben es am schwersten, nicht „unwillig" zu werden, und sie bleiben meist nur gebunden, wenn sie an den Vollton durch seine Einbettung in einem größeren Akkord fest herangerückt werden.

3. Abschnitt

SPANNUNGEN (SPORT UND KAMPF)

Die Kraft zur Übereinstimmung, im Spiegelbild der Masse deutlich von unserer Einbildung erlebt, *gab sich als Kraft zur Verinnerlichung in Menschen hinein zu erkennen. Eine Willenswoge durchwaltet den in sich gestimmten Kreis* — der ein einzelnes Menscheninnere oder eine gewaltige Gemeinschaft sein kann — *als innere Stimmkraft.*

Im Begriff des Innen ist aber stets das Außen mit vorbehalten. *Wenn kraft der Übereinstimmung ein innerer Bereich ausgeglichen wird, so wird damit eine andere von außen bestimmte Wirklichkeit freigegeben. Ihr gilt nun unsere Aufmerksamkeit.*

Jene innere Kraft selbst leitet uns. Denn sie erweist sich als labil. *Jeder Wille kann nämlich im nächsten Augenblick in „Unwillen" umschlagen. Hier in dem Nein gegen ein Außen sammelt sich dann dieselbe Kraft, die wir innen Wille nannten, als Spannkraft nach außen. Sie wird zur Kampf- und Abwehrkraft, zur Widerstandsfähigkeit eines*

Körpers gegen äußere Einwirkungen. Der Inbegriff der Widerstände, die eine Wirklichkeit erregt und auf sich zieht und aushält, ist ihre Spannkraft. Was bekämpft wird, ist da. Mancher Politiker verdankt dem ersten, der ihn öffentlich angriff, seine Laufbahn. *Was ich bekämpfe, das bindet meine Kräfte; es spannt mich und legt mich mit meinen Möglichkeiten einseitig fest. Der Widerstand allein hält manches große politische Gebilde. Nun könnte es so aussehen, als sei die Spannkraft nur eben „die Kehrseite der Medaille" und verdiene also nicht die eigene Benennung.* Aber das ist ein Irrtum, den schon unser Erster Teil zu widerlegen versucht hat. *Im Außenraum der Spannung steht alles unter anderen Bedingungen als im Innenraum des guten Willens. Von innen gesehen entscheidet der Wille, entscheidet die Höhe der Freiwilligkeit über die Wirklichkeit des Gebildes. Je tiefer der Wille ganze Menschenleben mitreißt, als desto wirklicher erweist er sich. All dies ist belanglos für den Außenbereich der Spannung. Hier gilt nur, was man kann und vermag. Wie man es kann, gilt gleichviel, ob mit innerer Freude, ob mit zusammengebissenen Zähnen. Gleichviel.* Der Gegner blickt nicht wie Gott den Grenadieren ins Herz, sondern er zählt die Kompanien und Bataillone. *Die Spannung verlangt die äußere Tüchtigkeit,* die Disziplin und Zucht, den Kadavergehorsam und *die körperliche Geschmeidigkeit, die gute Ausbildung so gut wie die modernsten Waffen. Und dies Beispiel des Krieges steht nicht für sich. Über jedem Gebilde steht das Verhängnis, und wenn sie alle innen ein Herz und eine Seele wären, sobald die Nerven sich nicht nach außen straffen und spannen können. Wirksam ist hier nur das zweckmäßige Verhalten. Die Seite unseres Wesens, mit der wir in der Außenwelt „wesen",* diese eben auch wirkliche Seite unseres *Wesens* wird durch keinen noch so guten Willen gewährleistet. Hier draußen werden wir nicht nach unserem Innern gewogen. *Einer noch so rechtschaffenen Gemeinschaft, die keine Waffen — auch nicht des Wortes und des Geistes, der Propaganda und Predigt — führt, also einer schutzlosen Bauernfamilie etwa — fehlt eben damit diese eine bestimmte Kraft der Wirklichkeit. Deshalb ist sie nicht unwirklich. Aber sie ist teilwirklich. Und die Wirklichkeit ihrer Innerlichkeit wird notwendig eine Ergänzung heraufbeschwören durch andere Mächte, die sie sich nach außen so, als seien sie i h r e eigene Kraft, vorschützt. Diese Bauernfamilie kann Räubern einen Tribut zahlen, sie kann in einem geordneten Staate auf Polizisten und Soldaten rechnen, sie kann auf Gott und seine Heiligen allein gegen Feinde und Wölfe vertrauen: dann ist Gott und dann sind die Heiligen eben jene Macht des Außen, in deren Spannkraft sich der*

eigene Wille mit enthalten weiß. Wer in einem Innern wirklich ist, weiß notwendig eben damit auch von einem Nichtinnern, einem Außen, zu dem sein Inneres in Spannung steht. In irgendeiner Art also muß er auch diese Spannung hinnehmen und wollen; das Gottvertrauen bedeutet ja nur, daß er sich ohne besondere Vorkehrungen und Einrichtungen die Spannkraft zutraut, die seinem Innern entspricht. „Afflavit deus et dissipati sunt." Gott blies und die Armada stob in alle Winde.

Die Ordnung des Außen ist eine andere als die des Innen. Sie beruht auf Zwang, nicht auf dem Willen. Und zwar ist es der Zwang eben des von außen uns befallenden Naturzustandes, der uns einzelnen unsere Rolle im Ganzen zuweist. Nicht vom Willen kann die Rede sein, wenn eine Feuersbrunst alle Insassen eines ~~Eisenbahnzuges~~ Personendampfers bedroht, nur vom Schicksal. Und so studiert man die Außenkraft am reinsten, isoliertesten von allen Vermischungen mit dem Willen dort, wo das Schicksal die Wirklichkeit bestimmt: bei Seuchen, Überschwemmungen, Belagerungen. Hier ist der Kreis der Betroffenen ohne Wahl bestimmt. Mitgefangen, heißt es, ist mitgehangen. Die Wirklichkeit ist ein Gefängnis, das uns zu seinen Gefangenen herausbildet und heraushämmert. Die Erde im Ganzen ist unser Schicksal. Der Hunger nötigt uns, mit ihr zu kämpfen in unaufhörlicher Anspannung. Was im einzelnen zum Gegner, zu fremder Natur werden kann, die man bekämpft und der man widerstehen muß, das wechselt. Alles kann für uns Erde, Schicksal, Natur werden, Dinge wie Menschen. Sehr oft sind es auch da, wo man keine Flinten trägt, gemeinsame Feinde, die aus ganz Unzusammengehörigen Genossen machen. So schweißt der Judenhaß die Juden immer neu oft sehr gegen ihren Willen mit ihresgleichen zusammen. Genau so geht es heute den Deutschen. Wie gern würden Millionen auswandern. Der Widerstand der feindlichen Welt macht jedes Beginnen, sich von seinen Landsleuten zu lösen, hoffnungslos. Wenn ich mit anderen von außen in einen Topf geworfen werde, so hilft mir kein Wille etwas. Ein Deutschvölkischer mochte strampeln wie er wollte. Rathenau galt in der ganzen Welt als Deutscher. Und die Süddeutschen mögen noch so sehr auf die Berliner schimpfen. Für den Deutschen im Ausland fallen die Berliner schwer ins Gewicht. Und so ist heute bei dem herrschenden Nationalitätenhader die Banalität fast vergessen, daß es das Schicksal von außen in erster Linie ist, das den einzelnen zum Yankee, Slowaken, Wackes usf. stempelt.

Innerer Willensbereich nennt dies Schicksal dann wohl erbittert und ablehnend: Zufall. So wenig hat Schicksal, hat äußerer Zwang Zugang

zu der Vergeistigung im Willen. Aber die Zwangsordnung der eisernen Not ihrerseits spottet über die „Launen des Gefühls", zu denen sie den Willen herabsetzt. Innen und Außen sind sich gegenseitig undurchdringlich. Es ist ein Bemühen wie die Quadratur des Zirkels, Zwang und Freiheit, Schicksalsmacht und Willensmacht auseinander abzuleiten oder ineinander aufzulösen, wenn nicht andere Mächte dazukommen; und ihre polare Gegeneinanderstellung führt zu einem einfachen Zerbrechen: Der Doppelraum springt entzwei. Es ist dies der Vorwurf der Heldentragödie. In Kleists *Penthesilea* will die Heldin vor den Feinden sich nicht retten. Die Oberpriesterin eifert dagegen: „Unmöglich wär's ihr, zu entfliehen?, unmöglich, da nichts von außen sie, kein Schicksal, hält, nichts als ihr töricht Herz — —"

Da antwortet die Freundin für die Heldin:

> Das ist ihr Schicksal!
> Dir scheinen Eisenbanden unzerreißbar,
> Nicht wahr? Nun sieh, sie bräche sie vielleicht
> Und das Gefühl doch nicht, das du verspottest.

Und die Freundin bleibt bei der Heldin und zeigt damit, daß der seelische Innenraum der Freiwilligkeit durchaus nicht gerade von einem Individuum eingenommen zu werden braucht — sie macht ihn sich zu eigen:

> Ich bleibe bei dir. Was nicht möglich ist,
> Nicht ist, in deiner Kräfte Kreis nicht liegt,
> Was du nicht leisten kannst: Die Götter hüten,
> Daß ich es von dir fordre! Geht, ihr Jungfrauen
> — die Königin und ich, wir bleiben hier.

Aber mit diesem Entschluß ist auch die Wirklichkeit in ihre Stücke zersplittert, der Untergang des Freundinnenpaares tragisch besiegelt. Die Wirklichkeit muß sich für diese Ablehnung, ihr auch nach außen zu entsprechen, rächen. Das Leben will sein Recht, das Schicksal erzwingt sich Beachtung. Man gehorcht dem Schicksal nicht freiwillig, man soll es gar nicht freiwillig tun. Es will als Schicksal, als Naturgesetz verehrt und beachtet werden. Deshalb ist ja das Schicksal blind. Es wählt nicht aus nach Verdienst und Würdigkeit. Die reine Schicksalsordnung trifft den einzelnen nach dem Los, so wenn in einem Schiff einer geopfert werden muß; sie trifft den einzelnen nach seiner Nummer, wenn er zum Brotempfang schlangesteht. Die Zusammenordnung der Menschen

unter der Gewalt des Schicksals geschieht nach nüchternen Zahlen und nach Zweckmäßigkeit. Vor dem Tod sind alle gleich. Daher kann die Reihenfolge nur nach äußeren Merkmalen sich ergeben: nach dem Alphabet oder ähnlich. Nur die Zweckmäßigkeit entscheidet. Wehe, wer sich auf Gefühle verließe hier, wo wir im Reiche der Zwecke weilen.

Und wieder können wir ein Mindestmaß an Kraft feststellen, das ein solches Schicksalsgebilde als ein wirkliches erweist. In der Willenswelt, sahen wir, ist es der freie Wille, mit dem sich einer mindestens dazu bekennen und seinen Namen dazu hergeben muß: er muß aus diesem Willen heraus leben: In dem Augenblick beginnt diese bestimmte Willenswelt wirklich zu werden.

Auch im Schicksalsbereich muß mindestens ein Mensch „daran glauben", damit wir das Gebilde ernst nehmen sollen. Einen muß es als *„einen von diesen"* getroffen haben, damit „diese" aus einem Haufen Unverbundener eine Schicksalsgemeinschaft werden können. Schicksalsgenossenschaft nimmt sich keiner. Man verfällt ihr. Der erste, den das Los trifft, zeichnet eben damit alle anderen, die es auch treffen kann, damit sie nun gemeinsam widerstehen. So wird die Reformation, die Deutschland zerreißende Revolution, eröffnet durch den Geleitsbruch, den der Kaiser an Johann Huß begeht.

Und dieses letzte Schicksal von außen hat nun geheimnisvollerweise dem in seinem Innern davon gar nicht erreichten Johann Huß ein Stück erhöhte Wirklichkeit und Abwehrkraft verliehen. Wie ganz anders widersteht sein Bild nun der Außenwelt! So ist die Spannkraft vollwirklich, wenn ein Mensch mit Haut und Haar einem äußeren Zweck *verfällt.* Dieser Zweck ist damit eine wirkliche Macht geworden. Auch in der Zweckwelt ist der Volleinsatz mindestens eines Menschen die Reizschwelle dafür, daß der Zweck über das bloße Spiel zur Wirklichkeit wird. Auch hier ist der Mensch das Maß der Dinge. Sehr deutlich ist das in der Technik. Dort werden täglich Hunderttausende gefährdet. Je selbstverständlicher uns allen diese Inkaufnahme der Gefahren der Starkströme, Gifte, Verkehrsgeschwindigkeiten geworden sind, desto wirklicher ist damit diese Zweckwelt geworden. Ohne diesen täglichen Einsatz von Leib und Leben gegen die Natur, ohne diese rücksichtslose Geltung des Satzes: Der technische Zweck heiligt dies Mittel des Menschenopfers, wären die Zwecke der Technik noch nicht in der absoluten Herrschaft, in der wir sie heute finden.

Und nun könnte man denken, die Menschen treibe es von Haus aus nur nach der Innenseite des Willens. Und es bedürfe ganz seltener An-

triebe, um die Außenseite des Schicksals in ihnen auszuspannen. Aber statt dessen ist die Gestalt des Kriegers, Helden, Kämpfers mit ihrer geschmeidigen Verwendbarkeit und ihrer ehernen Zucht das selbstverständlichste Vorbild in jeder Gemeinschaft. Gewiß mag sie nicht als das Ordentliche, sondern als das Außerordentliche in Geltung stehen: In jedem Falle hat sie sich das Volksleben in einer bestimmten Spiegelung als tägliche Erscheinung angeeignet und damit das Urphänomen der Spannkraft anerkannt.

Die Spiegelung geschieht im Wettkampf und Sport. Die Wettkampfleidenschaft zaubert den Menschen in eine gestraffte Kampfreihe; im Widerstand einer Naturgewalt oder eines menschlichen Gegners spannt sich der einzelne zur äußersten Ausbildung seiner Sonderleistung. Die Muskeln, die Haltung, die Nerven, die Bewegungen: alles wird den Gesetzen des Kampfes untertan und entspricht ganz und gar ihnen. Jeder steht an seinem festen Platz in einer notwendigen Ordnung. Herausgeschliffen ist jeder aus dem Ganzen zu einer besonderen Verrichtung. Das gleiche Schicksal zeigt sich in der gleichen Uniform der kämpfenden Partei. Mit lautloser Selbstbeherrschung muß der einzelne es hinnehmen, wenn er „ausfällt". Hier gibt es keinen Zufall. Auf dem Sportplatz ist alles Schiedsspruch des unerbittlichen Kodex der Sportgesetze und des Unparteiischen. Nicht auf das, was einer will oder fühlt oder denkt, kommt es im geringsten an; nicht darauf, ob der Klub eine große Zukunft hat; einzig das entscheidet, was er heute kann und leistet.

Und aller Sport sucht vor dem Kämpfer ein unausweichliches Muß aufzurichten. Nicht was er will, soll er leisten, sondern auf die verschiedenste Weise wird man erfinderisch, um die Spannkraft von außen hervorzuzwingen. Da wird eine Reihe von Bedingungen vorgeschrieben. Natürliche Hindernisse erzwingen gewisse Überwindungen. Hürden und Gewichte werden künstlich hinzugetan. Am höchsten aber steigert sich der Sport, wenn es ein lebendiger Gegner ist, der all diesen Zwang durch seine Gegnerschaft ausübt. Daher ist der Kampf von Fußballmannschaften oder Ringkämpfern von solchem Reiz. Und bei den Wettrennen erregt man durch den Wetteifer wenigstens die Illusion, als steigere der eine den anderen, ja als zwinge der eine dem andern die Gegenleistung erst richtig ab. Und deshalb ist das Tiergefecht der Alten oder der Stierkampf die folgerechte Durchbildung des Kampfspiels bis dahin, wo das Gesetz des Kampfes wirklich von einer Schicksalsmacht ganz und gar und unentrinnbar dem Kämpfer *von außen* vorgeschrieben zu werden scheint.

Das Kampfspiel ist die äußerste Erscheinung, die der Masse in dem Bereich der Innenkraft entspricht. Wie anders sieht der einzeln in sich ruhende muskulöse, schlanke Fechter aus als das schwitzende, heulende, zerlumpte Volk in der Masse. Sie sind unvergleichbar: Dort ist alles der Schein der Spannkraft, hier alles der Schein des Gemeinwillens, auf den man hinausdrängt. Mag jener Champion im Leben ein gemeiner Klopffechter sein: wenn er nur auf der Wiese im Spiel besteht. Die Häßlichkeit der Masse ist unvermeidlich, weil aller Wille, aller freier Wille mit seiner reinen Innerlichkeit gegen das Äußere gleichgültig ist. Die geistige Stumpfheit des Boxers ist ebenfalls unvermeidlich. Denn alle Rekorde und Sporterfolge sind gegen die inneren Stimmen völlig unempfindlich.

Masse und Kampfspiele (Sport) sind der Schein, den die *doppelräumlichen* Kräfte des Willens und der Spannung neben sich hinstellen.

Nunmehr erwarten wir es schon kaum anders, als daß auch die *doppelzeitlichen* Kräfte der Wirklichkeit sich in Scheingebilden des täglichen Lebens spiegeln werden. Auch von ihnen wird es zu gelten haben, daß jedermann ihren Schein muß durchschauen können und sie trotzdem nicht entbehren mag. Finden wir solche Scheingebilde, so werden wir ihnen wieder wie bisher wichtige Anhaltspunkte für die wirklichen Kräfte, denen sie entstammen, entnehmen können.

Nun gibt es solche Erscheinungen in der Tat in unser aller Leben. Noch viel unentbehrlicher sind sie den meisten als Kampf und Rausch. Und wenn der „Gebildete" vielleicht glaubt, ohne Sport und Massenreize leben zu können: ohne Kunst und Geselligkeit will und kann er das Leben dann meist um so weniger ertragen. Diese soziale Scheidung hinsichtlich des schönen Scheins ist gewiß kein Zufall. Sie zeigt, wie tief der Gegensatz zwischen den bisher behandelten Kräften und den noch übrigen beiden sein muß. Raum und Zeit: die sind freilich verschiedener, als es nur die Gegensätze des Innen und Außen innerhalb des Raumes, die Gegensätze des Rückwärts und Vorwärts in der Zeit sind. Dazu kommt aber, daß wir aus einer raumbesessenen Geistesepoche kommen, raumbesessen, weil augenbesessen, ist die gesamte theoretische Naturwissenschaft und ihr nach die Technik gewesen, und nach ihr hat sich alles andere in unserer Phantasie unvermerkt gerichtet. Die Wissenschaften haben daher die zeitgeborenen Scheinkräfte — z. B. die Kunst — vielfach als räumliche mißverstanden oder mindestens ihre zeitliche Bedeutsamkeit vernachlässigt. So ist gerade hier das eigentliche Neuland der Soziologie zu finden.

4. Abschnitt

BILDUNG (GESELLIGKEIT UND AUTORITÄT)

Man „will nichts", wenn man in Gesellschaft oder ins Wirtshaus geht. Oder wenn man etwas will, so will man „ausspannen". Auch geschieht nichts Bestimmtes in einer Gesellschaft, die zum Tee oder Festmahl versammelt ist. Simmel hat über diese Eigenart der Geselligkeit, daß ihre Formen stets wichtiger sein müssen als jeder Inhalt, daß hier die höfliche herkömmliche Redensart im entscheidenden Augenblick passender bleibe als das brutale Hinübertreten in die Wirklichkeit oder das Ernstnehmen eines einzelnen Gesprächsthemas, einen köstlichen Vortrag gehalten. Die Entspannung vermag nur die Geselligkeit zu gewähren, in der z. B. auch ein Kartenspiel oder ein Virtuosenkunststück nicht zum aufregenden Selbstzweck wird. Das unterscheidet den Herrenspieler vom Berufssportsmann, den Dilettanten vom Künstler, daß der eine die Gesellschaft unterhält, der andere aber mehr Wert darauf legt, selbst der Gesellschaft anzugehören, als sie zu unterhalten. Jeder gesellschaftliche Sport verliert daher seinen Rekordcharakter. Er wird ein Bestandteil der Geselligkeit durch nichts anderes als dadurch, daß gewisse gentlemanlike Formen, eine gewisse spielerische Anmut als wichtiger gelten als der Vollzug der Leistung. Ein schlechter, ungeschickter Jäger, der danebenschießt, stört die Gesellschaft nicht entfernt so wie ein anderer, der den geringsten Verstoß gegen die Weidgerechtigkeit begeht.

Dieser letztere fällt aus dem Rahmen. Und nur aus dem Rahmen zu fallen ist in guter Gesellschaft unverzeihlich. Es hebt recht eigentlich die Geselligkeit auf und zerstört sie. Weder der „gute Wille" eines solchen taktlosen Bären noch die „Notwendigkeit", ihn zu ertragen, können dafür entschädigen. Jener Reiz der Geselligkeit, zu erholen und auszuruhen, hängt eben an der Innehaltung des Rahmens und der Beherrschung gewisser Formen. Und daß diese Formen gewisse sind, ist ihr Geheimnis. Man muß wissen, was sich gehört und wie man sich bei der und der Gelegenheit benimmt. Bei einer Trauung oder bei einer Beerdigung muß man das Herkommen kennen. Es ist in einer Abendgesellschaft erfreulich, wenn der eintretende Gast ungezwungen das kleine Zeremoniell innehält, gerade auf die Frau des Hauses loszusteuern und ihr zuerst die Hand zu küssen. Er zeichnet damit ihre Hausfrauenwürde gebührend aus und erkennt an, daß er sich als ihr

Gast fühlt. Wird er aber am Eingang ohne seine Schuld von einer anderen Dame aufgehalten, so darf er jene Reihenfolge nicht unter Hinweis auf die Etikette gewaltsam erzwingen wollen, sondern muß dann unbefangen die veränderte Lage wahrnehmen. Er kann höchstens hinterher der Dame des Hauses sein Bedauern zu verstehen geben, daß er verhindert werden konnte, ihr sein erstes Kompliment darzubringen. Also dieselbe Form, die als eine „gewisse" Anspruch auf strenge Befolgung hat, verlöre ihren Wert, wenn man sie als ein überfeierliches Gesetz mißverstehen und allzu laut betonen wollte. Das Taktgefühl ist somit ein doppeltes. Der Gast muß sich nicht nur selber tadellos benehmen, sondern er muß genau so jedem andern helfen, sich tadellos zu benehmen. Er muß also über Entgleisungen anderer stillschweigend hinweggleiten. Denn das Zeremoniell soll lautlos herrschen. Die Menschen sollen es in ihrem Fleisch und Blut tragen; „man soll es in den Fingerspitzen haben". Eine kommandierte oder im Streit durchgesetzte Sitte hat ihren Reiz eingebüßt. Dann bleibt nur der Ausweg, wieder aus dem Sittenüberwacher, dem Censor, ein zeremonielles Amt zu entwickeln, wie z. B. das Amt dessen, der einen Tanz, Menuett oder Quadrille, zu kommandieren übernimmt. Damit erst läuft dessen ausdrückliche Ansage des Schicklichen selbst in den Bahnen des Unauffälligen, Schicklichen und also „Schicken" ab.

Betrachtet man aber die Formen der Geselligkeit auf ihren Ursprung, so pflegen sie allesamt älter als die übrigen Lebensformen der in der Gesellschaft Lebenden zu sein. Je älter Möbel und Schmuck, desto feiner. Daß noch heute ein jeder einen jeden „um Feuer bitten" darf, ist ein jahrtausendaltes Zeremoniell. Denn es weist auf Zustände, in denen alles Feuer nur durch Übertragung von Herdfeuer zu Herdfeuer sich erhielt.

Das Abziehen des Hutes ist ein Rest der Lebenssitte, mit der der Mann den Herrn anerkannte, ebenso der Handkuß. Das heißt, daß in unserer bürgerlichen und städtischen Gesellschaft die Geselligkeit noch aus dem Ritterrecht der Herrenhöfe und Schlösser ihre Formen bewahrt. In der Geselligkeit steht die Zeit still oder verlangsamt doch ihren Schritt. Und diese Verlangsamung wird eben durch die Wucht des Zeremoniells erreicht. Wenn man in die Ferien fährt, um sich zu erholen, so legt man auch die Zeit still. Man geht fort und stellt sich und anderen mit Erfolg vor, als laufe das Rad des Berufs, der Geschäfte, der Politik, des Lebens in diesem Ferienmonat langsamer. Dieser Zeitstillstand, der den Staub auf den Akten und die Spinnweben an den Fenstern wachsen läßt, der Dornröschenschlaf des Arbeitszimmers während

der Erholungszeit macht diesen Raum zum Tummelplatz der Vergangenheit. Denn „ewig still steht die Vergangenheit". Dort aber, wo der Mensch sich nicht erholen kann durch einfache Flucht in ein zweites Leben, aufs Land, in die Berge oder ans Meer, in die unwirkliche Existenz eines Wadenstrümpflers oder Badehosennaturmenschen, sondern wo er sich erholen will in derselben Gesellschaft, in derselben Welt, in der er sonst seine Spannkraft einsetzt und mit der er wirklich übereinstimmt, da hat er das Mittel der Geselligkeit: um sich auszuruhen, um lange Abende ohne Langeweile auszufüllen, um dem Augenblick Dauer zu verleihen, ohne ihn doch wirklich werden zu lassen. Denn — dies ist der springende Punkt — was man die Formen der Geselligkeit nennt, ist nichts, als daß sie Wiederholungen sind. Je ausgebildeter eine Geselligkeit, desto größer ist ihr Reichtum an Bräuchen, Herkommen, gangbaren Wendungen, konventionellen Phrasen. Was ist aber eben alles dies anders als *Wiederholung?* Wiederholung von wirklich Gewesenem, ohne daß es auf seine jetzige Wirklichkeit ankommt, sondern nur auf die Wiederholung von etwas einmal doch wirklich Gewesenem! Die gnädige Frau, bei der ich eingeladen bin, ist nicht meine gnadenvolle Herrin. Aber ich wiederhole eine wirklich gewesene Ordnung, und eben dadurch tritt jene kampflose Beruhigung, jene wohltätige Stille ein, in der kein Streit, kein lautes Wort nötig sind, weil nichts Neues unter der Sonne dieses abendlichen Kronleuchters geschehen soll, sondern ewig das Alte! Deshalb fühlt man sich in guter Gesellschaft so sicher und geborgen. Es kann einem nichts passieren. Alles weiß ja, was sich gehört. Auf das „wissen" ist der Nachdruck zu legen. An Napoleons, des Emporkömmlings, Hof wußte auch jeder, daß alles dem Kaiser zu gehorchen habe. Aber eben daß der, dem alles angehört, noch als neuer, lebender, plötzlicher Mensch in den Saal treten konnte, störte die Gemütlichkeit furchtbar. Wenn alles wissen soll, was sich gehört, so muß der Versuch dieser „Gehörigkeit" längst vorüber, unkenntlich alt sein. Die Zeremonie ist erst eine, wenn sie Wiederholung von etwas ist, dessen Schöpfer nicht mehr spürbar ist. Sie muß unpersönlich geworden sein, erst dann wirkt sie rein als Wiederholung. Vorher hingegen hat sie den fatalen Beigeschmack der *Nachahmung.* Die Nachahmung der guten Gesellschaft durch Frau Raffke ist ja aber gerade die Karikatur zu Brauch und Herkommen dessen, was sich gehört. Nach all diesem begreift man, was sonst ein Rätsel wäre, daß die tausendfache Wiederholung eines Gespräches über das Wetter oder das Befinden der Frau Gemahlin selbst in unserer formlosen Zeit als höflicher gilt bei der ersten Begegnung als irgend-

ein noch so origineller Witz. Gott sei Dank! möchte man ausrufen, hier wenigstens bringen wir noch die Kraft zur unendlichen Wiederholung des Brauches auf. Und es gilt als Zeichen eines gebildeten Menschen, nicht mit der Tür ins Haus zu fallen, sondern erst einmal geduldig die verschiedenen herkömmlichen Gesprächsthemen abzuhandeln. Erst beim Braten frühestens kann man persönlich werden.

Mit diesen Beobachtungen allein sind wir aber schon über das bloße und bewußte Scheinwesen einer Geselligkeit hinausgegangen in das höchst wirkliche Gebiet der Bildung. Es ist der gebildete Mensch, der allein der Wiederholung von Formen fähig ist. Der Rohe kann eben nur nachahmen. Der Sinn und der Gehalt jener Formen dringt nicht in ihn ein. Aber so wahr der Mensch ein bildsames Wesen ist, „kultivierbar", so wahr vermag die Bildkraft eines einmal geschehenen Vorgangs in ihn einzudringen und ihn zu formen und zu prägen. So wie die Freiwilligkeit das Echo des Trägers Mensch auf die Kraft des Gemeinwillens, wie sein zweckmäßiges Verhalten als ein Echo auf die Kraft des Schicksals sich darstellt, so ist die Bildung und Kultur eines Menschen sein Echo auf die Bildkraft der Wirklichkeit! Alles, was einmal angehoben hat und seinen Ursprung gehabt hat, bildet als Vorbild den Stoff „Mensch" sich nach. Der Mensch „will" das nicht! Nein, es wird ihm ja gerade nicht bewußt. Bewußtsein hindert die Bildung. Und es wird ihm nicht abgedrungen wie etwas Notwendiges vom Schicksal. Sondern die Autorität des Urbildes ist eine Kraft, die ebenso oft Unnützes, Unnötiges, ja schon Überflüssiggewordenes nachbildet. Und sie ist eine Kraft, die schwer auf uns liegt und unseren eigenen und eigentlichen Willen oft lahmlegt und schwer einschnürt. Trotzdem kann sich kein Mensch, der ein wirklicher Mensch ist, dieser Macht der Autorität entziehen. Gewiß, jeder junge Mensch lehnt ein paar überkommene Vorbilder ab. Vor allem erscheinen ihm die Eltern als altmodisch. Aber das heißt ja nur, daß er sich andere Vorbilder sucht. Rebellische Jugend suchte sich die alten Germanen als Autorität aus oder noch besser die Arier. Die Arier erscheinen aber aus keinem anderen Grunde als die besseren Autoritäten, als weil sie noch älter sind! Die neuen Völkischen wollen von ihren liberalen Großvätern nichts wissen. Deshalb leiten sie ihren Stammbaum — dergleichen wird heute viel geschrieben, noch mehr gedruckt und gekauft und am allermeisten gelesen und geglaubt — auf eine Edelrasse vor 36 000 Jahren zurück. Die Bildkraft will sich eben durch ihr Alter als Kraft der Wirklichkeit erweisen. Und in einer Zeit, wo alle Vorbilder verloschen sind, wo zwei ältere Generationen, erst Wilhelm II., dann Hindenburg, sich um alle

Autorität gebracht hatten bei den Jungen, da wurde mit solchen Gewaltmitteln ein Notversuch gewagt, um nur um Gotteswillen nicht vorbildlos leben zu müssen. Die Wirklichkeit hat einen horror vacui, eine tödliche Angst vor irgendwelcher Bildlosigkeit. Jedes Vorbild ist besser als gar keins! Und kommt der regelmäßige Umsatz und die Neubildung echter Vorbilder ins Stocken, so wird eine Scheindarbietung vor den Abgrund des Nichts gespannt; als eine solche Vorbild-Ersatzvorrichtung war die völkische Ideologie in der formlosen Wüste der Jahre nach 1918 in Europa behilflich. Denn alle wirklichen Kräfte sind ja nur deshalb wirklich, weil sie unter allen Umständen und mit welchen Mitteln immer sich durchsetzen, mit guten oder schlechten, tauglichen oder untauglichen Mitteln. Die Bildkraft ist eben keine Sache unserer Willkür. Autoritäten errichtet man sich nicht freiwillig oder weil man sie nötig hat. Wenn sie da sind, beugt man sich ihnen. Wenn sie aber fehlen, so schreit man nach ihnen. Vergebens aber denkt man sie zu erfinden. Bildkraft hat nur das Ursprüngliche, das heißt also das schlechthin Unabhängige. Deshalb beneidet man ja alles, was in sich selbst ruht, wie den alten Bauer oder das spielende Kind oder den sinnenden Mönch. Sie haben jene Form, nach der man schreit. Und am entsetzlichsten empfindet sich der Mangel der Form, die man wiederholen dürfte, angesichts des Todes. Rilke im *Requiem* auf einen jungen Freund bricht in den stöhnenden Ruf aus: „Gebräuche her! Wir haben nicht genug Gebräuche!" Die Toten der Weltkriege sind noch lange nicht verwunden, weil ihnen noch nicht die echten, ursprünglichen Zeremonien haben erwiesen werden können von einem formlos gewordenen Geschlecht. Ein echtes Sterben erzwingt sich sein Zeremoniell! Die Wirklichkeit des christlichen Rituals hängt eben an dem Mut, mit der es den ursprünglichen Schandtod der entehrenden Hinrichtung als ewig wiederholte, autoritäre Zeremonie festhält. Die Form darf also in ihrem Ursprung nicht als Form beabsichtigt worden sein! Sie hat nur deshalb Bildkraft, weil sie *unvorhergesehen*, zwecklos und ungewollt, entsprungen ist. Solange wir leben, sind wir in Gefahr, ansichtlich und zweckvoll, also nicht ursprünglich zu handeln. Erst im Tod fallen die Masken, die Vorbilder, die wir als gebildete Menschen vor uns hergetragen und nachgebildet haben. Erst der Tote ist selbst Urbild dessen, was er, woraus er ist. Daher wird die Bildkraft daran ermessen, ob ein Vorgang, eine Handlung ihren ersten Träger und Täter überlebt. Und es spricht nur die Tradition, der Fortgang eines Urbildes durch die Zeit hinüber über viele Nachbilder, für die Bildkraft der Autorität. Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort, klagt der Neu-

geborene. Und doch ist das etwas Unabänderliches, ein Urbestandteil der Wirklichkeit, daß Gewohnheit und Überlieferung sich bilde. Auch der Dichter, der klagt, daß „Besitz schon als Recht" gelte, will selbst in den Besitz seiner Geltung gelangen. Eben dieser sein Vers soll ja zünden, soll in empfänglichen Gemütern das Bild des wahren Lebens entzünden. So soll eine Kette „sich bilden", und derselbe Goethe sieht den endlosen Geisterzug anheben: „und dann noch soll, wenn Enkel um uns trauern, zu ihrer Lust noch unsere Liebe dauern". Hier ist das Geheimnis und die Grenze der Autorität enthüllt: „zu ihrer Lust" darf sie dauern. Sie herrscht, weil es eine Lust und ein Verlangen der wirklichen Welt ist, bilderfüllt leben zu dürfen. Weder der Bildende, das Vorbild, noch die Gebildeten machen es, beide werden vielmehr erfaßt von der Kraft, die jenen zum Ursprung, diesen zum Nachbild bestimmt. Man erinnere sich an das Rätsel der Übereinstimmung zwischen denen, die freiwillig einander befehlen und gehorchen. Das ist vielleicht mehr als ein Gleichnis der Gliederung ins Urbild und Bildung durch die Bildkraft, die auf das Bleiben hinwirkt und also die Gegenwart an die Vergangenheit herangerückt erhält. Das aber ist nun der Unterschied der Bildkraft von den bisher erörterten Kräften, daß sie rein zeitbezogene Wirkungen erkennen läßt. Es ist das Nacheinander einer bereits erfüllten Vergangenheit zu der noch zu füllenden Zukunft, in dem sich die Gegenwart für den Vergangenheitspol entscheidet. Wenn wir uns einem Vorbild unterstellen, entscheiden wir im Anprall der Zeiten zugunsten der Vergangenheit. Immer dann ist Bildkraft am Werk. Es kann sich um Jahrtausende handeln oder um die schüchterne Angleichung eines neuen Ministers an seinen Vorgänger — immer wird der Weg in die Vergangenheit gewählt. Aus Bescheidenheit, aus Scham, aus Faulheit, aus Ehrfurcht, aus Pietät, Eilfertigkeit, aus Gottesfurcht: die Motive für die Herrschaft der Bildkraft sind zahlreich und sehr verschieden. Immer enthalten sie wohl ein Element der Furcht. Dabei gibt es bald wertvolle, bald wertlose Ausprägungen dieser Regung. Die Welt soll nicht ins Chaos zurückfallen und in die Nacht der Barbarei; man ist dankbar dafür, daß sie schon da ist — dies ist wohl die allgemeinste Form, in der die Bildkraft jedermann zu einem Teile mindestens zugänglich ist.

Wenn den Ertrinkenden, wie es heißt, mit rasender Schnelligkeit noch einmal der ganze Bilderschatz seines früheren Lebens heimsucht, so preßt sich der, der nicht sterben will, damit noch einmal an die schon gelebte Welt und sucht in ihr nach einer Vorstellung, einem Bild, das die unerhörte neue Lage erkläre, decke, treffe. Die Seele hüllt sich auch

in ungeheuren Erregungen in ein Bild, um nicht wahnsinnig, vor Grausen entrückt zu werden. Und wieder erinnern wir uns der Bedeutung des Todes für den jeweiligen Hervorbruch der Bildkraft: auch ein Klagelied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich. Es ist damit eben gleichsam noch etwas von dem teuren Leben da. Die Furcht stellt in der ewig wiederholten Klage, in Mausoleen und Pyramiden Teppiche und Wandschirme um das Nichts, das dem Menschen immer unerträglich ist, am unerträglichsten aber da, wo vorher etwas gewesen ist. So ergibt jeweils der Tod den natürlichen Anschnitt für das Aufschießen der Bildkraft. Die Bildkraft springt ganz wie eine Quelle in Sprüngen, nicht als Kontinuum, aus den Vernichtungspunkten des Lebens formend hervor. Die Zersetzung von Etwas in Nichts bewirkt die förmliche, ausführliche Hervorholung und Wiederholung dessen, was ein Etwas bleiben soll. Für den Aufbau der Grundkräfte ist dies als Kern der Bildkraft in acht zu behalten: Die Kraft zum Fortgang, zum Bestand und zur Dauer durch Wiederholung und Form, durch Bildung und Kultur. Die Abneigung gegen die Zerstörung, die Ruhe des Daseins verstärkt sich im Stillstand der Zeit. Bildkraft ist die Kraft des Rückwärts und nach Rückwärts. Sie ist zeitbestimmt, und zwar im Pol der schon erfüllten Zeit.

5. Abschnitt

VERWANDLUNG (KUNST UND LIEBE)

Wenn eine Zeremonie in prächtigen und ehrwürdigen Bräuchen abrauscht wie eine Papstwahl, eine Königskrönung, eine Heldenbeerdigung, dann muß Musik den Hergang verschönen, Maler entwerfen vielleicht die Kostüme der Teilnehmer, und die Dekoration des Festraumes und eine Dichtung hält in erhöhter Sprache im letzten Sinn des Herganges allegorisch fest. So ist Shakespeares herrliches Lustspiel *Was ihr wollt* ein Hochzeitsfestspiel. Und Gelegenheitsdichtungen, nämlich Festdichtungen großen Stils, sind die vornehmsten Werke der Weltliteratur, angefangen von den Tragödien des Äschylus. So scheint die Kunst in die Kreise der von uns schon erörterten Geselligkeit hineinzureichen. Freilich bieten sich noch andere Zusammenhänge an, vor allem mit der Pflege des Gemeinwillens. Die Masse will doch mit Spielen, Künsten, Gauklern, Artisten unterhalten sein. Oder sie will jeden

Mittag mit der Wachtparade hinter der Militärmusik herziehen dürfen. Der Sportsmann umgekehrt verwendet die Kunst zum eigenen Kostüm und zur Ausschmückung des Kampfgerätes vom alten Rittersattel bis zum Tennisschläger. Sollten nicht Sport und Demagogie auch Bezirke sein, in denen die Kunst entspringt?

Die Frage löst sich, wenn man unterscheidet zwischen dem Bezirk, in dem die Kunst sich findet, und dem, was sie selbst in diesen Bezirken bedeutet. Da ist sie im Verhältnis zu den drei anderen großen Kulturerscheinungen der Demagogie, der Spiele und der Geselligkeit allerdings in einer anderen Lage. Es ist ihr Verhalten zu Raum und Zeit ein besonderes. Wir sind aber nun so weit, dies eigentümliche Verhalten der Kunst klar herausarbeiten zu können.

Stellen wir unsere Ergebnisse zusammen! Die Masse braucht Platz, viel Platz, um sich auszuwirken: die überwältigende Eindringlichkeit des Raumes bringt erst den Eindruck der Einmütigkeit hervor. Es gehört zum Stadion, zum Pariser Platz, zum Tempelhofer Feld, daß die Menge Kopf an Kopf gedrängt stehen kann wie ein wogendes Meer oder ein unübersehbares Getreidefeld. Das Massenerlebnis beruht auf diesem Überschwemmungsgefühl mit Raum. Eintauchen muß der einzelne können, um den Innenraum in sich hinein zu empfangen.

Jeder Kampf im Sportfeld, sei es ein Wettkampf, sei es ein Rekordspiel, verlangt seinen deutlichen Widerstand. Entweder muß ein Gegner, eine Gegenpartei, oder ein Hindernis und Widerlager dem Spieler das Leben sauer machen. An dieser sichtbaren Schwierigkeit, an technischen Schranken muß das Wettspiel entbrennen. So werden sie der unentbehrliche Ausdruck der äußeren Gefahr und Notwendigkeit, an denen nicht zu rütteln sein darf. An der Schranke und Barriere gipfelt sich der Außenraum sinnfällig auf.

Jede Zeremonie hat Zeit, viel Zeit. Zu einer Prozession muß die Kunst des Langsamschreitens eigens geübt werden. Moderne Schauspieler müssen die Kunst, im Krönungsmarsch und Hofgefolge einherzuwandeln, mühsam lernen. In guter Gesellschaft ist nichts unanständiger, als keine Zeit zu haben. Langsamkeit, Gelassenheit bis in die Fingerspitzen, gemächliches Sitzen und Umhergehen und müßiges Umherstehen — aus tausend Formen scheinbarer Erhabenheit über die Zeit, der Verschwendung von Zeit, der Unbekümmertheit um den Stand der Uhr setzt sich das Geheimnis guter Gesellschaft, ihrer vornehmen Vergangenheit, zusammen.

In diesen langsamen, künstlich verlangsamten Zeitablauf der Geselligkeit, in den Innenraum der Masse oder an das Hindernis des

Kampfspiels wird nun Kunst aller Art zu Schmuck und Zierde hineingetan: Von der Kunst selber aber sagt man, daß sie in einem idealen Raum und in einer idealen Zeit lebe. Worauf beruht also ihre Illusion? Ihr Raum und ihre Zeit werden nicht als vorhanden vorgetäuscht. Ein Bild hängt ja ausdrücklich in seinem Goldrahmen an der Wand. Ein Liebeslied steht in einem Lederbändchen gedruckt. Ein Theaterstück wird gar auf einer kunstvollen Bühne aufgeführt. Nirgends also bleibt verborgen, daß hier ein idealer Raum und eine ideale Zeit obwalten. Auch wenn der *Wallenstein* 1634 spielt, so spielt er — und jede Dichtung spielt — im Niemals- und Nirgendsland: „Was sich nie und nirgends hat begeben." Kunst ist utopisch. Daß sie nicht einfach da-sei im Raum der Wirklichkeit, weder nur drinnen in der ungestümen Phantasie unseres freien Willens, noch draußen in der harten Welt der Tatsachen, noch gegeben als Datum im zeitlichen Ablauf der Stunden, macht sie utopisch. Sie tritt also weder in das doppelpolige Kraftfeld des lebendigen Raumes ein, noch in die geformte Welt der Wiederholung. Das weiß natürlich ein jeder. Aber solange man nicht das Wesen des wirklichen Raums und der wirklichen Zeit zum Unterschied vom toten Raum und der toten Zeit der Natur zugrunde legte, war der Sinn dieser Idealität der Kunst nicht klar zu ermitteln.

Der tote Raum hat bekanntlich drei Ausdehnungen; er ist breit, lang, tief. Die tote Zeit hat eine Richtung von A bis Z. In diese tote Welt geht die Kunst offenbar nicht ein. Sie steht neben ihr oder über ihr oder ihr gegenüber. Und so hat man durch die letzten hundert Jahre die Kunst mit dem Denken zusammen der Welt von Raum und Zeit entrückt und ihnen beiden eine „ideale" Überwelt als Wohnsitz angewiesen. Die Kunst und die Wissenschaft schienen über den Tod der Raum- und Zeitwelt zu triumphieren als die ewige Wahrheit und die ewige Schönheit. Das soziologische Unglück ist dabei nur, daß nach dieser Philosophie des deutschen Idealismus die geistige Überwelt der Ideale ebenso tot wäre wie die natürliche Welt des dreidimensionalen Raumes und der eindimensionalen Zeit. Sie wäre Überwelt, diese Welt der Kunst, aber tote Überwelt. Sie könnte nichts Besseres werden, weil sie ja bloß als Gegensatz zu einem toten Raum und einer toten Zeit erdacht und erphilosophiert worden ist. Denn nur weil die Kunst in den toten Raum des Zentimetermaßes und in die tote Zeit des Chronometers nirgends hineinpaßt, deshalb verwies man sie in einen Überraum und eine Überzeit.

Diese ganze Schwierigkeit für die Unterbringung der Kunst besteht aber nicht, sobald wir vom wirklichen Raum und der wirklichen Zeit

ausgehen. Der wirkliche Raum ist nur als Spannung von Innen und Außen bestimmt, die wirkliche Zeit als Spannung zwischen Vergangenheit und Zukunft. Wie nun jedem Pol der ernsten Wirklichkeit eine Erscheinung, eine billigere, weil bloß scheinbare, Spielwirklichkeit zugeordnet ist, nämlich der Innenkraft des Gemeinwillens der Rausch der Masse, der Außenkraft des Schicksals die Lust am Wettkampfe, endlich der Vergangenheitskraft der Bildung die Feier des Zeremoniells in der Geselligkeit —, so ist für einen ernsten Pol der Wirklichkeit noch eine gerade ihm zugehörige, nicht-ernste Erscheinung zu ermitteln, die ihn verkläre. Dieser Pol ist der nach vorwärts gewandte innerhalb der Spannung der wirklichen Zeit: die Zukunft. Gehört ihr die Kunst zu?

Dann ist eines gewiß: Die wirkliche Zukunft ist in allem das Gegenteil jener idealistischen Überwelt, in die von den Philosophen die Kunst verwiesen worden ist. Denn diese ideale Überwelt soll ja gerade unwirklich in ewigem, unwandelbarem Bestand über der natürlichen toten Welt stehen. Die Zukunft aber steht in keinem solchen „prinzipiellen" Gegensatz zur lebendigen Welt, weit entfernt: sie bildet das unentbehrlichste Element der wirklichen Welt. Wenn morgen nicht auch noch Wirklichkeit, Leben oder Tod, Glück oder Unglück, Schicksal und Wille, Bildung und Chaos miteinander rängen, so sänke auch das Gestern und Heute zum genau so gleichgültigen Ungefähr herab. Die Wirklichkeit kann ganz geleugnet und verachtet werden — der ganzen Welt kann man überdrüssig sein — oder aber sie muß ganz beachtet und ganz ernst genommen werden. Gerade nur das eine Viertel, Zukunft genannt, anders behandeln als die andern drei Viertel, ist sinnlos und vielleicht aus Angst vor der Zukunft zu verstehen, aber jedenfalls wirklichkeitsfern und wirkungslos. Wer die Zukunft von der Wirklichkeit durch den weiten Graben des Ideals so weit abschneidet, daß wir nun unten auf der Erde ohne sie auf die bloße „reale" Natur des dreidimensionalen Raumes und der eindimensionalen Zeit angewiesen sind, der verstümmelt uns und nimmt uns die Kraft zum Leben in der Wirklichkeit! Die Wirklichkeit ist eine ungeteilte. Die Trennung in real und ideal nähme ihr den Ernst echter Gegenwart.

Jene Weltanschauung, die der Kunst die Zugehörigkeit zur lebendigen Zeit abspricht, ist auch mit allen Tatsachen im Widerspruch. Wann hätte die Kunst im Leben der Welt größere Leidenschaften erregt als im 19. Jahrhundert, wo die Musik die Menschen zur Raserei brachte, ganz Europa und Amerika nach Italien in Millionenströmen pilgerte, die großen Dichter (Goethe, Tolstoi, Dostojewski) die Zu-

kunft vorwegnahmen, und viele Philosophen und Politiker die Kunst zur Erlösung der ganzen Menschheit für berufen hielten. Die Kunst gehört also hinein in die lebendige Zeit: man sollte nicht sagen, sie lebe in einem idealen Raum. Man darf vielleicht sagen: sie lebt in der ideellen Zeit, wenn man das Wort Ideal „richtig" übersetzt. Das Ideal ist nämlich noch-nicht-gewordenes Bild, also das Werdebild. Die ideale Zeit ist mithin die Werdezeit. Und so ist die Kunst allerdings ideal in dem Sinne, daß sie die Zukunft vorwegnimmt als scheinbar schon gelöst und gelungen, ohne je wirkliche Zukunft zu sein. Sie schwebt zwischen Gegenwart und Zukunft als Schein der Zukunft. Damit wird der Kunst all die Freiheit gegeben, die sie braucht. Denn Zukunft stellt andere Forderungen an uns als Vergangenheit. Zukunft in der lebendigen Zeit ist nicht einfach Fortzählung der eindimensionalen Zeitrichtung nach Vorwärts. Nur die tote Naturzeit hat diese eintönige Richtung. Läßt man sie in die lebendige Zeit hinein, so zerstört man diese und kann Zukunft und Kunst beide nicht mehr verstehen.

Die bloße Verlängerung des Kalenders wäre eine im toten Natursinn mißverstandene Zukunft, nämlich bloße Verewigung der schon gebildeten Vergangenheit bis ins fernste Später. Wenn ich den Kalender mit seinen 365 Tagen an die Wand hänge, so beuge ich mich damit allerdings unter die gleichmäßige Wiederholung des Naturgesetzes. Alle Wiederholung aber — das wissen wir schon — beruht in Wirklichkeit auf der Bildkraft der Vergangenheit. Wir lassen uns von dem Gregorianischen Kalender und der herrschenden Kultur bestimmen, das Jahr nach 365 Tagen zu rechnen und immer alles, selbst das noch Bevorstehende, danach anzusehen, ob es heute oder übermorgen, im Sommer oder im Winter passiert. Es steht uns dadurch immerhin schon bevor. Wir stellen damit jedes Ereignis an seine vorgeformte, eben an die bevorstehende Stelle. Der astronomische Kalender ist also ein außerordentlich künstliches Zeremoniell, in das wir alle Daten unseres Lebens einhüllen. Sie werden nämlich dadurch unauffällig. Der moderne Mensch wünscht ja, sich lautlos und unauffällig zu benehmen. Viel Zeit zu Umzügen, Schleppentragen, Allongeperücken mag er nicht hergeben. Um so peinlicheren Wert legt er auf die Einordnung aller seiner Taten in dies geräuschlose Herkommen der 365 Tage des Jahres. Er bringt es auf diese Weise fertig, das Herannahen des 1. Januar 1984 schon sechzig Jahre zuvor zu stilisieren. Die Tage des modernen Menschen gleichen einander eben deshalb so zum Verzweifeln, weil er sie sich alle von vornherein als Pensum stilisiert hat. Sie wirken alle als Wiederholungen. Wiederholung aber ist langweilig! Der von der Wirklich-

keit nur noch gelangweilte Mensch, der mit Fahrplan und Tagesordnung lebt, stellt daher heute bekanntlich die Geselligkeit auf den Kopf und sucht nach der Arbeit, statt Er-holung und Geselligkeit, sogenannte Sensationen. Deshalb wird er formlos im geselligen Verkehr! Die Zerstörung der Geselligkeit in der Gegenwart ist etwas Unaufhaltsames, weil eben die Bildkraft heute in den Eisenbahnfahrplänen, Radioprogrammen und dem Postverkehr sich auswirken muß. Hier soll ja alles Vergangenheit, Arbeitspensum, „bevorstehendes" Programm, Maschinenprozeß, naturgesetzlicher Ablauf werden! Wir armen Arbeitstiere brauchen daher jetzt nicht die Abwechslung durch Geselligkeit, also durch konventionelle Regeln, sondern die Abwechslung durch den Gegenpol zur Regel: so suchen wir die Überraschung durch Sensationen.

Die Sensation ist nur der gröbste Ausdruck für den Schein der Zukunftskraft, der auch der Kunst innewohnt: Zukunft heißt Lösung. Das Geheimnis, das uns die Zukunft bietet, besteht nicht darin, daß sie lang ist, daß sie soundso viele Jahre dauert. Damit wird sie — so sahen wir — gerade um ihren Reiz als Zukunft gebracht. Das Geheimnis der Zukunft ist ihr unbestimmter Charakter als der einer Zeit, die nicht bevorsteht, sondern ungewiß schwebt, ihr überraschender Charakter als Verwandlung alles bisher Gewesenen. Die Zukunft löst das Bestehende auf, sie *überwindet* die Stockungen der Gegenwart und sie *verwandelt* alle Formen. Deshalb verspricht die Sensation etwas „Noch-nie-Dagewesenes" zu bieten. Sie hat recht, daß sie gerade das hervorhebt. Denn nur wegen ihrer Neuheit erlöst sie uns von dem Versinken in den Bleischlaf des Pensums und der Vergangenheit.

Und nun frage man neben der Sensation auch die ernste Kunst nach dem Merkmal, das sie von aller andern Schönheit und Vornehmheit unterscheidet. Auch eine Messe ist schön, ein frisches Bergtal, ein blühendes Mädchen. Trotzdem gehören sie alle nicht in die Kunst. Nicht die Schönheit macht's! Aber das Kunstwerk fesselt uns durch irgendeine originelle Wendung, durch seine „Erfindung". Es stellt eine überraschende Lösung irgendeiner Schwierigkeit dar. Ohne das langweilt uns die Kunst. Noch so wohlgemeinte Liebespoesien lassen uns kalt, wenn sie abgeschrieben sind! Wir müssen eine neuartige Verwicklung sich auflösen, einen undurchsichtigen Knoten entwirrt, eine unbekannte Aufgabe gelöst, ein Hindernis überwunden sehen. Der tote Block, verhauen wie er schien, macht Michelangelo berühmt, weil er die Schwierigkeit, die eben in seiner Form lag, überwindet. Allerdings muß die Lösung eine überraschende und eine bloß mögliche sein. Das lehrt der Vergleich mit der Technik. Ein technisches Wunderwerk erinnert uns

wohl an die höchsten Leistungen der Kunst. Aber es ist nicht selbst Kunst. Denn es gehört ja der wirklichen Welt an. Hier erscheint also nicht die Zukunft im Spiegelbild der Phantasie; sie bleibt nicht als Zukunft in ihrem Element der Schwebe, sondern sie tritt wirklich herein. Dazu kommt freilich noch etwas anderes, daß nämlich die Technik meistens auf klar erkannten Naturgesetzen gründet und eben deshalb selber nur selten den absoluten Überraschungscharakter echter Zukunft tragen will. Die Technik zerstört gleichsam geflissentlich ihren Zukunftsreiz durch die Betonung ihres wissenschaftlichen Untergrundes, ihres Charakters als Wiederholung, als methodischer Durchformung bereits erkannter, fest bestehender Gesetze. Die echte Zukunft aber ersehnt Erlösung, Verwandlung und Überwindung aller Gesetze.

Die Erfindungsgabe des Künstlers kann sich auf alles erstrecken, Stoff, Wiedergabemittel, Inhalt. Immer aber muß diese Erfindung, die Idee des Kunstwerks wie Pallas Athene gewappnet aus dem Haupte des Zeus springen. Da hilft keine sichere Methode, keine Schule, kein Fleiß, wenn die schöpferische Idee fehlt. Dann wirkt alles nur gequält. „Frei und leicht wie aus dem Nichts gesprungen" — so allein bleibt ja das Kunstwerk Symbol einer noch nicht durchgeformten, noch nicht festgelegten, noch nicht geregelten Zeit — eben der Zukunft. Künstlich muß der Künstler die Spuren verwischen, die seine Lösung zu nah an den Alltag heranrücken. Dann würde die befreiende Wirkung von seinem Werk nicht ausstrahlen können, die es nur als Ideal, als Zukunftserscheinung haben kann. Ein Vergleich mag das erläutern: Eine Photographie eines künftigen Ereignisses ist unmöglich. Ein photographisches Ereignis ist eben damit bereits als geworden ausgewiesen; es kann trotzdem als Zeremonie und gesellschaftliches Ereignis alle illustrierten Blätter füllen und ungemein interessieren. Aber es ist dann ein Erlebnis der Geselligkeit, nicht der Kunst. Ein künstlerisches Ereignis lebt von der Idealität seines „Noch nicht", seines immer vor den Toren der Wirklichkeit Stehenbleibens, seiner Verheißung. Es versetzt uns in die Schwebe zwischen Wachen und Träumen. Sobald ein Kunstwerk nicht mehr die Kraft hat, uns zu solchem Schweben hinzureißen, ist es als Kunstwerk erschöpft. Wir müssen es noch bewundern können: dies nämlich ist der Ausdruck für unsern Anteil an der vom Künstler geleisteten Wendung der Dinge und an der Überwindung der eigentümlichen Schwierigkeit.

Der Künstler überwindet, wir bewundern: damit sind wir beide in einem und demselben Kraftfeld. Die Grundkraft ist im Künstler und

Beschauer und Hörer die gleiche. Man wolle sich an die Lage bei der Übereinstimmung des Gehorchenden und Befehlenden erinnern: Eine Klanggrundlage für beide ergab sich als erforderlich, damit die Wirklichkeit des Willens sich in ihnen auftun konnte.

Die Kraft zur Überwindung muß in dem verwandelnden Künstler wie in dem bewundernden Publikum beiden wirksam sein: sonst strömt das Kunstwerk nicht jene Zaubermelodie aus, die „den Sinn gefangen nimmt" und uns in ein Zauberland entrückt, weil sie irgendwie die Erdenschwere zu überwinden scheint. Von hier begreift sich nun sofort, wovon wir ausgegangen sind, daß die Kunst überall die anderen Scheinkräfte ergänzen muß, wo diese etwas noch nicht können: Die Welten des Sports, der Geselligkeit und der Massenlenkung sind selten ohne Kunst. Eine Pause wird mit Musik ausgefüllt. Eine Gesellschaft, deren Bildungskraft die Probe fürchtet, verkürzt sich die Zeit durch Theaterspielen oder Gesänge. Dieser Ausdruck: „verkürzt sich die Zeit" malt unübertrefflich, wie die an sich doch gewollte Verlangsamung, auf der die Geselligkeit beruht, in Langeweile überzugehen droht und wie nun die Kunst als erlösende Kraft die gefährliche Situation durch Verkürzung der künstlich gelängten Zeit wieder überwindet.

Wieder anders ist die Hilfe der Kunst im Außenraum des Schicksals. Hier übertönt sie das, was noch nicht erträglich ist, was übermäßig, unerträglich wirken mußte. Hier ist sie die barmherzige Maske vor der grauen Wirklichkeit. Wenn die Soldaten singend in den Tod ziehen, so enthält dieser Gesang, abgesehen von der Fähigkeit des Singens, ein ganz bestimmtes Element der Kunst: nämlich die Scheinkraft der Verklärung eines an sich grausigen und nur äußerlich notwendigen Ereignisses.

Für alle Verwüstungen durch das Schicksal weiß Kunst mit ihrem milden Schein eine Lösung vorzutäuschen. Und der Mensch selbst wird ja zuerst von ihr künstlich hergerichtet und zugerichtet. Deshalb nun übertönt auch Musik das Geschrei bei einem Sturz auf dem Rennplatz, täuscht eine Leinwand über die Höhe der Rekordleistung, schminkt Kunst der erbleichenden Seiltänzerin die Wangen siegreich rot und gibt viele solche Scheinlösungen mehr.

Wieder anders greift Kunst der Masse gegenüber ein. Die Masse nämlich wird von der Kunst dann ergriffen, wenn der Wille im übrigen noch unaussprechlich zu sein scheint. Während auf der Bühne hellerleuchtet ein Spiel anhebt, versinkt der Zuschauerraum in Dunkelheit. Was bedeutet das? Tausend Menschen sind doch hier versammelt, eine

Masse, die zu beherrschen es reizen müßte, in der aufzugehen es lockt. Und doch wird dieser Masse nicht geradezu als Masse einfach das Erlebnis ihrer selbst bereitet. Das kann ausnahmsweise geschehen, wenn etwa das Publikum, wie es dann heißt, spontan aufsteht und etwa ein Lied der Oper mitsingt. In dem Augenblick schlägt allerdings das Kunsterlebnis in das Massenerlebnis um. Davon aber abgesehen, entledigt sich ein Hof, der sein Hoftheater unterhält, ein Staat, der seine Landesbühne bezahlt, seines Wunsches, auf die Massen zu wirken, in einer eigentümlich indirekten Weise, die genau dem Schwebezustand aller Kunsterscheinung entspricht.

Der Raum, den die Masse vor der Bühne Thalias füllt, ist dunkel. So weiß zwar jeder um die Anwesenheit der Masse, aber er sieht und hört für sich allein! Zu jedem dringt das aufregende Wort von der Bühne, aber zu jedem als einzelnem, abgetrenntem Individuum. Gerade das zeichnet das Theater vor dem Zirkus aus, wo man durch den Anblick der Masse seine Teilhaberschaft in ihr nicht vergessen kann. So erfüllt auch der Geist des Stückes nicht die Masse, sondern alle einzelnen einzeln. Dadurch wird um jeden einzelnen Hörer ein Isolierring gelegt, den sein Nachbar nicht durchdringen kann. Isoliert wird nämlich der Sinn! Der Nachbar kann mich ansprechen auf die Hitze im Theater, auf das meisterhafte Spiel, auf Mängel der Kostüme, kurz auf den Schein. Er darf mich nicht ansprechen auf das Ethos einer bestimmten Rolle, auf die politischen Lehren, die der Dichter vortragen läßt. Dies alles bleibt — im Theater — in der Schwebe und eignet sich zum Gespräch nur im innersten Kreise, niemals unter dem Theaterpublikum als solchem. Man kann das sich deutlich machen an den Fällen, wo die Sicherung jener Isolierringe um den Sinn durchbrennt, wenn also etwa im besetzten Gebiet *Wilhelm Tell* gespielt wird. Dann ist der Zweck des Theaters völlig beiseite geschoben; jedermann weiß, es handelt sich um eine politische Massenkundgebung. Wer da anderer Ansicht ist, tut besser, er bleibt zu Hause. Aber sonst ist die Regel des Kunstgenusses, daß das Unaussprechliche in einer besonderen Sprache vor aller wirklichen Sprache vernommen wird. Man kann nicht sagen, es sei dies die eigene wirkliche Lösung der Lebensrätsel. Man kann sie auch nicht weitersagen. Man kann nur „über sie" sprechen, nicht von ihr! Die Kunst macht sich uns vernehmlich, so wie sich uns Zukunft vernehmlich macht: unaussprechlich und lösend. Aber sie macht sich uns nicht so vernehmlich, wie sich unsere Zukunft uns vernehmlich macht: indem sie uns selber verwandelt.

Diese Kraft steht der Kunst nicht zu. Und deshalb wenden wir uns jetzt endlich, nachdem wir der Kunst gewiß all die Ehre gegeben haben, die ihrem Zauberstab gebührt, doch weg vom Schein der Zukunft zu dem Lichte der Zukunft, dessen Wunderkraft die wundervollste Kunst nur spiegelt, zu der wunderbaren und ernsten Kraft der Wirklichkeit, die allein die Zukunft bringt, denn „sie bewegt die Sonne und den Mond und alle Sterne". Man scheut sich, es eigens auszusprechen, wie diese Verwandlungskraft auf gut deutsch heißt. Sie jedenfalls ist die vierte, erfüllende, alle drei anderen Viertel immer wieder zum Ganzen nötigende, forttreibende und verwirklichende Kraft. Wir haben anders als in den früheren Abschnitten mehr vom Schein der Kunst statt von der Wirklichkeit der Liebe sprechen müssen. Denn über die Kunst läuft ein Wust von Götzendienst um, so als sei sie eine ideale und beileibe keine Scheingröße, als sei sie eben doch was Besseres als die übrige Welt. Darüber konnte man denn in Vergessenheit bringen, daß sie nun doch ein für allemal nur der Schatten des Lebens ist, unter den Schatten des Lebens der vornehmste gewiß, aber eben doch gekettet an den Triumphwagen der Liebe. Die Kunstvergötzung des Idealismus ist schuld, daß wir schon anläßlich der Kunst von den Erlösungswundern der Liebe mehrfach sprechen mußten. So bleibt uns nur der kurze Hinweis übrig, daß die Kraft zur Überwindung, zur Überraschung die rettende Kraft ist, unter deren Gewalt die Wirklichkeit tritt, wenn das Belieben des Willens, das ewige Lob der Wiederholung und die Not des Lebens sich ausgewirkt haben. Wenn es kein Zurück gibt, kein Innen und kein Außen mehr sich auszuwirken wissen, dann weiß nur noch die Liebe Rat. Sie ist die Antwort auf die Verzweiflung, in die sich die Wirklichkeit verliert, die nur Gesetz, Schicksal und Willen kennt. Diese drei Kräfte der Wirklichkeit nämlich wirken sich auseinander. Willenskraft, Spannkraft und Bildkraft sind Kräfte, die allein keine Melodie zustande bringen. Überlegen wir doch das musikalische Gleichnis. Wir erkannten das Geheimnis der Übereinstimmung im Innern, das der Spannung und Dissonanz im Äußern, das der Wiederholung im Rückwärts — die Übereinstimmung dieser Gegenkräfte kann nur aus einer besonderen Quellkraft entspringen: der Liebe, welche all dies zur Melodie aufschmilzt und erlöst.

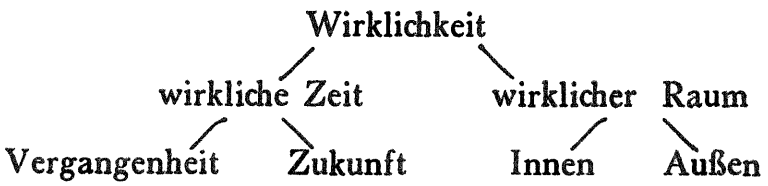
ZUSAMMENFASSUNG

Ohne Gleichnis gesprochen: jede wirkliche Gegenwart zerfällt notwendig in ein Innen und ein Außen, die sich beide unter dem Druck der Bildkraft in den Formen der Vergangenheit endlos wiederholen wollen und immer schärfer auseinandersetzen. Nur die Kraft zur Verwandlung vermag diese Erstarrung zu überwinden, ohne diese Wirklichkeit einfach zu zerstören.

Es ist noch nützlich, sich einige der hierher gehörigen Schlagworte in das Vierfeld zu gruppieren:

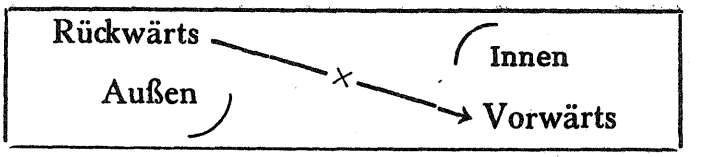
Rückwärts:	Autorität Form	Innen:	Freiheit, Freiwilligkeit
Bildkraft	Brauch Wiederholung, Kultur	Gemeinwille	Wahl Stimme Wille, Harmonie
Außen:	Natur, Schicksal Notwendigkeit	Vorwärts:	
Spannung	Zwang, Kampf Gesetz	Überwindung Erlösung	Verwandlung Überraschung

Die Kräfte der Wirklichkeit sind natürlich urewig von jedermann gekannte Elemente des Lebens. Wir fanden sie, indem wir die Wirklichkeit zunächst in ihre wirkliche Zeit und ihren wirklichen Raum zerlegten. Dabei ergab sich dann ein Doppelpaar von Spannungsverhältnissen.



Die Gegenwart jeder Wirklichkeit befindet sich also inmitten beider Spannungen, sowohl der Zeit wie des Raumes.

Wenn der Zeitstrom im gegenwärtigen Augenblicke unsere Innenwelt von unserer Außenwelt scheidet, so steht diese Gegenwart auf der Schneide zwischen Innen- und Außenwelt und im Strom zwischen Gestern und Morgen.



Das Kreuz in dem Schema bezeichnet die Gegenwart. Nur von ihr aus kann die Wirklichkeit erschlossen werden. Alle Wirklichkeit verlangt also von dem, der mit ihr Ernst machen will, daß er sich zwischen diesen vier Kräften in die Gefahr der gegenwärtigen Entscheidung begeben muß. Um den Ernst dieser Entscheidung abzuschwächen, hat sich neben der Wirklichkeit die Scheinwelt entfaltet, deren Studium uns die wichtigsten Aufschlüsse für die Wirklichkeit geliefert hat. Diese Erscheinungen dienen den Bedürfnissen des Trägers der Wirklichkeit, des Menschen. Sie gewähren ihm jene Befriedigung, die uns nur das wirklich ertragene, durchgekämpfte, gewollte und überwundene Leben gewährt, in der Form einer Vorwegnahme und eines Spiegelbildes. Diese Spiegelbilder nehmen zuzeiten einen Umfang an, als seien sie gleich der Wirklichkeit. Ein Rausch oder schöne Künste haben ganze Erdteile zuzeiten zugrunde gerichtet. Andere Völker wieder zu anderen Zeiten unterliegen mehr der Sportleidenschaft oder der Vergötterung leerer Formen.

Diese Erscheinung zwingt zu der Feststellung, daß die menschlichen Träger sich zu ihrer Aufgabe scheinbar nur bedingt eignen. Man läßt ihnen in Spiel und Scherz, in Tanz und Heiterkeit offenbar einen Spielraum neben dem Ernst der Wirklichkeit, weil dieser seine Träger sonst erschlüge. Die Griechen bildeten die Wirklichkeit als Gorgonenhaupt. Die Tatbestände des menschlichen Zusammenlebens weisen uns darauf hin, daß niemand ohne den Schleier der Erscheinungen dem Gorgonenblick gewachsen ist. Der Schleier auf dem Bilde zu Sais, der Schleier der Maja, das sind keine verstiegenen toten Mythen. Jeder Tag zeigt uns dies tiefe Bedürfnis der Menschen, eine kostenlose, schmerzlose Wirklichkeit neben und vor die ernste zu setzen.

Es kostet den Menschen also zu viel, Träger der Wirklichkeit zu sein. Wenn wir uns vorgenommen haben, nach dem Kostengesetz der Wirklichkeit zu fragen, so lautet die erste Antwort: der Träger mindestens glaubt sich überfordert. Er fühlt ein Kräftedefizit. Er gleicht dies Defizit durch eine zweite Welt aus, die das nicht kostet, was er nicht hergeben will: Der Sport, die Kunst, die Massenaufbietungen, die Gebräuche — was kosten sie nicht? In verderbten Verhältnissen oft mehr als das Brot von Millionen. Aber sie kosten eins nicht: nicht sofort hier auf der Stelle gegenwärtig Leiden, Opfer, Schmerz und

Tod. Und weil sie nur Geld, also nichts Ernstes kosten, so mögen sie so viel kosten, wie sie wollen — sie sind immer willkommen. Denn sie betäuben und täuschen hinweg über die „eigentliche" Wirklichkeit.

So ist also der Mensch der Widerstand, mit dem die Wirklichkeit rechnen muß. Ihre inneren Kräfte haben wir klargelegt. Aber sie brechen sich an der Natur, mit der sie in steter Spannung lebt, am Menschen. Der Mensch ist der Gegner der Wirklichkeit. Ihm wird sie abgepreßt und aufgedrungen, eingeflößt und anerzogen. Der Mensch ist die Schranke und das Widerlager der Wirklichkeit.

Von ihm her drängen sich der Wirklichkeit daher Gesetze und Regeln auf; seine Eigenart macht eine gewisse Rücksicht notwendig. Und eben die vornehmste Form dieser Rücksicht kennen wir nun schon: Die Rücksicht auf seinen begrenzten Leidenswillen hat jene Scheinwelt neben der Wirklichkeit als eine Art Schutzhülle geboren. Insofern darf man sagen, daß diese Scheinwelt selbst ein Erzeugnis der wirklichen Welt ist, mit der sie sich ihren Trägern erträglich machen möchte und muß.

Wenige werden, wie Paul Yorck v. Wartenburg, die Teilnahme an einem Kaiserfeste gelassen ablehnen mit den Worten: „Die Schwere und Wahrheit des Lebens ist so interessant, daß ich für das Spiel keine Teilnahme erübrigen kann." Wo fand denn dieser Yorck von Wartenburg seine Spielwelt, in der Ernst und Wahrheit des Lebens ihm aufgingen? In Kunst und Sport, Masse und Geselligkeit treten die Völker vor den Spiegel der Reflektion. Yorck spricht über sie ab, weil es noch einen fünften Weg gibt, einen Weg, den alle kennen und den die meisten Menschen für den einzigen und ersten halten, durch den wir uns über uns selber aufklären. Da wir hier die Formen der Reflektion behandeln, so müssen wir hier diese fünfte Form erwähnen, und gleichzeitig als bloß fünfte Form in ihre Schranken weisen.

7. Abschnitt

DAS STUDIEREN

Derselbe Yorck von Wartenburg, Enkel und Großvater heroischer Charaktere, der er war, schrieb seine Assessorenarbeit über die Heroen der griechischen Tragödie. Was für eine Beschäftigung für einen preußischen Richter. Ist denn die griechische Tragödie nicht selber Theater

und Fest, Kunst und Zeremonie? Warum lehnt der Herr Graf denn die Feste seiner Zeit ab, und schreibt über die der Alten? Warum war es ihm mehr wert, von den Festen der Alten begeistert zu werden als von denen der Gegenwart?

Mit dieser Frage stellen wir alles Studieren in Frage. Und das wollen wir in der Tat. Wir müssen herausbringen, was denn das Studium in die Welt gebracht hat und was es darin erhält. Seit Jahrtausenden hat ein gewisser Sokrates alle Leute mit seiner sokratischen Methode befragt. Es ist Zeit, den Spieß umzudrehen und zu fragen, was denn alle Sokratiker tun. Yorck von Wartenburg philosophiert. Und deshalb ist er ein Nachfahre des Sokrates. In dieser Soziologie wollen wir daher den ewigen Studenten Sokrates in seine gesellschaftliche Wirklichkeit zurückversetzen, um damit zu verstehen, wie es im Reich der Spiegelbilder zu dem Reich der Sokrates, Plato, Aristoteles, immer wieder gekommen ist und kommt. Im zweiten Band soll und muß von den Griechen erzählt werden. In diesem Band aber muß dem Leser gesagt werden, daß er beim Lesen dieses meines Buches höchstwahrscheinlich auch wie ein Grieche liest, wie Sokrates und die Sokratiker.

Sokrates ist der Zuschauer bei den Spielen, der nicht Beifall klatscht, sondern der ins Ankleidezimmer der Athleten geht und dort die Zwischenpausen benutzt. Ja, für was benutzt er die Pausen? Zur Erörterung alles Vorgefallenen. Das ist etwas noch Unerwähntes. Denn als wir vom Reflektieren der Völker anfingen, wie es alle treiben, da trafen wir auf Spieler und Zuschauer. Aber die Zuschauermasse rast Beifall; weil sie dem Spiel nur zusieht, ist sie formlos, während der Spieler ein prall ansitzendes Gewand trägt. Sie ist selbstvergessen, während der Läufer selbstbeherrscht mit seinem Ziel ringt. Sokrates hat den lärmenden Zuschauer selbstbewußt gemacht, die Menge in Studenten verwandelt, den Beifall in Kritik. Sokrates ist der Zuschauer in der großen Pause, während es nichts zu sehen gibt. Spiele haben ein Publikum. Bei Sokrates wird aus dem Publikum der Denker.

Als sich die Instrumentalmusik erst spät von Tanz und Spiel absonderte, da geschah das in folgender Weise: die Instrumente, die in der Pause zwischen den Tänzen gestimmt wurden, begannen in dieser Pause zu klimpern. Dann begannen sie miteinander zu konzertieren; Konzerte waren Wetteifer-Pausen, in denen die Musiker unter sich waren und nun um die Wette musizierten. So hat Sokrates die Pause der athletischen Jünglinge und ihrer Freunde mit einem Konzert ausgefüllt, einem Konzert ihres natürlichen Verstandes. Der sogenannte natürliche Verstand des Menschen, der heut noch die Psychologen miß-

leitet, der aus Denken, Fühlen, Wollen komponierte „Mensch" der griechischen Theorie, stammt aus dem Ankleideraum erschöpfter und der Muße pflegender, entspannter und nicht einmal mehr spielender, sondern nur noch kritisierender junger Leute. Sokrates hat einen Menschen dritten Grades gezüchtet, der weder in den Thermopylen noch in der Arena kämpft, sondern der im Ankleideraum und unter der kalten Dusche die Erfahrungen abschüttelt und den Verlauf resumiert. In dieser Welt dritten Grades, in der Pause, kann man sich umsehen und alles, ob es nun vorher oder nachher kommt, auf einmal übersehen. Die Pause gibt Übersicht. Und Übersicht macht vorher und nachher gleichzeitig. Sokrates hat den Zeitsinn abgeschafft. Denn das ist das Vergnügen in der Pause, daß wir das ganze Theaterstück, den Anfang und das Ende des Akts mindestens, auf einmal überblicken können. Dadurch wird Kritik möglich. Es gibt keine Kritik, bevor etwas fertig abgespielt ist. Sokrates gibt uns den Eindruck, daß wir Ende und Anfang kennen und daher imstande sind, die ganze Sache von hinten nach vorn oder von vorn nach hinten zu erörtern. Erörtern heißt geradezu eine Sache aus ihrer Zeit herausnehmen und wie eine Sache im Raum hin und her wenden können. Ein Lokus, ein Topos, ein Thema, ein Gegenstand sind fix und fertig abgespielt, wenn wir uns über sie unterhalten.

Das ist es, was wir Studieren nennen, das Kritisieren und Vergleichen, während es gerade nichts zu sehen und zu beklatschen gibt. Die Welt der Studenten ist das Leben in der Pause. So ist sie das genaue Gegenteil der Welt der Masse. Die Masse bildet sich, weil etwas Aufregendes geschieht. Die studierende Muße besteht darin, daß man sich nicht aufregt. Die Gelassenheit ist ein umgekehrter Zustand, nach der Aufregung. Und die Gelassenheit ist das Herzstück aller Theorie.

Alle Völker haben Kunst, Rausch, Spiel und Feier. Aber nicht alle Völker haben die Kunstpause so gewaltig ausgebaut wie die Griechen. Weil die Griechen dies getan haben, ist sogar noch das vorliegende Buch zu einem Teil mindestens eine akademische und das heißt eine griechische Angelegenheit. Auch ich rechne mit einem Leser, der Muße hat, der gelassen genug ist, ein Buch zu lesen. Freilich ist bei uns etwas Neues dazugekommen: Wir dürfen nie vergessen, wem wir die Kunstpause verdanken. Wir müssen verstehen, daß die Begeisterung der Kunstpause voraufgeht und daß sie ihr auch wieder folgen muß. Die Zeit bleibt über der Erörterung aufgerichtet, die Gelassenheit ist nur eine geringe Spannung der Zeitspanne. Die Zeit ist mitnichten durch die Ideale ersetzt. Dies Buch ist dankbar gegen das sokratische Element,

das in diesem Buch weiterwirkt. Wir haben die Formen des Reflexivums studieren und in gültigen Regeln ausdrücken können. Wir haben aber gerade dabei auch die bescheidene Rolle der Studierten erkennen können. Beides soll sich nun dahin vereinen, daß wir dem Studenten der Gesellschaft hier ein Handwerkszeug vorlegen wollen, mit dem er Kunst und Pause beide meistern kann. Sokrates hat uns zwei Termini hinterlassen, Objekt und Subjekt, an denen alle Studenten krank liegen. Es sind beides zeitlose Termini. Wir wenden uns gegen diese beiden Termini als den Fluch der Kunstpause. Wir wollen sie verdrängen. Wir behaupten zweierlei: 1. objektiv und subjektiv sind ein für allemal *Adjektiva*. Als Hauptworte sind sie Unsinn. Und 2. weil sie adjektivisch gebraucht werden müssen, so müssen sie auch ergänzt werden. Denn beide Adjektive, subjektiv wie objektiv, vernachlässigen die Spannung der Zeit. Das hat uns ja aber bereits durch dies ganze Buch in Atem gehalten, daß weder die Kunst noch die Feier Sinn haben, wenn sie nicht der Zeit den Vorrang einräumen vor dem Raum. Zu beschleunigen und zu verlangsamen, sagten wir, haben wir Kunst und Feier; damit sind aber diese präjektiv und trajektiv. Beim Krönungsmahl trug der Pfalzgraf bei Rhein die Speisen als Hüter der Tradition, als ein aus Urbeginn über die Zeiten Geworfener. Nur deshalb trägt er die Speisen auf, weil ihm das aufgetragen ist, trajektiv. Eine Tragödie aber wie *Hamlet* wirft den Jüngling in eine Höhe, von wo er sein ganzes Leben vorhererspähen kann. So ist die Kunst präjektiv, vorwärtswerfend.

Die vier Adjektiva, präjektiv, trajektiv, objektiv, subjektiv sind alle vier notwendig, um uns zu fassen. Und die Leitung hat die Zukunftseigenschaft, die Präjektive. Das gilt nicht nur für unser Spiel, sondern sogar noch mehr für den Ernst. Gott und Mensch Subjekte oder Objekte zu nennen ist reichlich komisch. Denn damit fallen beide als Leichen in den Raum. Aus den Götzen Subjekt und Objekt müssen also Eigenschaftsworte werden, denn sie beschreiben nur Richtungen unserer Erfahrung, in die wir gerade geworfen werden. Wir können die neue Reihe der vier Adjektive durch eine zweite leicht ergänzen, die dies Richtunghaben der lebendigen Menschen sogar im Namen trägt. Extrovert und introvert sind beliebte Termini; sie geben eine Richtung an. Auch sie rufen nach Ergänzung durch „retrovert" für die trajektiven Typen, die Traditionalisten, und „ultrovert" für die großen Liebenden. Ultrovert, introvert, retrovert, extrovert — präjektiv, subjektiv, trajektiv, objektiv erhellen sich gegenseitig. Der einen Ausdrucksreihe ist das Geworfensein, der anderen das Gerichtetsein wesentlich. Beide aber

sind beweglich als Adjektiva, als bloße Eigenschaften der Wirklichkeit, die nie Substanzen oder Hauptworte werden dürfen, ohne Tod oder Wahnsinn zu bezeichnen. Sie sind alle *crucivert*, weil sie einander rufen und brauchen. Crucivert muß der sein, der objektiv mit Sokrates kritisiert. Dann lebt er in der Zeit. Und nur, wenn selbst die Gelassenheit der Kritik als bloße Kunstpause durchschaut wird, kann man die ewige Fragerei der Sokratiker gelten lassen. Das Studieren ist also zulässig, und Yorck von Wartenburgs Assessorenarbeit über die griechische Tragödie hat ihren guten Sinn, falls derselbe Yorck aus dem subjektiven Stadium und die Tragödie aus dem gegenständlichen objektiven Stadium bloßer Erörterungen immer wieder herausgeworfen und herumgerichtet werden können. Kreuzweis, crucivert, begegnen wir dem Leben, und adjektivisch, leicht umgeworfen, tragen wir den Mantel des Reflexivum, den Mantel des Spiels.

Das Ergebnis dieses ganzen Teiles ist also durch diesen Absatz über die Kunstpause des Studierens in dialektische Beziehung zu allen anderen Teilen gesetzt. Die ganze Welt des Scheins stürzt zusammen, wenn sie nicht in der richtigen Reihenfolge und zum rechten Zeitpunkt geschieht. Der Mensch, selbst wo er sich einen Spielplatz aufbaut, bleibt noch verknüpft mit der Welt des Ernstes, weil er sich den Rücktritt, die Cruciversion, in jede andere Welt offen halten muß. Wenn wir den Spielplatz auf Lebenszeit offen halten, so passiert ein schreckliches Unglück. Ein Nero spielt dann mit dem Reich der Römer und ruft noch im Sterben: Welch ein Künstler stirbt an mir! Und der Diskussionen, die kein Ende nehmen wollen, weil sie nach dem Warum und Weshalb fragen, wo es eben doch einmal so ist, daß alle Menschen sterben müssen, daß die Sterne am Himmel stehen, und daß der Topf ein Loch hat, der Diskussionen im Zuschauerraum des Lebens wird dann das Leben überdrüssig.

Der Anschauer der Spiele des menschlichen Geschlechts, der Philosoph, ist in Gefahr, gleichgültig zu werden. Wenn er allem und jedem Treiben gelassen zusieht, weil er denkt, das sei er der „reinen Anschauung" schuldig, wird er wertlos. Die Wertlosigkeit der reinen Anschauung ist dieselbe Gefahr, die allem Spiel droht, das endlos weitergeht. Spiele sind nämlich zahllos. Im Leben zählen nur die Akte, die an den fünf Fingern sich abzählen! Der Lebensakte sind wenige: Ein Eheverlöbnis gegen tausend Flirts, eine Forschungsreise gegen tausend Ansichtspostkarten. Die Katze spielt mit der Maus stundenlang. Und doch ist es nur ein einziger Fang, der die Maus ihr gebracht hat. Die Spiele betrügen uns, weil sie so viel zahlreicher sind als der Ernst. Aber

nur weil ein Feuerwehrmann Wache hält, können zehntausend Leute ins Theater gehen. Die Studenten können nur studieren, weil die panische Angst, in der niemand denken kann, ihnen durch die Teilung in zwei Räume und zwei Zeiten abgenommen ist. Der Anschauer ist in einem künstlichen Raum und einer künstlichen Zeit, während er anschaut. Sowie er die Welt, die er schaut, für die ganze wirkliche Welt uns anpreist, hat er seinen Wert für uns verloren. Der Platonismus, der die Anschauer zu Königen machen will, beruht auf diesem Fehlgriff und dieser Undankbarkeit des Mannes, dem seine Brüder und Schwestern die panische Angst der wirklichen Welt abnehmen und den sie in die Kunstpause versetzt haben.

Volksredner, Künstler, Liturgiker, Sportfexe sind natürlich in derselben Versuchung, ihr Aber sie pflegen weniger Bücher zu lesen als „die Studierten". Deshalb muß wohl in einem *Buch* vor allem der Philosoph im Leser angesprochen und gewarnt werden. Er ist nur eines kleinen Teiles der Wirklichkeit habhaft: der Kunstpause.

~~Aber die Eigenart~~ des Trägers der Wirklichkeit erfordert ~~auch die~~ ~~genauere~~ ungekehrte Erörterung. Ebenbürtig tritt neben die innere Aufrollung des Kräftespiels die äußere Gegenüberstellung der Wirklichkeit mit ihrem natürlichen Träger, dem homo sapiens der Zoologie, dem Menschen. Wie begegnet seine Natur den wirkenden Kräften? Daß er sich mit ihnen innerlich auseinandersetzt, hat sich an den Spiegelbildern unserer Reflexion gezeigt. Nun soll die Herausarbeitung der Wirklichkeit am aktiven Verhalten unserer Natur dargestellt werden. Wie wissen die anderen Menschen denn um uns? Da kommt es nicht auf unser Bewusstsein an, sondern auf unsere Taten.

Die Spiegel der Spiele unserer Rasse werden im Studieren noch einmal reflektiert. Das Studium verlegt also das in ein Einzelwesen, was wir sonst in Gruppen als Gesellschaftsspiele betreiben.

Wer nicht gespielt hat, ist daher zum Denken ungeeignet. Denn dann besitzt der Denker zur Gegenspiegelung nicht einmal das Mindestmass an Erfahrung, das wir spielend erwerben. ~~Wunder~~ Gehirnfatzken sind wertlos. Soviel von den Spielen, dank deren wir um uns wissen.

DRITTER TEIL

DIE ENTGEGNUNGEN AUF DIE WIRKLICHKEIT

(AKTIVUM)

I. Abschnitt

DIE GESCHLECHTER DES MENSCHEN: NATUR

Wir Menschen sind die berufenen Träger der ganzen Wirklichkeit. Wir allein und wir alle sind es. Wir allein sind es, denn nur von uns wissen wir, daß alle Kräfte der Wirklichkeit in uns eingehen können. Auch der Fels unterliegt dem Schicksal, der Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit, und so gehört er in den Naturteil der Wirklichkeit und wird durch deren Gesetze behandelt. Auch das Tier unterliegt dem Gemeinwillen, dem Innenraum der Übereinstimmung. Aber die volle Gegenwart der Kreuzes-Wirklichkeit, in deren Schnitt sich Bild und Verwandlung, Gesetz und Wille treffen, erschwingen nur Menschen. „Nach drüben ist die Aussicht uns verstellt." So mag es also sein, daß an Bildkraft oder Opferkraft selige Engel uns weit übertreffen, wie uns die Tiere an Kampfkraft überbieten. Selbst dann wäre jene eigentümliche Kreuzung der Wirklichkeit uns vorbehalten, weil uns ja nie die größere Natur und das Autoritätsbedürfnis — wie den Engeln — fehlen.

So sind wir denn allein Träger der Wirklichkeit. Aber wir sind es dafür alle ohne Ausnahme. Dies ist auffällig. Trotzdem zeigt es sich an verschiedenen Umständen. Zunächst ist mit größerer Richtigkeit von „dem" Menschen als dem Träger der Wirklichkeit die Rede, als von „den" Menschen. Die Sprache weigert sich viel eher, „die Menschen" als „der Mensch" für irgendeine Wahrheit und Regel aus der wirklichen Welt zu setzen. Selbst sehr aristokratische Menschen können sich nicht enthalten, „dem Menschen" im Ganzen gewisse Eigenschaften beizumessen, wobei es ja dann nichts verschlägt, daß dies auch niedrige, häßliche, „menschlich allzumenschliche" Eigenschaften sein sollen. Immer heißt es hier „Mitgefangen, mitgehangen". „Der Mensch ist Träger der Wirklichkeit" heißt, daß schicksalsmäßig jeder dazu berufen ist, der vom Mutterleibe geboren wird.

Jeder Mensch ist berufen; nur „der" Mensch ist berufen: Dieser Doppelsatz eröffnet gleich einen Abgrund des Zweifels. Denn nun muß ja jeder dem anderen seinen Platz als Mitträger lassen, und auf der anderen Seite müssen die Millionen und Milliarden irgendwie alle zusammen als „der" Mensch wirken, zusammengehören. Jedem Menschen ist die Wirklichkeit in allen ihren vier Bestimmungen also zugänglich. Trotzdem aber kommt die volle Wirklichkeit erst zustande,

wenn alle Menschen an ihr tragen. Was haben die Milliarden toter und zukünftiger Menschen mit uns Lebenden gemein? Was der Schwarze, der in Afrika von einem Feinde verspeist wird, mit dem Eskimo, der im Kampfe gegen einen Eisbären fällt?

Wir drücken uns gern um diese Schwierigkeiten herum. Wir mischen nirgends so unerträglich die Vorstellungen, als wenn wir vom Menschen und den Menschen reden. Es ist, als wichen wir einer Klarstellung geflissentlich aus, ob denn nun alle oder der einzelne, von dem wir gerade reden, oder nur einige wirkliche Menschen sind. Wir können uns nicht der Notwendigkeit entziehen, das Sammelwort „der Mensch" als berufenen Träger der Wirklichkeit zu handhaben, aber wir behalten uns gleichsam vor, nur bestimmte Menschen als auserwählte, richtige, wirkliche, geglückte Träger zu bezeichnen. Diese nennen wir dann aber kurzab Menschen, Vollmenschen, eine Seele von Mensch, auch Worte wie Held, Genius, Übermensch, Heros, Idealmensch werden gebraucht. Die Folge der Betonung „Mensch" im Vollsinne ist aber, daß zwischen der Wirklichkeit und uns, ihren Trägern, nicht mehr klar unterschieden wird.

Die paar nicht nur berufenen, sondern auch auserwählten Träger der Menschheit und Menschlichkeit werden kurzweg für die Wirklichkeit gesetzt, die Masse der Menschen sinkt ab.

Alles, was unter diesen Vollsinn absinkt, erscheint dann abgestempelt als bloße Masse, Herde, als Tier oder Menschenmaterial, und so nützlich zwar eine solche Betrachtung zu bestimmten Zwecken sein mag, so klar widerspricht sie doch der Tatsache, daß auch die wenigen erwählten Vollmenschen zunächst unkenntlich in der berufenen Gesamtzahl der Menschen als wenige unter den vielen enthalten sind. Die Masse, das Herdentier, hat also doch immerhin und mindestens den Schoß abgegeben, aus dem auch der Vollmensch stammt. Menge und Vollmensch sind also niemals ausschließende, sondern nur polare Gegensätze innerhalb ein und derselben Trägerschaft. Daher haben wir hier mit der irreführenden Gepflogenheit gebrochen, aus den „wirklichen" Menschen die Wirklichkeit zusammenzuaddieren. Vielmehr geht uns an den Menschen, an ihrem Widerstand, an ihrer Eigenart das Wesen der Wirklichkeit auf. Wir sind der Außenraum, in dem sie sich verkörpert, der sie herausarbeitet.

Die Menschen sind die Vergegenständlichung der Wirklichkeit. Soll das mehr als eine Redensart sein, so müssen sie der Wirklichkeit nach ihrer Art entgegenkommen. Wenn jeder Mensch berufener Träger der Wirklichkeit sein soll, so muß jeder Wirklichkeitskraft eine Anlage in

ihm entsprechen. Jeder Mensch muß jede Seite des Kreuzes der Wirklichkeit erschwingen können. Die Wirklichkeit mit ihrem Willen, ihrer Spannung, ihrer Bildung und Verwandlung muß einem jeden zugänglich sein.

Ob nun in jedem Menschen tatsächlich Innenwelt und Außenwelt, Vorwelt und Zukunft Platz greifen, dies muß jetzt untersucht werden.

Das Auffälligste an dem unendlichen Geschwätz über das Wesen des „Menschen" ist wohl, daß es diesen Menschen in der Sichtbarkeit gar nicht gibt. Es gibt nur halbe und Viertelsmenschen: Männer und Weiber, Knaben und Mädchen. Die zoologische Gattung homo sapiens ist zersprengt in ergänzungsbedürftige Partikeln. Äußerlich ist der Mensch nicht Einer. In einer immer erneuten Verflechtung der Geschlechter zur Gattung kommt der Mensch aus Männlein und Weiblein zustande; „der" Mensch wäre dem Untergang geweiht. Nur die Gattung Mensch ist erhaltbar. Hierin ist also der äußere Tatbestand der Gattung, der natürlichen leiblichen Verbundenheit aller Menschen, ein sichtbares Gleichnis jener Berufung der ganzen Menschheit zum Träger der Wirklichkeit. Kein Mensch nämlich ist an sich selber schon wirklich, wenn er auf die Natur allein sich berufen will. Ein Baum, ein Stein sind ihm an Wirklichkeit der Außenweltlichkeit überlegen. Das Gattungswesen Mensch ist nicht nur Spezies der Gattung, sondern auch ihr bloßer Teil, zerrissen und gespalten durch die Zuspitzung als Geschlechtswesen. Oft fällt man nun aus einem Extrem ins andere, und weil wir Menschen nur Fragmente, Bruchstücke der Gattung sind, deshalb wird nun die Gattung zur einzigen Wirklichkeit erhoben. Wer aber, wie wir, auch den Einzelmenschen nur als Träger der Wirklichkeit bezeichnet, dem erscheint auch die zoologische Gattung homo sapiens mit ihren Unterrassen nur als Träger der Wirklichkeit, als der leibliche Träger allerdings. Statt also gleich über die Rassen zu philosophieren, ist es der erste Schritt jedes Nachdenkens über die Gattung, jene Bruchstelle der Gattung durch die *Geschlechtlichkeit* einmal ernst zu nehmen. Das geschieht seltsamerweise fast nie. *Der wirkliche Mensch aber wird durch das Geschlecht in vier Gestalten oder Arten zerspalten,* wo die tote Naturbetrachtung nur zwei unterscheidet. Wie liegen denn die Dinge? Zunächst das Kind und der Greis sind nicht in erster Linie als Geschlechtswesen anzusprechen. Bei ihnen überragt das Problem des Lebensalters das des Geschlechts. Deshalb kommen sie erst im übernächsten Abschnitt zur Sprache.

Die Physiologie begnügt sich nun damit, unter den reifen Geschlechtswesen Mann und Weib zu unterscheiden. Setzte man diese Paarung in

der üblichen Weise nach oben und unten fort, so ergäben sich scheinbar als Gegensätze Jüngling und Jungfrau — Mann und Weib — Vater und Mutter — Großvater und Großmutter usw. Aber damit ist man in Wirklichkeit aus dem Leiblichen bereits herausgetreten. Als Gattungswesen gibt es keinen „Vater", sondern nur den Mann. Seine Vorstufe ist auch nicht der Jüngling, denn entweder keimen schon in diesem die Kräfte des Geschlechts, dann ist er Mann. Oder sie schlafen noch, ohne daß sie schon bewußt nach außen treten, dann ist er Knabe, also vorgeschlechtlich. Trotzdem besteht ein geschlechtlicher Gegensatz, wie wir zeigen werden, aber zwischen Mann und Mann!

Der Mutter aber steht — von der Gattung aus gesehen — als wirklicher Gegensatz die Braut gegenüber, sie, die schon Geschlechtswesen, aber noch nicht Mutter ist. Gewiß mag man seelisch zwischen Jungfrau und Geliebter unterscheiden. Aber die wesentliche körperliche, wohlgemerkt körperliche Veränderung widerfährt dem Weibe nicht dann, wenn sie Geliebte wird. Denn sie bleibt schön. Und diese Schönheit der Erscheinung ist die entscheidende Auszeichnung des Mädchens vor der Mutter. Mann und Mann nun, so sagten wir schon, stellt physiologisch nicht der Unterschied gegenüber, ob sie schon Liebeserfahrung besitzen oder nicht. Die Erfahrungs-Differenz, für die Spannung Braut—Mutter alles, ist für den Mann fast, wenn auch nicht ganz, belanglos. Dem Geschlechtswesen des Mannes ist ein anderer Gegensatz viel bedeutender, und dieser durchzieht sein ganzes Leben als Geschlechtswesen zu allen Zeiten. Die Frage ist jeweils, ob er erobert oder ob er besitzt. Der erobernde, werbende Mann steht auch physisch unter anderen Gesetzen als der besitzende. Der Bauch ist ja das betrüblichste Zeichen dieser verschiedenen Gesetzgebung. Aber auch ernsthaft ist es so, daß alle Kräfte sich anders einstellen in dem, bei dem die Eroberung noch den Besitz überwiegt. *Hier ist der eigentliche Riß in der Männerwelt. Ein verheirateter Mann kann auf die Seite der Liebenden, ein Verliebter auf die der Besitzenden gehören.* Man findet unschwer in Haltung und Auftreten diesen und jenen heraus. Zwei altmodische Namen, die aber wohl durch den Zorn des Odysseus und die Werbung der Freier um Penelope noch lebendig sind, bezeichnen sie als Freier und Gemahl. *Wir wollen sie auseinanderhalten als den Typ des Wanderers oder Freiers und des Ehemannes.*

Die große Krise des Geschlechts ordnet also die beiden Geschlechter verschieden: Der Mann der Werbung, der Mann des Besitzes, Braut und Mutter, das sind die vier Gestalten, in denen sich die Übermacht des Geschlechts bezeugt. In der Jungfrau ist dies gerade noch nicht der

Fall, deshalb muß hier, wo gerade dem einzelnen Menschen in seiner Abhängigkeit vom Geschlechtstrieb nachgefragt wird, einzig die Braut der Mutter gegenübertreten. Die Braut ist schon hineingerissen in das Gattungsleben, sie ist schon ergriffen von der Gewalt der Liebe. Aber sie ist noch schön, noch zukünftig: noch ist die Vermählung das bestimmende Ereignis. Die Hochzeitsstunde hat noch nicht ausgeschlagen. Das Volk nennt ja von alters her die Verlobte, die Hochzeiterin und die junge Frau in den Flitterwochen mit dem gleichen Worte Braut. Und mit tiefem Grund. *Die Braut bringt sich eben erst zum Opfer, sie ist Trägerin der Überwindung und Verwandlung, durch die Zukunft wird, durch die das Leben immer neu werden kann. Sie gebiert aus ihrer Blüte die junge Menschenfrucht. Deshalb ist sie die schönste, anmutendste Gestalt unter der menschlichen Art.* Ihr gleicht deshalb die Kunst, die Bildnerin des Schönen als des Scheins der Zukunft! Übrigens ist unsere — fast ganz verdorbene — Sprache ohne den richtigen Namen für den bräutlichen Reiz. Dieser Reiz ist aus Sinnlichkeit, Anmut, Geschmack, Blüte gemischt. Alle Sinne unter Führung des Geschmackssinnes werden gereizt. Diesen Reiz meint der Gürtel der Venus, oder der biblische „Gürtel der Zierde". *Die reine Braut* ist nur die höchste Lösung der überall gestellten Aufgabe, die *am schönsten das Hohelied verkündet: „Liebe Freundin, meine Schwester, meine Taube, meine Fromme, Fürstentochter" heißt die Schöne, die Braut.*

Die Geliebte, die noch nicht Mutter ist, erlangt deshalb im Volkstum die ungeheure Bedeutung auch als selbständige Form des Menschentums: als Liebhaberin, Dirne, Tempelprostituierte bringt sie immer das Opfer ihrer selbst. Nur von hier aus erklärt sich jener orientalische Ritus, der die Jungfrauen vor der Mutterschaft zu Liebespriesterinnen weiht, erklärt sich die — durch keine Polizei ausrottbare — Rolle des Dirnentums durch alle Zeiten. Auch das „Tanzen", nämlich das Tanzen als eigentlich bestimmte „Ballsaison" ist ein Hinweis auf die ewige Bedeutung der Brautschaft: die Wirklichkeit bedarf dieser Mitwirkung und Vergegenwärtigung der Zukunft. Die Ästhetik des ganzen Menschen (im Vollsinn des griechischen Wortes) hat in der Bräutlichkeit ihre ewige Erneuerung. Denn der Braut, der Geliebten gegenüber, wird jedermann — Mann oder Jüngling gleicherweise — zum Bräutigam. „Was wir als Schönheit hier empfunden, wird einst als Wahrheit uns entgegengeh'n." Der Mann, den die Schönheit empfängt, empfängt — so drückt es der Dichter unübertrefflich aus — „Geisterleben". Er tritt also dadurch mit ein in das Land der Zukunft; die Vermählung gibt ihm Anteil an der Verwandlung, von der er ja im übrigen leiblich aus-

geschlossen bleibt. Das Wunder der Empfängnis, der Verwandlung und Geburt, mit dem die Braut die Zukunft hereinreißt, die wirkliche Zeit also vollendet, alle die andern empfangen es in sich hinein als ihre Schönheit. Und so verwandelt der Abglanz der Zukunft noch die Wirklichkeit der andern.

Der Schönheit der Braut steht gegenüber die Würde der Mutter. Sie hat Gewalt über das Leben des Kindes. Zwischen ihr und dem Kinde ist immer der volle Abstand des Geschlechts. Die Mutter, auch die jüngste, gehört sozusagen immer zur vorigen Generation. Sie hat einmal das Leben überlebt. Niemand ist so im Innersten einsam wie eine Mutter ihren Kindern gegenüber. Diesen ist die Mutter der selbstverständliche Rückhalt, eben deshalb tritt sie mit ihrem Selbst bereits hinter die brennendste Gegenwart um eine Linie mindestens zurück. Hochzeiten empfindet das Volk als die eigentliche, zukunftsreichste Mitte des Lebens, und feiert sie so. Kindtaufen und Beerdigungen — Anfang und Ende — werden ja nicht von denen gefeiert, deren Geburt oder Tod sich ereignen, sondern von den Angehörigen; die Kinder begraben die Eltern, die Eltern lassen das Kind taufen. Aber eben daran, daß schon bei der Geburt die Mutter zurücktritt, zeigt sich, daß sie nicht mehr die Hauptperson ist. Gerade all die Volkssitten, in denen nun doch versucht wird, die Kindbetterin zu ehren, sind dafür bezeichnend. Dem Manne wird auferlegt, „die Mutter seines Kindes" zu beschenken. Aber es ist eine andere Kraft, die in der Mutter sich durchsetzt als in der Braut. Wir sagten es schon: die Würde und Ehre ist die Eigenschaft, mit der sie sich Respekt verschafft. Die Mutter, die in unermüdlich eintöniger Wiederholung das tägliche Bedürfen des Säuglings stillt, tritt nicht unter das Joch des Brauches und des Herkommens. Sie verkörpert vielmehr den Brauch und die Wiederholung selbst! Die Würde der Mutter, der Respekt vor ihr, entspringen aus dieser ihrer Bildkraft. Der Ursprung des Hauses wird von ihr festgehalten. Die Sitte des Hauses, in der die gleiche Frau waltet, ist noch nach dreißig Jahren die gleiche.

Wir nennen gern gerade diese Kraft zur Haushaltung, zur Tradition und Pflege der Form weiblich, fraulich, mädchenhaft, wie in der bürgerlichen Gesellschaft von der Geliebten und all den Kräften des Bräutlichen nicht gern klar die Rede ist. All jene Fähigkeiten schlummern natürlich auch in der weiblichen Art. Aber die Hetäre, die grande cocotte, die Egeria, eine Jeanne d'Arc zeigen deutlich, daß Veränderung, kühne Sehnsucht, Verwandlung mindestens ebenso tief in der wirklichen Art des Weibes angelegt sind. Man verhüllt eben viel zu schnell die geschlechtlichen Probleme durch die sozialen und geistigen,

um sich die Zuspitzung nicht einzugestehen, in die die geschlechtliche Wirklichkeit das Weib zerreißt. Die Trägerin der Zukunft ist im tiefsten anders gestaltet als die Trägerin der Vergangenheit. Mutter und Braut, Würde und Schönheit sind Gegensätze, wie wir sie im Zwillingspaar Zeremoniell und Kunst schon kennen. Natürlich schwingt von einem Pol zum andern im Austausch das wirklich lebende Menschenkind. Wehe der Mutter, die nur Mutter, der Geliebten, die nur Geliebte sein will. Beide zerbrechen eben die Spannung, in die sie das Geschlecht wirft. Die Dirne verabsolutiert die Zukünftigkeit und betrügt sich eben deshalb um alle Wirklichkeit. Sie droht zum Scheinwesen zu werden, und doch ist sie es so lange noch nicht, als ihr Opfer in einem Manne mehr als die Kraft, als es doch auch seinen Schönheitssinn zu entzünden vermag. Nur solange beim Manne diese Gewalten mitwirken außer seinem bloßen Kraftverlangen, ist die Dirne nicht ganz zum Werkzeug erniedrigt. Denn nur so lange tritt der Mann aus seiner Eigenart heraus und hinüber auch in ihr Reich, in ihr Kraftfeld. Überwindet sie ihn nicht mehr dazu, daß er in ihrem Anblick von dem Stirb und Werde der mystischen Hochzeit etwas empfindet, so ist die Vereinigung der Geschlechter, jene Ergänzung der Fragmente, in Wirklichkeit nicht geglückt. Die Zuspitzung der geschlechtlichen Kräfte, ihre Verteilung auf die Geschlechter setzt voraus, daß nun auch jedes dem anderen sich mitzuteilen vermöge. Sonst bliebe ja diese Teilung eine sinnlose Zersprengung.

Daß Witwen so außerordentlich häufig wieder heiraten oder doch heiraten wollen, daß in anderen Kulturen die Witwe den Mann ausdrücklich nicht überlebt — zeigt den Abscheu der Natur vor einer bloßen Frauenwürde ohne Spannung zum bräutlichen Stand. Anders, wenn eine Frau unvermählt bleibt; da werden — dies wird meist übersehen! — beide Wesensarten, nach Vorwärts als Braut wie nach Rückwärts als Mutter, nicht bis zur letzten Spannung entfaltet. Das Leben bleibt im ganzen leiblichen Bereich unwirklich. Ist hingegen die eine Wesensart einmal verwirklicht, so droht Entartung und einseitige Verkümmerung. Und vor dieser scheut das Leben weit stärker als vor einer Dämpfung des gesamten Wirkungsgrades. Es kann sich eher damit abfinden, in kleinem statt in großem Format zu verlaufen, als nicht alle seine Kräfte ins Gleichgewicht zu setzen. Denn wo es auf dies verzichten muß, verzichtet es auf seine Regeneration, seine Heilung, beugt es sich einer Katastrophe. Die junge, schöne Mutter also, die nicht wieder heiratet, ist dem Leben ein Ärgernis. Denn sie bejaht etwas, was mindestens innerhalb der Wirklichkeit der bloßen Gattung nie verstanden werden

kann: eine Katastrophe, nämlich eine unnatürliche Preisgabe der Spannung zwischen den beiden Grundkräften ihres Geschlechts. Es sind dann meist andere, ungeschlechtliche Kräfte, die in ihr den Sieg davontragen.

Wir wissen nun, daß die wirkliche Zeit im Leben der Geschlechter dem Taktgefühl und dem Rhythmus des weiblichen Geschlechts nach Rückwärts wie nach Vorwärts anvertraut ist. *Was bleibt nun den Männern als Herrschaftsbereich?*

Der eigentliche Unterschied für das männliche Geschlecht läuft zwischen Eroberung und Besitz. Der erobernde Mann, er sei standesamtlich, wer er sei, gehört auf die eine, der besitzende auf die andere Seite.

Der Erobernde nämlich macht seinen Eroberungswillen zum Mittelpunkt seines gesamten Wesens. Seine Werbung durchströmt sein bis dahin tot liegendes Inneres und schmilzt es auf. Sein Begehren aber staut sich auf zum Schwersten, Entferntesten. Der Weg der ersten Liebe ist unendlich weit. Es können gar nicht genug Irrwege und Umwege eingeschlagen werden. Hindernisse reizen, weil sie Gelegenheit geben, den eigenen Willen ins rechte Licht zu setzen, diesen Willen mit jeder Faser des eigenen Seins und Wesens in Verbindung zu bringen. „Den lieb ich, der Unmögliches begehrt!" ist die Charakteristik des Liebenden. *Nur durch dieses Hineinreißen von immer neuen Stoffmassen in den Krater der Liebesglut erträgt der Jüngling diese Zeit der Werbung und der Eroberung. Und jeder Mann, der erobert, wird, indem er wirbt, wieder zum Freier. Aus der Erfahrung des ewig Werbenden ist das Wort gesprochen: Die Bewegung ist alles, das Ziel nichts.*

Wenn der Jüngling Sonne, Mond und Sterne als Feuerwerk dem Liebchen in die Luft sprengt, wenn er in Liebesgedichten die entlegensten Gedanken und Bilder heraufbeschwört, wenn er die unsinnigsten Entfernungen durchmißt oder leicht Gefahren besteht für einen guten Gedanken der Geliebten, so ist es der Wille, der sein Inneres zusammenglüht. Der Wille des Liebenden setzt den Jüngling zum ersten Male mit seinem ganzen Selbst in Einklang. Er holt ja aus allen Teilen seines Wesens Bestätigung und Zustimmung für seine Liebe. Und in einem mächtigen Zusammenklang erschließt sich ihm nun auch die Welt. Er eignet sie sich nun erst recht von innen an. Die Welt wird seine Welt. Die wirkliche Welt des Wanderers ist die freiwillig von ihm bejahte Welt. Die unglückliche Liebe hat ebenso notwendig die Weltverneinung zur Folge. Hier versagt sich seinem Innern die Harmonie der Welt. Aber beginnen wird der feurig Liebende immer:

Seid umschlungen Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!

Übereinstimmung ist sein großes Wort. Deshalb ist jede begeisternde politische große Welle Wandererwelle und Freierwille. Und die Männerbünde, von denen seit Heinrich Schurz und der Jugendbewegung viel in der Völkerkunde die Rede ist, sind in Wahrheit Freierbünde. Daher auch die Vorliebe für das Geheimnis bei so vielen solchen Orden und Gemeinschaften. Alle Freiung ist verhohlen und verstohlen, denn sie ist ja ihrer Sache ungewiß.

Es wäre ein interessantes soziologisches Thema, zu erwägen, wie sehr die „Vereinsmeierei" in Deutschland Freiergenossenschaften umfaßt, weil hier anders als in den romanischen Ländern die Ehe selten von der Brautmutter gemacht wird. Infolgedessen ist die Schwester des Freundes, des Verbindungsbruders, des Bundesgenossen, die gegebene „Erwählte". Der Hochzeiter bringt den Schwarm seiner Gesellen mit in das Haus des Schwiegervaters. Der Freierbund gipfelt in der Teilnahme an den Hochzeiten, auf denen man sich verlobt! *Der Freiertypus verkümmert heute, genau wie der bräutliche. Das Erobern wird eingeschränkt. Man macht es sich schrecklich bequem. Die Frühehe tötet ihn besonders brutal ab.* Hesiod ließ seine Bauern erst mit 30 Jahren heiraten! *In der deutschen Jugendbewegung ist immer nur die geschlechtlich sekundäre Seite der Wirklichkeit: die Jünglingskraft unter dem Namen Jugend neu zur genossenschaftlichen Verbindung und zum Bündewesen angeregt worden. Die deutsche Jugendbewegung war öfters ohne geschlechtlichen Sinn, sie war unnatürlich. Sie erstrebte geistig-abstrakte Lösungen und machte die Mittel des Freiersbundes zu Selbstzwecken. Aber der Freiersbund ist unausrottbar. Denn der Freier im Jüngling ist es, der in irgendeiner Richtung — solange er noch auf dem Wege ist, solange er liebt und nicht besitzt — Genossen suchen muß.* Soll die Welt ihm doch von innen verständlich werden, von innen sich ihm erschließen. Freiwillig soll dieses Band die Menschen, die Freunde umschließen. Sein missionarischer Eifer gewinnt oft den Fernstehendsten. Jugend aus der entgegengesetztesten Weltecke spricht sich an, verbindet, verbrüdert sich. Soldaten feindlicher Heere fraternisieren leicht. *Verbrüderung, Brüderlichkeit* wäre daher der zutreffende Ausdruck für die eigentümliche Kraft des Freiers, die Welt von innen her zusammenzustimmen. Um jeden irreführenden Anklang fernzuhalten, sagen wir kurzweg Mut für diese Gemütsart des Erobernden, für die Art, wie ihm das Blut zu Herzen und von Herzen strömt, für die gesamte Ordnung Leibes und der Seele, unter der er steht. Natürlich ist diese Verschwisterungskraft des Mutes eine echte Menschheitskraft. Sie ist kein Vorbehalt gerade des Freiers, genau so, wie die

Schönheit nicht nur der Braut, die Würde nicht nur der Mutter und niemandem sonst eignet.

In dem hohen Mut ist die innere Freiwilligkeit als Grundhaltung des Freiers enthalten. Freiheit und Freier entspringen beide auch sprachlich dem einheitlichen Vorstellungskreis einer Wurzel für „Liebe, Huld, Wille". Daß nun der Freiende, Wollende die Brüderschaft trage, widerspricht heut der soziologischen Lehre, die nur der „ungewollten", traditionellen Gemeinschaft Wert beimißt. Umgekehrt versäumen die Psychologen, die großen Verbrüderungsleistungen des Geschlechts zu sehen. Sie haben sich in „Sexualität" ein unerhört schimpfliches Wort geschaffen, um dem ungebunden schweifenden Mann eine geistlose „Libido" beizulegen. Auf diese Weise wird die Gier des geilen Gecken zum Ausgang genommen und damit statt des brüderlichen Freiers der argwöhnisch-einsame Don Juan zum einzigen Typ des Begehrens.

Zwischen der soziologischen und psychoanalytischen Übertreibung schreiten wir mitten hindurch, wenn wir *die eigentliche Verbrüderungskraft des liebenden Mannes, des Freiers, seinen Mut, der opferbereiten Schöne der Braut, der Würde der Mutter und endlich der Stärke des Mannes gegenüberstellen.*

Denn dies ist nun der letzte, der aus der Vierung des geschlechtlichen Gegensatzes heraus seine Bezeichnung fordert: *Der besitzende Mann.* Ihn treibt nicht Sehnsucht nach der Geliebten über Berg und Tal. Er treibt nicht von Eroberungen. Aber er behauptet das, was ihm *seine Liebe erworben hat. Er übt Gewalt über Weib und Kind. Er wehrt jeder Gefahr, er begegnet allen Unbilden draußen, die seinen Gewaltbereich angreifen.* Sei's der Rivale, sei's der Mörder: Jeder Eindringling ist ein Verächter seiner Stärke. Wo der Jüngling arglos um Vertrauen von Brüdern wirbt, da argwöhnt der Ehemann den Nebenbuhler und den Empörer, den Räuber und den Gegner. Nicht Verschwisterung kann einen Ehemann in Rausch versetzen, denn nicht nach Brüdern sehnt er sich. Den Ehemann packt Zorn über Widerstände (Odysseus ist der „Zürnende"), Grimm über Feindschaft, Wut über Verrat, Kampfeslust dort, wo er sich gewachsen fühlt. Energie ist sein Wesen, durch das allein er im Kampf ums Dasein Weib und Kind durchbringen kann. *Das besondere deutsche Wort dafür ist Stärke. Es ist Kraft, verstärkt durch Geduld, Ausdauer, Zähigkeit, List, Werkzeuge und „Mittel". Die Außenwelt ergibt sich nicht dem frohen Mut des Willens. Aufbieten muß alle seine Kräfte und Gehilfen, wer gebieten will.* Ein Ehemann wird seinem Willen Achtung erzwingen, sonst läßt er lieber auch die Zumutung unterwegen. Ein Jüngling, eine Be-

wegung der Jugend, die mögen Wünsche, Programme, Hoffnungen aussprechen und Lieder singen — *ein Mann will durchführen, verwirklichen, nicht nur recht haben, sondern auch recht behalten.*

Der Besitz eines Weibes, daß sie ein Leib sind, gibt ihm die gesammelte Ruhe zum äußeren Wirken. Da hinaus wendet sich alles, was im Liebhaber glüht und ihn zum mutigen Feuerbrande schmilzt. Dadurch ist Stärke mehr als Kraft. In der Stärke dessen, der sich selbst gebunden hat, des Ehemannes, sind die in der Werbung erworbenen, vom Mut eroberten Kräfte mit gegenwärtig!

Er steht allein auf seiner Stärke, er ist ganz nach außen gekehrtes Gattungswesen; seine Spannkraft spannt sich am Widerstand der Elemente. *So ist der Mann innerhalb der geschlechtlich geordneten Gattung der äußerste, der Wirklichkeit den stärksten Widerstand entgegensetzende Träger. Nur das ist deshalb vollwirklich, was der Mann überwindet und ergreift. Hat ein Mann eine Sache sich zu eigen gemacht, so ist der geborene Träger des Widerstandes gewonnen, lohnt es, die Sache ernst zu nehmen. Alle anderen Gattungswesen sind leichter zu gewinnen für etwas Neues. Aber die kühnen Hoffnungen des Jünglings, die Wünsche der Mutter, die Träume der Braut sind eben auch weniger wirklich als die Pläne des Mannes. Das ist der Grund, aus dem die Herrschaft des Mannes immer neu emporsteigt. Er ist „der Herr der Schöpfung" geworden, weil er der Natur, der Außenwelt am dichtesten verhaftet ist, weil er mit ihr am schwersten ringt. In ihm als dem Anrainer der Umwelt ist wenig Mitwelt — wie Dukmann den Gegensatz prägt —, wir sagen dafür weniger Innenwelt, weniger Vorwelt und Nachwelt, aber der Sieg über den Widerstand der Außenwelt ist auch entscheidend dafür, daß alle diese Teilwelten der Wirklichkeit nicht ins Chaos der bloßen Schicksalsmacht versinken. Die Gattung Mensch mit all ihren Kräften, ihrem Mut, ihrer Schöne erläge dem Geschick, wenn sie nicht die Stärke aufbrächte, sich gegen alle äußeren Hindernisse zu behaupten.* So ist aber dieser Grenznachbar gegen die Vernichtungskräfte, die gegen die Gattung von außen aufstehen, gegen die Erde, innen seinerseits selbst mit seiner Stärke eine Gefahr für den Zusammenhalt der Gattung. Der Starke ist am mächtigsten allein. Es ist eine große Versuchung für den Mann, sich *allein zu denken, aus allen Abhängigkeiten des Geschlechtes heraus. Er ist ja am wenigsten Geschlechtswesen. Aber wie wir eben sahen, nur deshalb, weil ihn die Gattung ans Tor der Außenwelt entsendet. Ohne diese Entsendung, ohne daß der Mann den Spannungen des Kampfes mit der Natur sich eröffnet, wird er nach innen zum rasenden Wolf, ein*

Schädling in einer unbrüderlichen, gewalttätigen, von Schönheit ungerührten Rauheit.

Daß der Mann *zweckmäßig* und kämpfend, mißtrauisch und rational verfahre, ist also eine List der Gattung. Seine Zweckhaftigkeit ist ihr Zweck. In ihm also hat der Mann sein Maß! Auch des Freiers Kraft darf nicht zerstört werden! Diese aber ist irrational, erfinderisch, genial, träumend, trunken, begeistert, stürmisch und recht unzweckmäßig selbstvergessen. Aber diese Genialität ist ebensolche geschlechtliche Unwirklichkeit wie die des Ehemannes.

Dies äußert sich vor allem in dem, das die Gattung am stärksten an die Erde bindet, in Wirtschaft und Nahrungsbedürfnis. Der Hunger wird ja meist dem *Menschen* beigelegt. Der „Mensch" gehe auf die Nahrungssuche, er wirtschafte, er sei der homo oeconomicus und dergleichen mehr. Diese unklare Romantik durchzieht die ganze Ökonomik von heute. *Die Wirklichkeit zeigt, daß ganz verschiedenes Verhalten zum Wirtschaften unser Geschlecht regiert, je nach den Geboten der Gattung. Der Wanderer drängt den Wirtschaftstrieb auf ein Minimum zurück: er lebt von der Hand in den Mund. Schulden waren für einen Studenten früher deshalb mit Recht keine Schande.* Der Freier spart nicht. Es langweilt ihn, Schätze aufzuhäufen. Der Ehemann aber geht nicht für seine Person, *sondern für die ihm Anvertrauten auf die Nahrungssuche. Er baut, rafft zusammen, erwirbt, eignet sich an, sucht Schätze, legt auf Zinsen, weil er einen Damm gegen das Chaos zu bauen hat vor Weib und Kind. Alle Wirtschaft ist Wirtschaft in dem Vollsinne dieses Wortes Wirt = Eheherr, Hausherr, Gemahl. Denn ihr Sinn wächst einzig aus dieser Wurzel, aus der Stellung des Mannes innerhalb der Gattung heraus. Sie ist sein A u ß e n d i e n s t, der Kampf ums Dasein wird nicht von Individuen, sondern von der Gattung geführt, die nur dabei in erster Linie vom Manne vertreten wird. Wirtschaften ist Organschaft und Amt. Sie ist ein Vorteil der Wirkungskreise „des" Menschen, der eben nie als „der" Mensch existiert, sondern nur als Menschenmann, Menschenkind, Menschensohn, Menschenbraut, Menschenmutter.* Das, was wir mit Goethe als „Wanderer" bezeichnen, was bei Homer der Freiertypus ist, eben dies ist ja in den Evangelien der „Menschensohn" im Gegensatz zum Menschenvater der festen Häuserordnung des Gesetzes. Es ist das eben auch ein anderes Verhältnis zur Erde, zum Boden, zum Eigentum, zur Nahrung, zur Sorge ums tägliche Brot; und *da der Mann immer am ehesten sein Amt als Selbstzweck anzusehen neigt, da er das Männliche mit J e d e r m a n n gleichsetzt* (homo heißt Mensch und Mann zugleich!), so ist es

sehr schwer, selbst einer so wichtigen und dringenden Angelegenheit wie dem Fressen und Erwerben ihren *Teilcharakter* zu lassen. Die Magenfrage ist unter *Männern* die einzige, die verstanden wird; heut nennt man sie „Interessen". Das ist recht so. Aber nur der Menschen*mann* in uns interessiert sich gerade für die „Interessen". Der Menschensohn, die Braut und die Mutter haben andere Interessen. Jede Alleinherrschaft der „Interessenpolitik" ist daher eine Brutalisierung der Wirklichkeit.

Die „Interessen" sind gewiß die Elemente der männlichen Stärke. Aber Stärke, Mut, Schönheit und Würde sind alle vier gleich wirkliche Ausstrahlungen des Geschlechts in uns Glieder der Gattung hinein. Erst sie alle zusammen zeichnen unsern geschlechtlichen Charakter. Der Erfolgreiche, der Mutige, die Schöne und die Würdige sind die Sieger im Leben der Gattung.

Daher leidet unter dem Fehlen dieser Eigenschaften das Geschlechtswesen um uns schwer. Mann und Weib in uns leiden, wo die Spannung von Wanderer zu Ehemann, von Braut zu Mutter nachläßt. Und überall dort, wo wir leiden, greifen wir nach dem Schein, den wir schon kennen, als Ersatz! Was treibt denn die Philistermänner in den Massenbetrieb der Politik, die schwächlichen Jünglinge zum Sport, was lockt die Mädchen in die Kirche und zur Geselligkeit, alternde Frauen zu allen Arten von Künstlern und Künsten (Tenor, Schmuckleidenschaft!)? Die Spannung der Geschlechter wird vorgetäuscht durch diesen jeder Abart jeweils nächsten Schein.

Die vier bestimmenden Glieder der Familie wissen voneinander. Damit freilich enthüllt sich uns das Geheimnis hinter diesem ganzen Kapitel. Die Natur der menschlichen Geschlechter ist eine Schöpfung des Menschengeschlechtes. Das wird wohl mehr als ein Wortspiel sein. Unser Leib unterstellt sich dem Wüten der Geschlechtsleiden. Aber die Liebe der Familienglieder übersteigt diese Zerrissenheit. Tatsächlich kehrt dem tiefer blickenden Sohne die Mutter in das Männliche verwandelt zurück, und der Vater erkennt in seiner Tochter sich selber leichter als in seinem Sohne. Das Geschlecht ist eine „temporale", eine Generationsform der Menschen. Soweit Vater, Mutter, Tochter, Sohn umeinander wissen, werden da ein Geschlecht und eine Generation einander vertraut, und das heißt, daß sie sich als ein und derselbe Mensch zu anderer Zeit und im entgegengesetzten Geschlecht behandeln.

Man kann sich das wie in einem Merkvers klarmachen, wenn man fragt, welches der besondere Ausdruck der vier Familienämter ist. Vier kleine Sätze genügen zur Kennzeichnung: die Mütter sagen danke; die

Töchter sagen bitte. Die Söhne sagen ja; die Väter müssen gelernt haben, nein zu sagen.

Daß die Mutter für alles gestaltete Leben und seine überlieferte Form dankbar ist, erst das macht sie zur Mutter. Daß der Sohn tausend neue Ideen bejaht, ist seine Freiheit. Die Ehe dessen, der jedem Weibe nachlaufen muß, weil er nicht Nein sagen kann, ist nie zustande gekommen. Und die Tochter lädt ein. Denn jede Braut wartet auf den Freiersmann.

Bitte, danke, nein, ja sind Gegensätze. Aber im Hause sind sie alle durch *und* verbunden. Die Familie sagt ja und nein, bitte und danke.

Wer diese fünf Worte sprechen kann, dem dehnen sich die fernsten Zeiten und äußersten Räume des Menschengeschlechtes. Er ist des ganzen Menschen innegeworden. Aber damit ist er schon nicht mehr äußere Natur. Wo die Mutter dankt und die Braut harrt, da ist die Natur des Geschlechts bereits vom Geist ins Leben gerufen.

Mag also dies Kapitel notgedrungen von der Geschlechtsnatur handeln, so ist doch auch schon der Held des nächsten Kapitels, der Geist, am Werke. Der Geist spricht nämlich von Geschlechts wegen und von Geschlecht zu Geschlecht.

2. Abschnitt

DIE SPRACHE DES MENSCHENGESCHLECHTS

Taubheit der Seele

Von Natur haben wir einander nichts zu sagen. Das Geschöpf Mensch als leibliches Wesen ist seelisch taub. Die meisten Ereignisse sehen wir, ohne sie zu begreifen, wittern wir, ohne darnach zu handeln, hören wir, ohne sie zu vernehmen, ja lassen wir über uns ergehen, ohne sie zu verstehen.

Goethe erzählt zum Jahre 1795 ein klassisches Beispiel. Der König von Frankreich war längst guillotiniert und ebenso Tausende von Adligen. Der Bürgerkrieg in den Provinzen raffte Tausende dahin. Das Papiergeld war völlig wertlos geworden. Da traf eine französische nach Deutschland geflüchtete Adlige den Dichter und sagte: „Die Nachrichten aus Frankreich sind schlecht, es mag noch zum Bürgerkrieg und

zum Staatsbankerott kommen." Die selbst vom Bürgerkrieg Vertriebene datierte also das längst Geschehene in die mögliche Zukunft. Goethe fährt fort: das also ist möglich angesichts eines umwälzenden Ereignisses. Was sollen wir denn da in Religion, Philosophie und Wissenschaft erwarten, wo doch nur der innere Mensch in Mitleidenschaft gezogen wird? — Wenn sich einer Gedanken macht, so können wir in 99 von 100 Fällen nur Unverständnis erwarten. Darum wird das, was gesagt, gelehrt und geschrieben wird, selten verstanden. Der leibliche Mensch ist zwar gemeinhin nicht taub gegen Geräusche, wohl aber gegen die meisten und wichtigsten Worte, die er hört. In der Schule „überhört" jeder das, was in den Klassikern steht. Und im Leben ist es gerade so.

Diese Tatsache sollte als Ausgangspunkt dienen, wenn man vom Sprechen spricht. Von Natur versteht kein Mensch. Deshalb steht das ja auch in der Taufformel ausdrücklich: „Wir haben etwas von Natur nicht." Trotzdem schreiben es sich die meisten Menschen aus Höflichkeit gegenseitig zu. Von Natur hat der Mensch das Organ nicht, um Ereignisse der Geschichte zu fassen.

Noch immer leben Menschen, die den letzten dreißig Jahren mit der 1914 vorhandenen Fassungskraft begegnen. Es ist also nicht natürlich, daß der, der über eine Tatsache sich äußert, weiß, wovon er spricht.

Goethe hat diese Tatsache festgenagelt. Ein berühmtes zeitgenössisches Beispiel ist der geniale Oswald Spengler. Von 1911 bis 1917 schrieb er seinen *Untergang des Abendlandes*. Er projizierte ihn dreihundert Jahre vorwärts; in den Tabellen seines Buches figurieren die Jahre 2100 und 2200 für die Diktaturen, die sich seit 1917 über ganz Europa ergossen. Als die Diktatur auch in Deutschland einzog, starb Spengler. Sein Tod fiel mit dem Untergang des Abendlandes viel genauer zusammen als sein Denken. Das Denken hat eben die Neigung, die Ereignisse der Gegenwart entweder weit vorwärts oder weit rückwärts zu projizieren, um, wie Hölderlin sich ausdrückt, „auf dem Höhepunkt des Bewußtseins dem Bewußtsein auszuweichen". Jeder, der mit den Forschungen sowohl der höheren Bibelkritik als auch der Homerkritik vertraut ist, weiß, daß seit einem Jahrhundert und länger die Philologen die Anliegen ihrer eigenen Zeit in die Vergangenheit zurückgelesen haben. Die Theologen z. B. entdeckten nach 1890 langsam die urchristliche Vorstellung von den Endzeiten im Neuen Testament wieder. Sie taten das, während Nietzsche für die Gegenwart den gleichen Mut aufbrachte, den Jesus unter Herodes bewies. Aber diese christlichen Theologen waren außerstande, in Nietzsche den eschatologischen Glauben

zu würdigen. Ihr Projektionsapparat, ihr Verstand, operierte nur in zweitausend Jahren Entfernung von ihrer Gegenwart. „Warum ist Wahrheit tief und weit, birgt sich hinab in tiefste Gründe? Niemand versteht zur rechten Zeit! Wenn man zur rechten Zeit verstünde, so wäre Wahrheit nah und breit, und wäre lieblich und gelinde" (Goethe).

Der Geist kann also zur rechten Zeit verstehen; das Denken oder Hören oder Reden können das gerade nicht.

Es wird die Aufgabe dieses Kapitels sein, das Sprechen im Lichte seines Gegensatzes, des bloßen Daherschwätzens, des Verstummens und des Unverstandes zu erfassen. Es ist etwas, das sich nicht von selbst versteht, auch da wo Worte gewechselt und Bücher geschrieben werden. Der einzelne Mensch steht „an sich" der Welt verständnislos gegenüber, auch der Welt der Worte.

Um diesen Gegensatz so einfach wie möglich zu gestalten, müssen wir den Leser noch um einen Augenblick Geduld bitten. Das Nichtverstehen, so sagten wir eben, ist die Regel. Es ist von jener französischen Dame im Jahre 1795 oder von Spengler 1917 bezeugt worden; es kann aber auch in einem Zuhörer auftreten oder in der Taubheit der Menge, die nicht einmal scheinbar zuhört, sondern ihren Geschäften nachgeht. Endlos viele Grade der Taubheit existieren.

Es ist nun wichtig, daß der Leser keinen Unterschied zwischen denen, die etwas sagen, und denen, die etwas hören, macht. Beide können gleich verständnislos sein. Wir sind aber geneigt, das Hören für die Hauptquelle des Unverstandes zu halten. Das kommt daher, daß meistens das bloße Hören oder auch das Lesen von Geschriebenem oder Gedrucktem für gefährlicher als das Selbersagen gehalten wird. Ich will hier diesen Unterschied nicht leugnen und nur betonen, daß für unseren Zweck es nützlicher ist, die beiden Tätigkeiten auf ihre Gleichheit hin anzusehen.

Wenn ich höre, so spreche ich auch. Und der, der spricht, sollte sich selber hören. Der, der brüllt, und der, der nur einen anderen reden hört, sind beide nicht fähig, sich der Sprache zu bedienen. Es wird heut fast immer übersehen, daß auch der Sprecher noch hört, auch der Hörer noch spricht. Ich muß wenigstens teilweise die Worte meines Unterredners mit innervieren, um ihn zu verstehen. Je weniger einer das tut, je weniger versteht er. Der Hörer ist im Induktionsfeld der Sprache des Sprechers, oder er kann nicht verstehen. Er hört dann nur Geräusche.

Hören und Sprechen können beide als „Weiterleiten" zusammengefaßt werden. Weiterleiten des Geistes, so schrieb ich 1919, hat auf-

gehört. „Wir alle leiten nicht mehr," heißt es in der *Hochzeit des Kriegs und der Revolution,* 1920, S. 274.

Der Leser möge also hier den Unterschied zwischen Reden und Hören beiseitesetzen. Als der Soldat im Bremer Lazarett im Sommer 1945 einem Freund von mir zurief: „Wir hätten bis zum Letzten fechten müssen", da leitete er nicht mehr. Und ob er diese sterile Redensart nur nachredete oder selber sagte, war ununterscheidbar geworden. Er schwätzte wie jene Französin von 1795, weil er das Wort „bis zum Letzten" nicht verstehen konnte. Zur Rede gestellt, weshalb er denn noch lebe, sagte er unwirsch, man müsse doch für Frau und Kind sorgen. Da erwachte er also zur Wahrheit hinter jener Phrase „bis zum Letzten". Ohne seinen neuen Satz hätte er nur verstummen können. Und viele Millionen sind so verstummt. Weil man das wirkliche Anliegen der Sprache nur begreift, wenn man die Gefahr des Verstummens kennt, sollte der Leser, der um diese Gefahr nicht weiß, von hier an nicht weiterlesen. Denn er wird unbefangen weiterreden wollen. Wir aber zittern, weil wir vielleicht verstummen müssen. Ein Mann, der nur sagt: „Ich verstehe nicht!" nimmt gewöhnlich an, daß doch noch ein anderer da sei, der da verstehe. Denn er gibt zu, daß „etwas zu Verstehendes" vorliegt. Wer aber sagt: wir verstummen, der fühlt, daß die Sprache selber untauglich werden kann, das, was es zu verstehen gälte, auszusprechen.

1918 ging mir auf, daß etwas Unaussprechliches passiert sei. Heut hat der gleiche Schreck ganze Völker befallen, der Schrecken, der auch in Tacitus' *Agricola* nachzittert.

Als ich 1924 die erste Auflage dieses Buches über die Sprache schrieb, da konnte ich noch nicht an diesen Schreck appellieren. So ist jenes Kapitel zwar immer noch wahr, aber zu harmlos. Als sei noch niemand zu Tode erschrocken, sprach ich da.

Heut glaube ich, daß genug Leser erschrocken sind, um eine unerschrockene Darstellung des Sprachvermögens aufzufassen. Deshalb habe ich dies eine Kapitel des ersten Bandes beherzt auf das Jahr 1950 umgeschrieben[1].

Es wendet sich an die Menschen, die wissen, daß der Mensch taubes Gestein sein kann, obwohl er Millionen Worte liest und schwätzt. Dann, nur dann enthüllt sich der Ursprung der Sprache: Sie entspringt nur

---

[1] *Das Versiegen der Wissenschaft und der Ursprung der Sprache,* Neuer Merkur 1928, hatte dies Thema. 1918 nannte ich es „Die Größe unseres Unglücks" (*Hochzeit des Krieges* 1920).

da neu, wo etwas bis dahin Unsagbares um jeden Preis gesagt werden muß!

Um jeden Preis? Ja, das ist es gerade. Die Sprache kostet einen Preis. Wer ihn nicht erlegen will, *bleibt taub.*

Begeisterung der Mitglieder

Die Körper von Männern und Weibern sind durch die Haut voneinander getrennt. Der Geist sieht die Menschen ohne Haut. Er läßt sie einander durchdringen. Dazu müssen sie aus der Haut fahren. Und der Akt, kraft dessen wir aus der Haut fahren, ist die Begeisterung.

Alle Begeisterung eint körperlich Getrenntes. Sie macht Mitglieder. Ohne Begeisterung gibt es keine Mitgliedschaft. Zwischen körperlicher Abgetrenntheit und geistiger Mitgliedschaft muß also etwas vor sich gehen. Was vor sich geht, ist eine Vermählung. Der Geist hat die Leiber der Menschen zu Stämmen vermählt. Er hat die Weltkörper zu Ländern vereinigt. Er hat die Stämme und die Länder zu Nationen verbunden. Er hat aus Völkern die Kirche gestiftet, aus Staatskörpern die Staatenwelt erstehen machen, und aus den Arbeitskräften die menschliche Gesellschaft. Vermählung ist der Vorgang, in dem Begeisterung wirkt.

Die Wege und Straßen, auf denen die Begeisterung einherzieht, gerinnen zu den Sprachen der Völker. Sprechen wir eine dieser Sprachen, so sind wir Erben der Begeisterung. Sprachen sind Erbschaften, in denen die Hochzeiten des Menschengeschlechts ausgesprochen bleiben. Jede sprechende Gruppe ist Nachkommenschaft einer oder mehrerer begeisterter Vermählungen.

Es hat eine Zeit auf Erden gegeben — von ihr ist im zweiten Band ausführlich zu erzählen —, in der es so viele Sprachen gab wie heute Fabriken, mehr als hunderttausend. Über zehntausend gibt es noch heut. Es ist also nicht zuviel gesagt, wenn wir feststellen: Die Sprachen machen die Begeisterung unsterblich; sie verewigen den Geist.

Wir sollten uns nicht zieren, von den Tieren zu lernen. Die Brunstzeit führt sie zusammen. Was heißt denn das? Die Tiere öffnen sich einander. Und sie fahren aus ihrer Haut. Die Liebe entwaffnet sie. Hierzu aber muß der schwere Harnisch der individuellen Natur aufgeschmolzen werden. Die Brunstlaute entwaffnen. Die Liebesrufe der Tiere verändern sie also physiologisch. Der Auerhahn balzt, damit er sich begatten kann. Die Töne sind Überschwang in dem ganz gemeinen

leiblichen Sinne, daß ohne sie der Same nicht aus dem Körper austreten könnte. Denn das singende, zwitschernde, wiehernde, miauende Tier kann aus dem Individuum nur dadurch zum Gattungswesen werden, daß es zum Schwingen und Tönen gebracht wird. Man tut der Natur Gewalt an, wo immer man den Geschlechtsakt vom Singen trennt. Der Mensch, der ja allem Gewalt antut, kann auch dies, den eigenen Körper ohne Girren und Singen zum Geschlechtsakt zwingen. Aber das Weib, das nicht angesprochen wird, bleibt kalt.

Die Töne der Brunst dienen also nicht der Mitteilung von Botschaften. Die Tiere haben sich nichts zu sagen. Wohl aber haben sie sich einander mitzuteilen. In den Tönen teilen sich die Tiere einander dadurch mit, daß sie aus sich heraustreten. Die Forscher, die von der Sprache der Tiere handeln, haben immer nach bestimmten Inhalten gesucht, die mitgeteilt würden. Sie haben ganz übersehen, daß der balzende Auerhahn nichts mitzuteilen hat außer dem, was ihm in dem Augenblick des Balzens selber widerfährt. Die Forscher konnten das nicht begreifen, weil seit Aristoteles und Thomas von Aquino, der es von den Griechen übernahm, die Sprache ein Werkzeug hieß, mit dem ein Individuum etwas, was es in sich trug, übermittelte. Aber *die Sprache ist ein Mittel, dem Sprecher selber erst etwas anzutun.* Das, was wir uns antun, wenn immer wir etwas mit Überzeugung sagen, ist dasselbe, was sich der Auerhahn antut: er überschwingt sich über sein unter seiner Haut gefangenes Selbst, er sprengt seinen Zustand als Selbst, als Individuum, er entselbstet sich. Der Sänger selber, nicht die angesungene Geliebte, wird zeugungskräftig kraft seines Singens. Dann allerdings wird das angesungene Weibchen mit hineingerissen in diesen Wellenwirbel. Die Laute reißen über das Selbst hinaus in die Gattung, und sie reißen das Gattungswesen in dem singenden und aufhorchenden Vogel oder Tier aus ihrem Selbst heraus. Fortreißend nennt noch heute die Sprache die Wirkung der Beredsamkeit. Herausreißen aus dem Stand als Individuum in den Stand als Geschlechtswesen sollen die Töne. Denn jedes Lebewesen ist beides: Individuum und Gattung. Und die Umschaltung vom Individuum zur Gattung und zurück in das Individuum ist dem Lebewesen oberstes Schaltungsgesetz. Wir alle sind „specimen", das heißt ein Wesen, das zwischen Species und Individuum hin- und herwechseln muß. Auch in der Tierwelt ist der Ton das entselbstende, das übergeschlechtliche Einheit schaffende Band.

Die Sprachen der Völker beweisen, daß der Mensch wie die Tiere dem Geist erliegt, wenn er zu klingen und tönen anhebt. Sprechen ist also nichts Technisches, durch das ich etwas tue. *Die Sprache ist kein*

Werkzeug. Freilich, wir erniedrigen alle Sprache oft genug zum Werkzeug für Reklame, Propaganda, Lüge, Verrat, Klatsch. Aber erniedrigen denn die Huren ihren Körper nicht ebenfalls unaufhörlich? Ist das ein Grund, das Leben der Geschlechter auf einer Dirnenpsychologie aufzubauen? Genau das tut die gesamte Sprachtheorie, welche Sprechen für ein Werkzeug erklärt. Für das Lebewesen ist es dirnenhaft, die Sprache zum Werkzeug zu erniedrigen. Man soll sich nur verlautbaren, wenn man unbedingt muß. Der Geist will den, der spricht, und die, zu denen er spricht, begeistern. Der Verkauf des Sprachstroms als eines Werkzeugs ist Prostitution.

Wann begeistert der Geist? Wenn er wahr ist. Wann ist er wahr? Wenn der Sprecher selber dran glaubt. Wann glaubt der Sprecher an die Wahrheit? Wenn er bereit ist, sie in seinem eigenen Leben zu bewähren, komme, was da will. Man muß ohne Rücksicht auf die Folgen für sich selbst sprechen, um überhaupt zu sprechen. Der nicht so über sich selber Fortgerissene, mag er sagen, was er will, schwätzt daher, aber er spricht mitnichten.

Was wir Glauben nennen, ist des Menschengeschlechts gesundes Verhältnis zu dem, was in ihm gesprochen wird, nämlich die Bereitschaft, es bei unseren Worten bewenden zu lassen. Was wir Verstand nennen, ist unsere Fähigkeit, uns von diesen Worten nicht gebunden zu fühlen, sondern *unverbindlich* zu reden. Und so ist das gläubige Sprechen und das verständige Reden die regelmäßige Aus- und Einatmung des Geistes. „Wir danken ihm, wenn er uns gläubig preßt, und danken ihm, wenn er uns wieder entläßt" (Goethe). Und was wir Lüge nennen, ist ein Versuch, weder ein- noch auszuatmen und so den Atem des Menschengeschlechts zu hindern.

Im Altertum hat jeder Begeisterungsvorgang seine eigene Sprache gestiftet und hinterlassen. Das Christentum hat die ausgegossene Fülle der Begeisterung zu einem Syndikate kartelliert. Es kam, als alles einmal gesagt worden und deshalb die Zeiten erfüllt waren. Von diesen Geschichten handelt der zweite Band. Hier haben wir es noch nicht mit den Sprachen der Geschichte zu tun, sondern mit den sprachschaffenden Kräften. Die Menschen von heut haben vergessen, was ihnen selber geschieht, wenn immer sie den Mund auftun, daß sie nämlich entweder dadurch begeistert werden oder aber den Geist aufgeben, zum mindesten einen Geist aufgeben.

Dies Thema wird nicht einmal als Thema anerkannt. Die Philologen wollen die Texte verstehen, die Phonetiker die leiblichen Atmungsorgane. Der gelehrte Jesuit Ginneken hat eine stupende Universal-

geschichte der Sprachlaute in den Verhandlungen der Amsterdamer Akademie veröffentlicht, wo es von den Schmatzlauten der Säuglinge bis zur Radiowelle durch die Zeiten geht. Das Fahrzeug, vom Floß und der Fähre bis zum Flugzeug, hat eine Geschichte. Aber *wohin* sind die Menschen gefahren? Was das Menschengeschlecht sich zu sagen *hatte*, das steht bei Ginneken nicht. Und ihm, der nur das Wie beschreibt, stehen gegenüber die Semantiker und Erkenntnistheoretiker und beklagen das traurige Los der Denker, die, wie sie so unsagbar frech erklären, mit „der Unvollkommenheit des Werkzeugs der Sprache" zu ringen haben. Wobei denn dem Leser zu verstehen gegeben wird, daß er, der Denker, sonst unvergleichlich vollkommenere Bücher schreiben würde. Ich habe aber über ein langes Leben hin es immer wieder bestätigt gefunden, daß, je mehr ein Mann über die Sprache klagte, er um so weniger zu sagen hatte. Drittens gibt es Sprachphilosophen und Literaturhistoriker; und die fragen in der Tat nach vielen interessanten Umständen beim Sprechen. Aber die Frage aller Fragen ärgert sie maßlos: nämlich die, weshalb sie denn selber so kritisch und unbegeistert einherreden und was sie damit anzurichten beabsichtigen. Denn auch sie widmen sich nicht der einfachen Frage: was geschieht dem, der spricht (oder schreibt), dadurch, daß er spricht? Nur dann könnte man doch beurteilen, ob die genannten Wissenschaften das tun, was der Mensch tun soll, wenn er sich äußert.

Kein Wunder daher, daß die Sprechweisen, in denen diese Wirkungen der Rede auf den Redner selber sich verkörpern, heut allgemeine Verlegenheit bereiten. Es geht ihnen wie dem Wörtlein „Jüngling". Sie sind leicht komisch oder veraltet. Sie ragen in unsere Zeit wie Versteinerungen aus überzeugungskräftiger Sprachzeit. Ich nenne drei solcher Sprechweisen: Den Fahneneid, das Traugelöbnis, die Verwandtschaftsnamen. Sie alle sind Unterfälle des Gelübdes. Und dies Wort Gelübde ist erst recht ein kanonisiertes Fossil in der Sprache der Moderne. Ein Gelübde ist eine Sprechweise, in der eine überkörperliche Verbindung ausgerufen und herbeigerufen wird. Hier steht die Wirkung der Sprache auf den Sprecher klärlich obenan, und aus ihr wird die Wirkung auf die Hörer des Gelübdes erst abgeleitet. Der Gelobende schlägt eine Bahn ein; die Hörer geben ihm die Bahn frei. Das halten die Modernen für eine ungeheuerliche Zumutung. Es verschlägt ihnen die Rede.

Mit vollem Recht. Denn die Sprachen kommen als Gelübde in die Welt. Und wer heut studieren will, wie Sprache entspringt, der muß dahin gehen, wo Gelübde gelobt werden. Dort allein ist der sprach-

schöpferische Bereich. Sprechen ist mehr als Rede! Sprechen heißt verkörpern, heißt den Anfang einer Verkörperung herbeiführen. Und wer etwas ver-spricht, beginnt zu verkörpern. Hier steht die Wirkung der Sprache auf den Sprecher obenan. Ich spreche es aus, daß ich ein Freiwilliger bin; ich spreche es aus, daß ich ein Mönch, ein Ehemann sein werde, und eben dadurch beginne ich es zu werden. Der Gelobende schlägt eine Bahn ein. Daraus erst wird die Wirkung des Worts auf alle Zuhörer oder Leser abgeleitet: Die, die ihn das Gelübde ablegen hören, geben ihm die Bahn frei. Solches Gelübde halten die Modernen für eine ungeheuerliche Zumutung; es verschlägt ihnen die Rede.

Mit vollem Recht. Denn die Gelübde setzen alle ihre Theorien ins Unrecht. Die Gelübde sind eine Anklage gegen den modernen Sprachverschleiß. Denn die Sprachen sind als Gelübde in die Welt gekommen und müssen zugrunde gehen, wenn sie nicht mehr aus Gelübden entspringen dürfen. Wer den Ursprung der Sprachen studieren will, der muß dahin gehen, wo gelobt wird. Ich weiß wohl: Ein berühmter Sprachgelehrter hat neuerdings ein Buch über den Ursprung der Sprache, mit der Untersuchung des Satzes: „Es regnet" begonnen. Ah Alan Gardiner! Zunge, Hand, Regen, Sonne, Sterne, Tag sind alle nur als Fluch- und Segensworte Laut geworden, weil Menschen geloben mußten, so wahr Zeus die Demeter befruchtet, so wahr die Sonne am Himmel steht, so wahr ich diese Hand ausstrecke, so wahr ich nicht meine falsche, sondern die wahre Geisteszunge eben sprechen lasse; so entspringt Sprache. Das, was die Philologen und Etymologen studieren, ist alles bloße Entwicklung, und das heißt Abkühlungsvorgänge und nicht der Ursprung der Sprache. Vom Ursprung der Sprache weiß niemand aus Lexiken, Stilistiken oder Grammatiken; die verwerten die entwickelte Sprache. Aber jeder, der gelobt, weiß wieder, daß der Sprecher gelobt, daß die Sprache vermählt und daß das gesprochene Wort die Bahn frei macht. Jeder, der einem Toten den Nachruf hält, beruft ihn auf diesen Platz in der Zukunft. Es ist allerdings, meine Herren Akademiker, eine schöne Bescherung, die alle, auch eure Sprache anrichtet, denn auch ihr gelobt. Aber ihr gelobt, daß alles tot liegen bleiben soll, was ihr analysiert. Eure Abhandlungen vermählen die Schöpfung dem Totenreich. Und die mit Respekt vor der Wissenschaft erfüllten Hörer geben euch die Bahn frei. Es ist allerdings für die, die in die Reichswehr und in den Fahneneid 1933 ausgewandert sind, eine verfluchte Bescherung: „Wir haben bei Nacht und Nebel gekriegt, und unser Feind, er liegt besiegt. Doch als man am Morgen die Leiche erkannt, da war's unser

eignes Vaterland." Das Schreckhafte am Sprechen ist, daß Gelübde in Erfüllung gehen, daß wir die Zukunft berufen.

Die Offiziere und die Akademiker haben ihre Gelübde gehalten, bis ans Ende. Deshalb ist von Urzeiten ein Wissen notwendig gewesen, wie Gelübde ihre Kraft verlieren. Der Ludwig dem Frommen geleistete Fahneneid wurde 833 außer Kraft gesetzt, „exauctorisiert". Unsere Zeit hatte die Gelübde belächelt, statt zu studieren, wie sie in Kraft treten und wie sie außer Kraft gesetzt werden. Sicher kann ein Anspruch, den der Fahneneid auf so viele brave Leute ausgeübt hat, und kann ein Bann, den die Wissenschaft auf so viele gescheite Leute noch ausübt, nur durch einen Gegenanspruch getilgt werden. Es muß also beide Male gesprochen werden. Daran hat es sowohl bei den Offizieren wie bei den Akademikern gefehlt. Sie unterschätzten den Anspruch der Sprache auf sich selber. So verfielen sie ihm hilflos. Sie hatten Gelübde und Entlobung nicht studiert. Das sollte einst der Konfirmationsunterricht besorgen!

In jedem Gelübde wird einem Sprecher eine ausgerufene Vermählung einverleibt. Das Gelübde macht es ihm unmöglich, hinter die geschehene Vermählung zurückzufallen. Der Unterschied zwischen einem verstohlenen Stelldichein und der Ehe liegt in dieser dauernden Einverleibung der Vermählung durch öffentlichen Ausruf. Die Gelobenden werden andere Menschen und treten in einen neuen Stand. Der Sprecher ist aus der Haut seines alten Adams herausgefahren, und damit er nicht in den alten Adam zurückkrieche, gelobt er etwas Neues, bleibt er nicht unverbindlich, sondern stellt das Gelübde zwischen den alten und den neuen Stand. In diesem Gelübde schlägt der neue Mensch Wurzel, um auf der neuen Bahn aufzuwachsen. Das Gelübde bahnt ihm den Weg. Und die Hörer treten achtungsvoll beiseite. Für das achtungsvolle „Platz da, ein Offizier, ein preußischer Offizier; Platz da, ein Professor" hat manch einer sich dem Teufel angelobt. Wieder ist das allzu begreiflich in einer Zeit, die alles an der Sprache nur als Wirkung auf die Hörer erklären wollte. Daß ich nur deshalb schwöre, schien im abgelaufenen Jahrhundert ganz plausibel, in dem die offizielle Wissenschaft einmütig, katholische, protestantische, freigeistige, das Sprechen für ein Werkzeug erklärte, mit dem der Mensch sagen könne, was er wolle. Ich bin beinahe gestorben, als ich es 1918 aussprechen mußte, daß ich kein deutscher Professor noch ein deutscher Offizier auch nur der Reserve sein dürfe. Es verschlug mir die Rede. Ich war halb ohnmächtig. Meine Eltern waren überzeugt, ich sei wahnsinnig, die großen Chancen meines Lebens auszuschlagen. Ich erfuhr, daß die Sprache kein Werk-

zeug des Menschen selber ist, sondern der Weg, auf dem er sich wandelt. Sich loszusagen, ist etwas wie Chirurgie. Jesu Losgesprochenwerden ist seine lebensgeschichtliche Operation. Wir sprechen, damit wir Lebensbahnen einschlagen können, wo sonst ein ruheloses Kreisen im Labyrinth uns umhertriebe.

Sprache verwandelt dich aus einem namenlosen Geschöpf in einen Träger. Dazu genügt es schon, einen, irgendeinen Namen zu tragen. Denn schon dadurch trägst du ein Joch deiner Eigenart und hast aufgehört, *bloß* ein Mensch zu sein. Jeder, der heißt, und wenn es Lehmann wäre, ist damit auch schon zum Träger einer besonderen Art ernannt. Denn nur das ganze Menschengeschlecht hat den *einen* Namen; hingegen du und ich haben einen besonderen Namen. Steigert sich nun gar der bei der Geburt empfangene Name durch einen Eid, einen Schwur, ein Gelübde, dann muß sich sein Träger fortan so betragen, als sei ihm etwas auferlegt; nämlich die Treue zu seinem Wort. Die ist ihm auferlegt. Und er hat nur die Wahl: entweder er spricht: „Mein Name ist Hase; ich weiß von nichts." Oder er gesteht: „Ich will Hans heißen, wenn ich zu dem, was ich gesagt, nicht stehe." Mithin steht der Eid fortan in sein Wesen eingekerbt als ein Wort, das sich zwischen seinen früheren und den kommenden Menschen eingezwängt hat wie ein Keil. Und mit Hilfe dieses Keils tritt ein verändertes Wachstum ein, wie in der Pflanze durch Pfropfen eines Reisleins von einer anderen Pflanze eine wirkliche Abart entsteht. Ein banales Beispiel für die moderne Hilflosigkeit diesem Einkerben gegenüber: wenn eine Witwe wieder heiratet, so kann man Anzeigen lesen von ihrer Verlobung, gezeichnet von den „Braut"-Eltern. Eine Freundin von uns, beinahe vierzig, Doktor auf dem Lande, gedachte einen Landwirt zu ehelichen. Da sie aus einer besonders strikten Familie kam, so ließ sie ~~sich verleiten, ihre Verlobung, die ein junges Mädchen bekanntzugeben. Die Geschichte ging aber vor der Hochzeit auseinander.~~ Die Verlobung einer Haustochter ist notwendig, weil der erste verbindliche Schritt ins Leben ist. Wer noch nie gelobt hat, dessen Gelübde muß verbürgt werden. In jeden Klub gelangt man durch den Vorschlag von zwei Leuten, die doch eigentlich nur sagen, daß des Mannes Name von seinem Träger dauernd honoriert sein wird. Eine Ärztin hat aber schon längst ernsthafte Verbindlichkeiten eingegangen. Die sollte also ihre Verheiratung nachträglich bekanntgeben. Und so ist es auch im Falle der wiederheiratenden Witwe. Der vorangegangene Doktorschwur der Ärztin und das erste Treugelöbnis der Witwe haben jeden Rücktritt in die Obhut der Eltern seelisch unmöglich gemacht. Also ist der Gebrauch dieser Formen ein

Mißbrauch. Der Mißbrauch der Verlobungsformen aus Unverstand ist übrigens eine jahrhundertalte Erscheinung, weil hier der Mißverständnisse Legion waren.

Bei dem vorher besprochenen Fahneneid der Reichswehremigranten liegt es ähnlich. Sie glaubten, nur formell zu schwören. Ursprünglich sollte nach 1933 die „Emigrierung in die Reichswehr" das Überlegenheitsgefühl über die Nazis und über die ehrlich Ausgewanderten erlauben. Man bildete sich ein, etwas getan zu haben, das nichts kostete und doch gut aussah. Dann aber bekam die Formalität des Fahneneides genau die Formkraft aller Gelübde. Jedes Jahr zwischen 1933 und 1945 bekam dieser verdammte Eid ein mehr verteufeltes Gewicht, bis er aus einer nebensächlichen Formalität zu der einen und einzigen Hauptsache geworden war, an der sich die Geister schieden, und an der Deutschland aufhörte, ein Staat überhaupt zu sein. Das Wort „überhaupt" hat hier einen wahrhaft beschwörenden Sinn. Die Hauptsache, nämlich das Gelübde, entscheidet eben darüber, ob etwas existiert. Da man nun einen unbedingten Eid geschworen und gehalten hatte, so fuhr man auch unbedingt in den Abgrund einer erblosen Konkursmasse hinein.

Wie mit dem Fahneneid und dem Ehegelöbnis steht es mit den Verwandtschaftsnamen. Wer Mutter und Schwester sagt, wer sie anredet, macht sie damit aus Weibern, die er begehren könnte, zu Mutter und Schwestern. So sind sie vor ihm als Geschlechtswesen sicher. Deshalb ist die Anrede Mutter, Vater, Sohn, Tochter, Bruder und Schwester, Tante, Onkel eine tägliche Ernennung zu einem Amt. Und alle Ernennungen sind Gegenseits-Vorstellungen. Die Buchchristen haben lange genug von *Jenseits*vorstellungen gefabelt, aber nach drüben ist die Aussicht uns verstellt. Was wirklich unsern Glauben bestimmt und die Auferstehung des Fleisches heraufführt, das sind unsere *Gegenseits*-Vorstellungen. Wie ich meinen Mitmenschen nenne, so nennt er mich. Da ist nur ein Herr Vater, weil da auch eine Frau Mutter, da ist nur ein Hauptmann, weil da auch Glieder sind. Wo nun diese Gegenseitigkeitsvorstellung schon wirkt, kann keine neue Liebe oder Vermählung ausgerufen werden. Neue Liebe schafft neue Namen. Heute kreist die Literatur um die Blutschande, die Geschwisterliebe, weil das Inzestverbot für ein zoologisches Postulat gehalten wurde, und nun entdeckt die Zoologie, daß Inzucht gar nicht so schlecht ist. Der Irrtum des Sokrates, im *Hippias*, daß das Inzuchtverbot leibliche Gesundheit im Sinne hätte, ist schon von Augustin widerlegt worden. Er sagt, daß jeder Liebende seiner Geliebten einen neuen Namen beilegen muß, als Beweis seiner Zeugungskraft. Was wäre das für ein Schwächling, der mit der alten Gegenseitsvor-

stellung „Schwester" über sein Mädchen herfiele. Er muß es doch freien, herauslocken, ansingen und in alle Rinden einschneiden, daß die Liebe ihm *neu* widerfahren sei; wer aber schon Mutter oder Tochter hieß, wurde ja schon mit einem Liebesnamen gerufen. So müßten diese Frauen frigide bleiben, eingeschlossen in ihrem Selbst, da das Wesen des Sprechens, nämlich das Ansprechen, bei ihnen gar nicht erfolgt ist. Daß der Vierzehnjährige gern zu seiner Mutter ins Bett kröche, ist also nur ein Zeichen seiner unreifen Schwäche. Daraus eine Psychoanalyse zu machen, ist phantastisch. Die Sprache des Menschengeschlechtes kann nicht von der kleinen Atomgruppe Mutter — Sohn her analysiert werden, sondern von der Gesamtheit aller Leute, aller Sprachen, die von jedem Mitglied das Weitersagen und Neugeloben fordert. Der Psychoanalyse habe ich daher die Sprachanalyse unserer gesamten Sprachwelt seit eintausend Jahren in den *Europäischen Revolutionen* gegenübergestellt. Kein Mensch liebt recht, dem nicht ein Name neu hervorbricht mit solcher Liebeskraft, daß dieser Name fortan dem Sprachenstrom einverleibt bleibt.

Das römische Recht sagte über die Blutschande ganz einfach, sie sei verboten, weil sonst die voraufgehende Anrede „Mutter" geschändet würde (Zachariä von Lingenthal, *Jus Graeco-Romanum* II [1856, 422]). Es geht eben im Leben geschichtlich zu, weil ein Name auf den anderen folgen muß. Es liegen aber die Samen dem Körper tief eingesenkt und dazu liegen sie an der abstoßenden Stelle, der physischen Ausscheidungsstelle. So müssen die Lebewesen in der Liebe über das Schwerste hinwegkommen: den gegenseitigen Ekel. Das besagt: die Liebe ist nicht eine Naturkraft, sondern eine Kraft, die den Widerstand des Einzelkörpers gegen den anderen durch eine neue Gegenseitsvorstellung sprengt. Eine neue Gegenseitsvorstellung muß den Begattungsakt ermöglichen, gegen den sich der Knochenbau der Geschlechtsorgane recht eigentlich zur Wehr setzt. Und eine neue Gegenseitsvorstellung ist immer eine neue gegenseitige Anrede. Kindern mag man die wissenschaftlichste sexuelle Aufklärung geben. Sie hat gar keinen Sinn. Da das Kind nicht verliebt ist, kannst du ihm nichts erklären. Den Unverliebten kann das Schmatzen nur ekeln. Und, Geheimnis der Zuchtwahl, es *soll* ihn ekeln! So schützt sich das Menschengeschlecht. Die Herren Hygieniker, Genetiker etc. übersehen völlig, wo die Souveränität der Liebe wirklich aufbricht; nicht in den Chromosomen, sondern in dem Grad der Werbung erweist sich die Zuchtwahl. Es ist ungeheuerlich, diese Spitzenleistung der originalen Zuchtwahl durch die am Ufer unverliebt dabeistehenden Onkels überwachen zu lassen. Die Liebenden selber sind ja gerade für die Gattung

die Überwinder der Bequemlichkeit. Sexualität ohne Gegenseitsvorstellung, ohne Ernennung, ist Prostitution, das heißt eine bloße Einübung auf den Geschlechtsakt. Dabei ist es natürlich gleichgültig, ob diese Spielerei sich innerhalb oder außerhalb einer sogenannten Ehe abspielt. Denn da, wo ernannt wird, ist wirklich Ehe und nur da. Es sind immer die Ehegatten selber, die sich das Sakrament oder die Unzucht spenden. Wer zu dem Mädchen, mit dem er ins Bett geht, von Herzen spricht, ist der bessere Mann, als der zu legitimer Zärtlichkeit zweimal die Woche hygienisch prozediert. Und das zeigt sich darin, daß ein wirklich von der Liebe herausgerufenes Mädchen in dem ihr vom Geliebten gegebenen Namen mehr Sicherheit findet als in allen Wertpapieren, Grundstücken und Versicherungspolicen der Welt. Im Vertrauen aufeinander bestehen diese Liebenden alle Gefahren. Nun liegt es am Tage, weshalb unsere Zeit die Inzuchtverbote nicht begreift. Sie sind der Preis, den wir Menschen für die namentliche zuchtwählende Liebe zahlen müssen. Die Herren Hase, die von nichts wissen, wollen diesen Preis nicht zahlen. Und die Welt der alten Muttersnamen fällt über sie her, als Nation, als Rasse, als Stammbaum, und vernichtet ihre Zeugungskraft. Jede Ehe begründe ein eigenes und ein noch nie dagewesenes Volkstum. Sonst ist sie keine Fortpflanzung des Menschengeschlechtes in der Namensreihe der Generationen.

*

Vom ersten Tage an, an dem es Eide gab, gab es Meineide. Der Geist der liebenden Ernennungen ist in jedem Augenblick dem Lügengeist des Bloß-so-Sagens preisgegeben. Wer spricht, kann lügen. Und der Zoologe, der Leute für einen Geschlechtsakt verkuppelt, obwohl sie und er selber als Individuen ohne Begeisterung selbständig dastehen, lügt.

Wer ohne Liebe so spricht wie nur die Liebenden, lügt nur dann nicht, wenn er echte Liebesworte ehrlich zitiert. Der nicht Liebende darf sich die Namen aus dem sprachschöpferischen Reich der Namen borgen, solange er anerkennt, daß er auf Borg lebt. Wer Vater und Mutter soziologisch analysiert, muß also davon ausgehen, daß Eltern sich ihren Kindern gegenseitig als Vater und Mutter vorstellen, damit sie Eltern, also eines Geistes, seien! Sobald er, wie das heute fast immer geschieht, eine Gegenseitsvorstellung verschweigt und Vater und Mutter als Begriffe analysiert, wird's kompletter Unsinn. Kraft Anrede werden Mann und Weib zusammengeschweißt zu Eltern. Begriffe sind Worte, Worte sind Namen gewesen; und nur als Namen hatten sie Sinn, und alle

Worte und Begriffe zehren von diesem Sinn. Die Tiere lügen nicht, weil sie nur in der Begeisterung sprechen. Und noch heute reden die Liebenden im geheimen, damit sie den Soziologen entgehen. Aber wie der zweite Band erzählt, die Gatten und die Staatsmänner und die Priester rufen ihre Namen öffentlich aus, und deshalb können unseligerweise Kinder und solche, die nicht selber begeistert sind, neugierig zuhören. In den Händen der Unbegeisterten wird die Liebe zum Sexualdelikt mit Schuldgefühl. Sie sind auf die andere Bahn des Spezimens in sich selber abgelenkt, auf die individuelle statt auf die der Gattung.

Aber alles, was ich bisher geschrieben habe, beruht auf der gemeinsamen Erfahrung von uns allen, daß niemand in den Augenblicken der Neugier versteht, wie er je begeistert sein konnte, und umgekehrt. Wir alle wechseln zwischen Namenspotenz und Begriffsimpotenz, je nachdem wir erleben oder bloß leben. Wir schlafen ja auch und wissen da weniger als im Wachen; weshalb sollen wir also im Zeugen nicht mehr wissen als im bloßen Wachen? Ich verstehe die Hochsprache nur, wenn mir die Augen für die Gegenseitsvorstellung aufgetan sind; für gewöhnlich verstehe ich die Bibel nicht. Aber ich selber bin ja auch nur in der Begeisterung beredt. Sonst bin ich langweilig. Weshalb soll ich also in den Augenblicken, in denen ich selber nicht begeistert bin, die Begeisterung der Liebe verstehen wollen? Genau das aber wollen die Liberalen. Wer alles immer wissen will, weiß nie etwas. Weil die Kritiker die Bibel, den Homer usw. zu allen Zeiten verstehen zu können behaupten, deshalb haben sich ihnen alle Hochsprachen in Schall und Rauch aufgelöst.

Konjugation der Zeiten und Räume

Die Menschen hören auf zu verstehen und zu sprechen, sobald sie die Reihenfolge Namens-Ausruf, Singen und Sagen, Sprachgebrauch, Gesetzestext, Begriffszerlegung nicht respektieren. Nur die, denen ein Ruf je erscholl, denen es je sang oder klang, denen es je Sprachgewohnheit wurde, können mit den Worten genug anfangen, um sie zu begreifen. *Wer mit dem Begriff anfangen will, versteht nichts.* Der, dem die Sprache nicht auf allen diesen Stufen eingeflößt wird, siecht. Und dies Siechtum steht ja hinter allen Tumulten unserer Tage.

Es gibt nämlich eine gesunde Reihenfolge von Schritten der Begeisterung und eine ungesunde. Wird den Menschen eine falsche Reihenfolge aufgezwungen, dann siechen Millionen in Irrenhäusern, Konzen-

trationslagern, Kriegsheeren; sie verkommen, weil die Welt sie zwingt, fortgesetzt die Sprachkraft zu schänden. Denn „die Welt" bringt die Sprache nur im abgekühlten Zustand an die einzelnen heran. So bleiben sie frigide, werden nie aus dem Selbst herausgerissen; und während sie sich sexuell „auszuleben" scheinen, ersticken sie doch in ihrem Selbst. Denn der Geschlechtsakt kommt abrupt, bevor das Gehäuse der Körper durch den Geist zum Klingen und Schwingen gebracht worden ist. Der Mensch soll sich aber nicht ausleben, sondern er soll zum Erleben kommen, damit das Menschengeschlecht sich aus allen liebenden Gliedern bilden könne. Dazu bedarf es der Zeit, der Pausen, damit die ganze zwischen den Liebenden trennend ragende Welt der Widerstände eingeschmolzen werde. Es dauert dreißig Jahre, bis zwei Liebende mit allen ihren Antezedenzien ineinander aufgegangen sind. Soviel ist da zu singen und zu sagen, wenn zwei reiche Lebenslinien sich vereinigen. Der Geschlechtsakt ist abrupt. Die Begeisterung schafft einen Zeitraum um ihn herum. Und — dies ist die Entdeckung Richard Kochs — das Gehirn ist eigens uns gegeben, damit wir diese Zeit gewinnen können! *Indem das Gehirn Zeit gewinnt, hört der Liebesakt auf, nur dem Individuum zugute zu kommen.* Je mehr Zeit sich die Liebenden nehmen, desto tiefer dringt ihr Erlebnis in das Menschengeschlecht selber ein. Am Zeitgewinn der Begeisterung ermißt sich die Überzeugungskraft einer Liebe, ihr Grad von geschichtlicher Bedeutung. Wenn nämlich ein heftiger Eindruck den Menschen mit Haut und Haaren in einem Nu ergreifen könnte, so zerbräche er. Er zerbricht faktisch in der Strychninvergiftung und im Delirium tremens. In diesen Zuständen können nämlich die zeitgewinnenden Bremsen nicht funktionieren. Diese Bremsen sitzen im Gehirn.

Ähnlich wie das räumliche Licht in das Farbenspektrum gebrochen wird, so zerlegt das Gehirn jeden Eindruck aus einem Zugleich in ein Nacheinander notwendiger Ereignung und Abwandlung.

Den Urfarben der Lichtbrechung entspricht eine Urkonjungation der Liebesgrammatik: Name, Mitteilung, Bericht, Statistik mag diese Reihe hier vorläufig heißen.

So wie der Mensch geschlechtlich in Weib und Mann, Mutter und Tochter, Vater und Sohn, so zerfällt sein Liebeserlebnis in Glaube, Poesie, Kleid, Natur. Aber es kann sich so nur im Nacheinander eines „zuerst, darauf, später und schließlich" aufgliedern. Diese Aufgliederung der Zeit *schafft eine eigene Zeitrechnung* für jedes Liebspaar, welcher Art immer. Als Dante Beatrice sah, änderte sich zweierlei, er selber änderte sich, und die Welt. Am Alltag ändert sich nur die Welt; am

Feiertag ändern wir uns. Nur wenn beides *gleichzeitig* geschieht, ist das Leben ungewöhnlich. Hier sprechen wir vom Erlebnis. In dieser Offenbarung ändert sich der, der sie erlebt, ebensosehr wie die Außenwelt. *Der Doppelcharakter der Offenbarung* besteht darin, daß sie dem Sprecher selber ebenso wie den Menschen, die er vor sich sieht, einen neuen und zugleich einen bestimmten Platz anweist. Sonst bleibt das Erlebnis eine Katastrophe. Nach diesem Erlebnis gibt es ein Vorwärts und ein Rückwärts, eine Richtung. Offenbarung ist Orientierung. Offenbarung ist eine Korrelation mindestens zweier neuer Pole; man mag sie eine „Korrespondenz" nennen, denn dies Verhältnis zwischen zwei Briefschreibern ist ja heut meist eher verständlich als zwischen zwei Sprechern. In einer Korrespondenz respondieren zwei Sprecher derart, daß je länger je mehr jeder der Korrespondenten in seiner Eigenart polarisiert wird.

Immer wenn sich zwei Menschen einander wirklich vorstellen, stellt sich das als eine mehr und mehr grundstürzende Erfahrung heraus. Deshalb kann man fast nie selber etwas dazu tun, einem anderen sich selber vorzustellen. Es gehören drei dazu. Wir müssen einander vorgestellt werden, durch einen Freund, durch die Vorsehung. Es ist eine komische Verfallserscheinung, wenn der arme Teufel schnarren muß: Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle. Dieser Satz ist todkrank. Und entsprechend erkranken die, denen solche Unsitte zugemutet wird, zu Fatzkes.

Der Mensch muß vorgestellt werden. Früher wurde auf der Dorfhochzeit das neue Ehepaar der ganzen Gemeinde vorgestellt. Denn man kann sich ja nicht selber der Gemeinde an den Hals werfen. Sogar der Fatzke sagt noch: „Erlauben Sie ...", bevor er sich vorstellt, damit doch des anderen Erlaubnis auch da sei. In jede gesunde Gesellschaft wird man eingeführt und vorgestellt, *weil ja das Leben weitergeht als eine Kette von Vorgestellten.* So tritt man in die Geschichte ein, indem jemand mich um meinen Namen bittet und diesen dann den anderen zuruft: „(Ihren Namen, bitte, wie war er doch gleich?) Ich bitte um die Ehre, meinen Freund Theobald vorzustellen." Die Welt der Menschen besteht nicht aus „Wille und Vorstellung", sondern aus Liebe und Vorstellungen [1].

---

[1] Der arme Arthur Schopenhauer, der im Bordell die Liebe suchen ging, wurde zum tragischen Philosophen der „Welt als Wille und Vorstellung", denn nirgends in seinem Leben gelang ihm die Erfahrung gegenseitiger Vorstellung. Rührend ist der Anruf an seinen toten Vater als Ersatz.

Dadurch wird einem eine Stelle eingeräumt, die man sich nicht selber geben kann, nämlich ein ausdrücklich angebotener, öffentlicher und namentlicher Platz. So einen Platz gibt es nur einmal, und der kommt nie wieder: es ist dein Platz in der Geschichte des Menschengeschlechts. Und für diesen Eintritt in die menschliche Geschichte ist mir der Name verliehen. Ohne ihn kann ich die Einladung zu meiner Lebensgeschichte nicht annehmen.

Auf die anerkannte Vorstellung hin wird mir Platz gemacht. Der Platz ist groß oder klein je nach dem Namen, den ich mir gemacht. Vor den großen Namen macht alles Platz, vor meinem tritt höchstens einer oder der andere ein bißchen aus Höflichkeit beiseite. Dennoch, allemal wenn jemand vorgestellt wird, gilt: „Platz da, der Landvogt kommt". Vorstellen heißt jemandem einen Platz in meinem Innern einräumen und mir einen in seinem Innern verschaffen.

Um deswillen ist alles Vorstellen gegenseitig. Wir haben alle Einsicht über Gegenseitigkeit eingebüßt. Höchstens wissen wir noch was von der Korrespondenz zwischen Schiller und Goethe. Ach du liebe Güte, die Briefwechsel sind nur die papierene Ausgabe des Ursprungs aller Sprache. Götter und Helden im sogenannten Polytheismus waren solche Gegenseitigkeiten. Es gäbe keine Götter, die zur Erde stiegen, wenn es nicht Helden gäbe, die den Himmel erstiegen. Gott und Mensch ist eine Briefwechselgegenseitigkeit. Der Sprachforscher Cuny hat schon gezeigt, daß Vater und Mutter sogar sprachlich als Vergleichsformen auf „-er" (wie in and-er, läng-er) gebaut wurden, weil eben der eine immer mehr Vater, die andere immer mehr Mutter in polarer Spannung wurden (so auch Bruder und Schwester, Schwieger usw.). Denn sie sprechen sich ja unausgesetzt an. So ein Anspruch: „Bruder", erwidert von dem Namen „Schwester", ist ein in ein einziges Wort gepreßtes ganzes Buch vom gemeinsamen Leben, das täglich in der Wiederholung an Deutlichkeit gewinnt. Vater und Mutter sind Amtstitel, die auf Gegenseitigkeit beruhen.

Man sieht: Im Sprechen kommt es nicht darauf an, was ich mir denke, oder auch nur, was ich sage, sondern darauf kommt es an, wie wir uns gegenseitig anreden. Wir sprechen gar nicht, wie die Semantiker behaupten, um etwas zu verstehen. Wir sprechen, damit der andere sich versteht durch die Art, wie wir ihn ansprechen, und wir uns selber durch die Art, wie er uns anredet. Jeder Mensch verfährt noch so: Eine falsche Anrede kann ihm den ganzen Tag vergällen. Denn dazu ist das Sprechen in die Welt gekommen, daß deine Vorstellung von mir und meine von dir uns an unsere rechten Plätze im Weltall stellen. Wenn

meine Schwester versteht, daß ich ernsthaft Schwester zu ihr sage, ist Großes vollbracht. Verläßt sie sich darauf, so wird sie anfangen, mich Bruder zu nennen. Und wenn ich nicht gelogen haben und ihr Vertrauen mißbrauchen will, so muß sie sich darauf verlassen können.

Das gegenseitige Ansprechen bei Namen ist also die Schaffung eines gemeinsamen Lebens. Und dazu sprechen wir. Hier ist Erlebnisakt Nummer Eins.

Heutzutage denkt kaum jemand an die Namen, wenn er das Sprechen definiert. Aber eine Million Worte sind sinnlos, wenn der, zu dem sie gesprochen werden, nicht weiß, in welchem Namen er angeredet wird. Vor Jahren erzählte mir ein Psychoanalytiker von einer Erfahrung. Hundert Kollegen wurde ein Film gezeigt. Er enthielt zwei kitzlige Stellen: den Ablauf des Geschlechtsakts und eine Geschäftsanzeige der Klinik, wo die Behandlung stattfand. Die Annonce wurde ausgepfiffen, der sexuelle Prozeß mit heiliger Nüchternheit studiert. Jetzt geh einmal mit derselben Kombination zu 100 Soldaten. Die Annonce im Film nehmen sie achtungsvoll entgegen, den Geschlechtsakt heulen sie zur Zote um. Weshalb denn? Der Appell an die Besucher des Kinos geht an verschiedene Namen. Die Ehre und das Gehör des Mediziners sind anders geartet als die des Soldaten. Im Kino selber sitzen nur „Menschen", aber diese Menschen sind längst vorher unterschieden worden. Das steckt in den beiden *Einladungen,* hier an Mediziner, dort an Soldaten. *In diesen Einladungen steckt* die bestimmende Konjugation; der *Anruf* „als" Arzt oder als Soldat entscheidet alles weitere. Der Arzt sitzt da „vor" seinem Beruf; der Soldat sitzt da „nach" der Schlacht. So lauscht der Arzt, und der Krieger lacht.

Die Sprache ist am machtvollsten in diesen gegenseitigen Vorstellungen des Einladenden und seiner Gäste; sie reden sich noch an bei ihrem wirksamen Namen.

In vielen Sprachen gibt es einen Vokativ, das ist die Form der Anrede. „Jupiter" ist Vokativ von Diovis Pater; so wie ihn die Römer also im Gebet anriefen, versteinerte sein Name.

In unseren Schulgrammatiken gilt der Vokativ als fünfter Fall. Er ist gar kein Fall. Er gehört nicht in die Deklination des Namens als eines Wortes, sondern er ist das ursprüngliche Geheiß. Vergißmeinnicht ist kein „Fall", sondern Anrede der lebenden Blume. „Das Vergißmeinnicht", das ist ein Fall, der sogenannte Nominativ, und dann kommt „des Vergißmeinnichts", „dem Vergißmeinnicht" usw.

Weshalb ist der Vokativ kein Fall, den man mit den andren Fällen in einem Atem nennen könnte? Ja, wenn der Leser es nur buchstäblich

so verstehen wollte: *Nicht in einem Atem;* dann verstünde er die ganze Geschichte. Es ist nämlich ein ganz anderer Akt im Drama des Lebens, der sich abspielt, wenn ich Philipp rufe, damit er herkommt, und wenn ich vom Philippus oder den Philippern rede. Alle Namen, die im Laufe einer Konversation erwähnt werden, stehen in einem Falle. Ihr Gebrauch setzt voraus, daß wir uns zueinander umgedreht haben und konversieren. Aber den Vokativ gebrauche ich einen Sprachakt vorher. Den Anruf brauche ich, damit sich Philipp erst einmal entschließt, sich zu meiner Konversation zu bequemen. *Vokative schaffen die Voraussetzung für gegenseitige Mitteilung;* hingegen Nominative und andere Fälle sind innerhalb der Mitteilung am Platz. Der Vokativ provoziert das Gespräch. Ursprünglich aber dauert es eine lange Zeit, bis wir uns anrufen können. Beatrice wurde nur im Gedicht von Dante angesprochen. Dante stellt uns die Urzone des Sprechens vor Augen. Beatrices Name stand durch ein langes Leben im Vokativ, der uns zu sprechen heißt: da blieb er und bannte. Die Menschen verbrachten ein Leben, um einander ansprechen zu dürfen. Und ist es denn so anders heut? Als Hjalmar Schacht durchgesetzt hatte, eine Einladung zum Direktorenessen seiner Bank zu erhalten, da sagte er: „Ich bin ein gemachter Mann", und er hatte recht. Es kam gar nicht mehr auf das an, was hinterher beim Essen geschwatzt wurde. Die heutige Welt kann es sich nicht vorstellen, daß wir eine ganze Periode des Lebens hindurch nur darauf bedacht sind, zu erreichen, daß jemand zu uns als seinesgleichen spricht. Der Vokativ besagt: Dreh dich zu mir um; wir wollen mal miteinander reden. So eine Vorladung, Einladung, Aufforderung, Vorstellung setzt Menschen in Bewegung. Die anderen Fälle der Deklination lassen alle die Genannten an ihrem Platz. *Der Vokativ dreht sie aber um!* So drückt sich schon ein unbekannter Grieche in einer Randglosse aus, Uhlig *Grammatici Graeci* I, 1883, S. 384, Sub 8. Die modernste Grammatik hat diesen Griechen noch nicht wieder erreicht, sie gibt es freilich auf, den Vokativ einen Fall zu nennen; Sommer nennt ihn eine „Äußerung". Das bleibt selber noch eine rein negative, ja nichtssagende „Äußerung".

Der Nominativ deutet nur auf die verschiedenen Dinge, so wie sie stehn oder liegen (die Nominativendung stammt aus einem hinweisenden Fürwort). *Aber der Vokativ gehört in die Konjugation.* Der Rufer und der Angerufene werden konjugiert. Nichts dergleichen vollzieht sich zwischen dem, der spricht, und den Fällen, die er in seiner Rede verwendet.

So entdecken wir den ersten Grundakt des Erlebens als die Erschütterung eines Menschen dadurch, daß er angesprochen, endlich angesprochen und aufgefordert wird, sich am Gang der Geschichte im eigenen Namen zu beteiligen.

Und wir stellen mit Nachdruck fest: Die Sprache wurde nie erfunden, um solche Banalitäten wie „La rose est une fleur" zu sagen. Die Sprache muß vor allen Dingen erst einmal einen Menschen anrufen. Philipp! ist die erste Sprachschicht. Philippus hingegen — wie Luther von Melanchthon zu berichten liebte — ist offenbar eine zweite, spätere Situation.

Nun gibt es im Sprechen ein jedes Mal vier aufeinanderfolgende Situationen, von denen die erste immer ein Vokativ sein muß, wenn es zu wirksamem Sprechen überhaupt kommen soll. In der ersten Situation hört jemand einen Namen über sich angerufen. In einer zweiten teilt er jemand anders mit, unter welchem Namen er sich befindet. In der dritten berichten wir, was uns unter diesem Namen alles angetan und geschehen ist: wir berichten, wir erzählen und stellen fest, was geschehen. Schließlich überblicken wir alles und vergleichen und ziehen die Summe in einem logischen System. Wir analysieren.

Aufhorchen, Mitteilen, Erzählen, Systematisieren sind die vier grammatischen Formen.

Wenn das zunächst rätselhaft klingt, so ist das weniger meine Schuld als die der trivialen Schulgrammatik. Als ein Teil des „Trivium" nämlich ist die Grammatik in unserer Kinderzeit dem Denken eingepflanzt worden. Diese Grammatik ist zweitausend Jahre alt und lebenzerstörend. Was wir heut brauchen, ist eine höhere Grammatik. Wie die höhere Mathematik das kleine Einmaleins nach 1500 schnell hinter sich ließ, so brauchen wir jetzt eine höhere Grammatik. Die wird nicht in die Klippschule gehören. Wie die höhere Mathematik Gesetze des Weltalls errechnet, so dient die höhere Grammatik der jeweiligen Bestimmung des Menschengeschlechts. Sie muß dem gesellschaftlichen Drama gewachsen sein, in dem es immer um die vier Stufen des Erlebnisses geht: beseelen im Aufhorchen, begeistern im Mitteilen, bekleiden im Feststellen, begreifen im System.

Das Wunder, daß Menschen miteinander sprechen können, kann heute als der grammatikalische Herztrieb in seinen Abwandlungen durch die Zeiten erkannt werden.

Der Mensch erlebt nach grammatischem Gesetz, als „Dich", erst dann horcht er auf, als Ich, später sprechen dann zwei miteinander. Als Wir

hernach, dann stellen wir fest, was wir haben geschehen sehen. Als Es, am Ende, denn dann ist es klar, was es zu bedeuten hatte.

Wie ist denn unser Schädel innen organisiert? Und wie sind alle Sprachen gebaut? Wenn dies beides sich entspricht, dann gibt es doch wohl eine Regel, nach der Erlebnisse verarbeitet werden, damit das Erlebnis der einzelnen Seele als neue Art in die Gattung eintreten kann. Der einzelne ist gesund, wenn er so lebt, daß seine Erlebnisse von Geschlecht zu Geschlecht die Art neu bestimmen. Und er erkrankt, wo ihm das nicht einmal mittelbar erlaubt wird.

Von allen unseren Sinnen, die auf uns einstürmen — ich zitiere des im Kaukasus 1949 verstorbenen Richard Koch briefliche Mitteilung —, wird die Vierhügelplatte im Gehirn, die sogenannte Quadrigemina, die sich bei der Zirbeldrüse befindet, bestürmt. Die Sinne würden uns schwinden, das Individuum würde zertrümmert werden, wäre der Vierhügelplatte nicht die Großhirnrinde zugeordnet. Die individuelle Lamina Quadrigemina, ein archaisches Organ, empfängt Totaleindrücke; die Gehirnrinde erzwingt deren stufenweise soziale Aufarbeitung in vier Akten. Weil nämlich zwischen lamina und cortex Bremsen eingeschaltet sind, sieht sich das Individuum gezwungen, sich zur Beantwortung jeder Erschütterung *in eine Gemeinschaft zu flüchten* und mit anderen Menschen zusammen die Erschütterung zu bestehen und auf die *Art* die in der Erschütterung angeforderte Veränderung seiner Eigenschaften zu übertragen. Wir müssen also die Erfahrungen sieben. Die bloß individuellen sind die oberflächlichen. Je tiefer eine geschichtliche Erschütterung, desto weniger betreffen sie die Oberfläche, den Phaenotypus, und desto mehr ergreifen sie das Spezimen, den Menschen mit vollem Vor- und Zunamen, Geschlecht und Kleid, Gedanken und Sprache. Die Skala reicht vom *Umstimmen* des bloßen Selbst bis zum *Umbestimmen* der ganzen Rasse.

Die vier Akte sind uns schon aus der Familie vertraut. Wir erweitern nur die Bezeichnungen. Sie zeigen den oder die Betroffene erst als gläubige Seele, dann als mitteilsamen Geist, dann als geschichtlichen Gesetzgeber und am Ende als logischen Verstand. In der gläubigen Seele erhebt sich die töchterliche Braut ins Universale, der mitteilsame Geist ist des begeisterten Sohnes allgemeine Rolle. Das bekleidete Amt ist der Mütter eherne Tradition der Kulturformen, und der analytische Verstand ist des Vaters Beherrschung der Natur.

Mit anderen Worten, statt der Ausdrücke Tochter, Sohn, Mutter, Vater, empfehlen sich ihre Verallgemeinerungen Seele (Tochter), Geist (Sohn), Kultur (Mutter), Natur (Vater); denn diese Abarten „des" Men-

schen erfahren das Leben eine jede auf ihre eigene Art. Soll also eine bestimmte Erfahrung für „den" Menschen, d. h. für die ganze Art gelten, dann muß die Erfahrung viermal abgewandelt worden sein. Erst damit wird sie arteigen. Die Erfahrungen, die auf den Naturburschen oder den bloßen Kulturmenschen in dir beschränkt bleiben, tragen keine Frucht. Sie wirken nicht artverwandelnd oder epochemachend. Wer sich bloß an etwas „die Finger verbrennt" oder über etwas „Bescheid weiß", hat noch nichts Nennenswertes für die ganze Art erlebt. Deshalb kommen auf ein echtes Erlebnis tausend Nieten.

Während der ganzen Zeitspanne, während der die Erschütterung sich erst der Seele, dann des Geistes, danach der Kultur und schließlich der Natur bemächtigt, hält offenbar die Quadrigemina, die Vierhügelplatte, den Totaleindruck fest. Nur aus dieser Spannung zwischen ihrer Treue und den Gehirnprozessen wird der Gesamt-Ablauf in Gang gehalten. Daß dem aber so ist, beweisen die Sprachen. Denn die Sprachen artikulieren. Und das heißt, sie verwandeln einen und denselben Eindruck aus zukunftsweisender Bestimmung und Berufung in gegenwärtigen Druck und Ausdruck, in Gesetze der vergangenen Geschichte und in berechnende Syllogismen; das Erlebnis wird durch die Tempora, die Modi und die Personen hindurchkonjugiert.

Wenn der Vater in einem berühmten indischen Beispiel die Kinder in den Wald schickt, so sagt er: „Brecht mir Zweige!" Nun hat es dich also getroffen. Dich hat er gehen heißen, du kleiner Holzsucher. Unter dieses namentlichen Auftrages Druck gehen die Kinder. Und nun sprechen sie zueinander: „Ich gehe rechts", sagt wohl das eine. „Laß mich links halten", sagt das andere. Hier zwingt dich der Druck des Auftrages, von dir als „ich" zu reden. Das präjektive Du, der in die Zukunft hinausgeworfene Hörer des Gebotes, wird während der Ausführung zum Subjekt abgewandelt. Aber es bleibt nicht dabei. Dem Präjekt und dem Subjekt folgt das Trajekt. Denn stolz kehren die Kinder zurück und melden: „Wir haben die Zweige gebrochen." Der Befehl ist ausgeführt. Sie haben eine Spannung und einen Abgrund in der Zeiten Abstand hinter sich gebracht, und weil Zeit überbrückt ist, nennen sich die Erzählenden gemeinsam wir. „Wir" ist das Perfekt von du, „ich" ist sein Präsens, und „du" ist Zukunft. Welch ein Abstand „Brecht Zweige" und „Wir haben gebrochen". Etwas ist Geschichte geworden, weil es aus Befehl Tatsache geworden und daher *einmal von vorn und einmal von hinten* ausgesprochen wurde. Nun kann der Vater zählen: hundert Reiser. Die sind nun *objektiv da.* Sie bilden ein Ding, Reisicht, in der natürlichen, meß- und wägbaren Erscheinungswelt. „Dies sind

Buchenreiser, 100", neutralisiert die ganze Geschichte in die äußere Welt hinein. Das, was die Natur geworden ist, setzt den Vater und die Kinder zur nächsten Erschütterung frei. Die Vierhügelplatte hält also die Erschütterung jedesmal so lange fest, bis ein Glaubensakt objektiviert worden ist, und diese Einheit in dem Wandel vom Präjekt zum Subjekt, zum Trajekt, zum Objekt bringt die Sprache fertig durch Abwandlung. Es ist dasselbe Wort Geh', das durch geh' „jetzt gang ich ans Brünnele", wir sind gegangen, „es geht", hindurchwandelt. Die Komik der Menschen liegt darin, daß wir selten allen vier Stadien auf dem Lebensweg des Wortes gerecht werden. Da gibt es Idealisten, die alles subjektiv nehmen, Positivisten, die nur an die Reiser als ihren Naturfetisch glauben, Revolutionäre, die die Revolution in Permanenz erklären, und Historisten, die nur wissen wollen, wie es zugegangen ist. Alle vier Parteien sind leblos. Das Wort tritt in die Welt ein, indem es eine Seele als Präjekt sich unterwirft, es zu subjektiver Mitteilung nötigt, trajektiven Bericht von allen Teilnehmern in ihren Feststellungen erzwingt und schließlich jedermann objektiv vorgerechnet werden kann. *So sind immer mehr Menschen in die Geschichte verwickelt worden.* Dann geht dies bestimmte Wort in Frieden ein in das Schatzhaus der Sprache. War es „Höre Israel", so gibt es nun die Tochter Zion, den treuen Gottesknecht, die biblische Geschichte und die Juden, alle vier nebeneinander. Nun sind Präjekt, Subjekt, Trajekt, Objekt, alle da, und was nacheinander entstand, ist nun gleichzeitig wirklich.

Die Sprache wandelt also jedes Ereignis ab, und zu diesem Zweck sprechen wir. Nicht deshalb gibt es Sprache, damit ich sagen kann: Brich den Zweig! Das könnte ich auch grunzen oder wiehern. Die Sprache dient allein dem Zweck, damit der, der erst sagte: „Brich", auch noch sagen kann „100 Reiser", und damit der, der sang: „Wie drückt mich der Zweig", auch noch berichten kann: „Er ist gebrochen".

Die Sprache erschafft ein „Nach wie Vor", ein Zeitenfloß auf dem Strom der Zeit. *Nach wie vor spricht der Geist.*

Das Erschütternde an der Sprache ist ihre Tragkraft. Sie überlebt jede einzige Situation und stellt das, was geschieht, in Zusammenhang. Daß sie zeitlich um das Erlebnis herumgeht und die Doppelzeit des Vorher und Nachher schafft, sahen wir schon. Sie geht aber auch räumlich um das Ereignis herum. „So laßt uns denn in den Wald gehen", sangen die Kinder unter dem Druck des väterlichen Geheißes. Damit wurden sie geistig ihres Auftrages erst inne. Das Subjekt erinnert sich des Gebotes und räumt ihm damit einen inneren Platz im Bewußtsein

ein. Das nennen wir ja Bewußtsein, wenn wir an einem Akt *während seiner Ausführung* mit Gesang oder Gedanken festhalten. Der Akt muß sich in das Innere des Ausführenden ausdrücklich hineinheben. Dort räume ich ihm einen Platz ein. Sonst verschütte ich das Wasser oder schneide mich in den Finger. Wenn am Ende der Vater kommt und die Reiser zählt, da liegen die Reiser im Außenraum der Welt, als ein Stück Natur. Die Berechnung des Vaters ist so abstrakt wie alle Naturerkenntnisse. Sie abstrahiert von den drei Schritten der Aktion, die voraufgehen mußten: im Geschehen war sie agenda, im Gang war sie Agitation, als Geschichte war sie Akt; in Astracto gilt sie als Faktum. Im Sprechen erschaffen wir Zeiten und Räume. Die Sprache beschreibt nicht. Sie schafft ein „Nach wie Vor" so gut wie ein Hier und Da.

Der abstrakte Wahnsinn der Schulgrammatik erklärt die letzte grammatische Schöpfung: den Aussagesatz, „dies sind ..." für den Anfang der Sprache. Er ist aber nur das Ende, hinter dem sie wieder von vorn anfangen muß. Aus dem Aussagesatz ergibt sich gar nichts für die Zukunft. Deshalb hilft keine Naturerkenntnis, wenn wir fragen, wie wir leben sollen. Die Bibel mit ihrem „es werde Licht" und „es ward Licht" hat die erfahrungsmäßig beweisbare Grammatik. Im-perativ (Präjektiv), Konjunktiv oder Optativ (Subjektiv), Präteritum oder Perfektum (Trajektiv), neutraler Indikativ (Objektiv) sind empirische aus den Zeiten und Räumen entspringende grammatische Notwendigkeiten. Es kann eine höhere wissenschaftliche Grammatik geben, weil wir nunmehr die Modi, Tempora, die Personen ganz anders sehen können als die Alexandriner. Notwendig ist jeder Situation nur je eine Personenform und jeder Zeit nur ein Modus. Die übliche Tabelle: Ich liebe, du liebst, er liebt, wir lieben, ihr liebt, sie lieben, ist lauterer Unsinn. Denn wer sagt: „Ich liebe", muß entweder erröten oder er lügt. „Sie lieben", kann sogar ein Lump sagen. Also werden die beiden Sätze immer woanders ausgesagt. Es heißt vielmehr: Ich gehe, wir sind gegangen, es geht. Verwurzelt ist das Du nur im Imperativ, das Ich im Subjunktiv, in lateinischer und griechischer Sprache ist es noch heute dem Amo, Paideuo anzusehen, daß diese Form mit „ich" aus dem emphatischen Optativ oder Konjunktiv stammt und von da in den Indikativ geborgt wurde. Nun gar die Form der vierten Situation, des Naturzustandes, dargestellt in lateinisch „itur", es wird gegangen, für die abstrakte, objektive Form, bringt die Logiker in Verlegenheit. Sie sagen, das ist eine passive Form, und man kann doch nicht „gegangen werden". Aber „itur" ist eben eine Originalsituation, Akt vier im Drama der Erschütterung: Die tote Sachlichkeit des von außen angeschauten Prozesses.

Daraus ist das Passiv später geworden, weil eben meistens die Naturdinge tot daliegen. Die Neutra sind „Patienten" des Lebens, hat Uhlenbeck schön ausgeführt. Deshalb gibt es von ihnen keinen Nominativ; sie stehen immer im Akkusativ, denn sie sind das passive Resultat von anderer Leute Taten.

Itur zieht das Fazit aus: I, Eam, Ivimus (Geh, ich muß gehen, wir sind gegangen) als „ja", „es ist wirklich so, man hat es mir wirklich geschrieben, rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm!"

Vergleichen wir übrigens I und Ivimus, so sehen wir, daß die Vergangenheit mehr Zeit hat als die Zukunft. Die Verbformen werden oft im Perfekt verdoppelt (da, dedimus), die Vergangenheit ist immer lang in ihren endlosen Erzählungen. Mithin ist die viel spätere literarische Form Epos auch schon in der einfachsten Sprachform klar ausgesprochen.

Eine Verbform wie das Perfekt ist eine literarische Gattung. Umgekehrt sind die literarischen Gattungen nur Erweiterungen der grammatischen Formen des einzelnen Satzes.

Vieles einzelne muß auf unser Sprachbuch verschoben werden. Nur auf einen Punkt sei noch eingegangen: Uns begegnet in der Abwandlung der Grammatik ein sogenannter Plural: „Wir." „Plural" nennt ihn die aus Alexandria geerbte Schulregel. Aber es ist mit diesem Ausdruck wie mit dem Dual, dem Vokativ, dem Imperativ. Wer die Sprache für ein Werkzeug ansieht, um Gedanken auszudrücken, muß alle diese Formen mißverstehen. Da die Sprache vielmehr das Mittel des Schöpfers ist, uns über uns selbst hinauszuwerfen in ein Nach wie Vor, so ist der Zusammenhang aller grammatischen Formen untereinander das erste, was die Sprache leisten muß. Jede Sprache ist ihrer Absicht nach vollständig. Es gibt keine Sprache, die je kapituliert hätte, indem sie nach der Vorschrift der Werkzeuggrammatiker den Geist aufgab und gesagt hätte: „Das kann ich nicht sagen." Denn sie kam ja nur dazu von Anfang in die Welt, um das Unsagbare, das neue Erlebnis, sagbar zu machen. Die Sprache liebt nur den, der Unmögliches begehrt. Denn alles und jedes, was wir heut sagen können, schien unsagbar, als es zuerst ausgerufen wurde. Aus diesem Grunde sind alle Sprachabwandlungen, die sogenannten Deklinationen, Konjugationen, Substantiva usw., Abkühlungsvorgänge des erst Unsagbaren, das allmählich immer deutlicher gesagt werden kann. Besonders aufschlußreich ist dafür das Wort „Wir". Denn das gilt in der Schulgrammatik einfach als die Mehrzahl von Ich. Ich muß den Leser erschrecken. „Wir" ist durchaus kein Plural. Zehntausend Iche sind noch längst kein Wir. Versuche es nur mal mit einhundert Ichen. „Wir" ist etwas ganz anderes. Wir ist die

aus „gemeinsamem Erlebnis erstarkte Majestät eines Gemeinkörpers". „Wir" sagen nur die, welche etwas hinter sich haben. Es ist nicht etwa ein Gleichnis, daß die Könige mit dem Wir der Majestät sich ausdrücken.

Wir werden im zweiten Bande zeigen, daß alles Sprechen ausschließlich aus den von den Schulbüchern „metaphorisch" genannten Redeweisen, aus den „übertragenen" Bedeutungen stammt. Die „übertragene" Bedeutung ist die ursprüngliche, in den meisten Fällen.

Jedenfalls ist sie es im Falle des „Wir". Daß „ich" und „du" „wir" sagen können, stammt aus den Majestätserfahrungen geschichtlicher Gruppen aus der Kraft, unsere Vergangenheit bei uns zu behalten.

Der Pluralis „Wir" stammt aus dem sogenannten Pluralis Majestatis. Denn das vorliegende Stück Leben, das zuerst das erschreckte „Dich" in die Zukunft wirft, das dann dem lyrischen Gesang des mitteilsamen Ich anvertraut wird, erstarkt zum zurückgelegten Leben und steigt auf zum erhöhten Selbstbewußtsein einer Gruppe.

Als Christian Morgenstern dichtete „Wir fanden einen Pfad", da waren das nur zwei Freunde, aber sie hatten gelebt! Es ist der Irrtum des Prometheus in dem Goetheschen Gedichte, daß er ausruft: „Hat mich nicht zum Manne geschmiedet die allmächtige Zeit?" Das tut die Zeit gerade nicht, da, wo ein Mensch seinen Namen zu Recht trägt. Denn da schmiedet ihn die Zeit mit anderen zusammen: „*Hat uns nicht zusammen geschmiedet die allmächtige Zeit?*" wäre also rechtgläubig.

Es ist der Irrtum Rousseaus, der Irrtum Voltaires, der Irrtum des sprachverachtenden Idealismus, den Einzelmann zum Träger des ganzen Erlebnisses von Anfang bis zu Ende zu machen. Und Nietzsche mußte wahnsinnig werden, um zu beweisen, daß es so gar nicht zum Erlebnis kommen kann. Hölderlin hatte erst Freunde und dann Diotima, und da in ihm heiliges Erlebnis wallte, so versank er in Nacht, als Diotima starb. Das Erlebnis und die Freiheit, die haben wir beide als artumschaffende Kräfte. Ein schönes Beispiel ist der Buchtitel, den Charles Lindbergh wählte, als er seinen Soloflug über den Ozean beschrieb. Er war allein, aber er mußte doch mit einem anderen Wesen erlebt haben. Und so heißt das Buch nach ihm plus seinem Flugzeug: „We" (Wir). Das Wir drückt also die Erhabenheit des Trajekts aus, das über einen Zeitabgrund hinübergelangt ist. Wir, sagen die Arrivierten, im guten und im schlechten Sinne dieses Wortes. Wer keine Wegstrecke gemeinsamen Lebens hinter sich hat, kann nicht mit Vertrauen Wir sagen. Es ist ein großer Augenblick, wenn dies geschieht, und das Leben wird dadurch erhöht. Majestät kommt von Majus. Die

Natur kennt die Höhe gar nicht. Hoch, Wir, Majestät, Perfektum, Vergangenheit sind alles Kleider, die nur das namentliche Erlebnis anzieht, wenn es soweit ist, wenn unser Glaube die sonst ohnmächtige Zeit zusammengeschmiedet hat zu einer aus Zukunft, Vergangenheit und Kultur gewordenen Zeit. Wie es zugegangen ist, das wirst du nie verstehen, lieber Historiste, wenn du nicht an Verheißungen glaubst, die allem Geschehen vorauftönen müssen, damit es hinterher zu einer Geschichte, die hoheitsvoll dasteht, komme. Jeder heimkehrende Soldat darf „Wir" sagen, wenn er für seine toten Kameraden mitdenkt und mitspricht. „Wir" dürfen nur die sagen, die erst einmal auf ein „Dich" gehört und als ein „Ich" geantwortet haben.

Daher ist es höchst bedenklich, wenn irgendein Kind nicht erst Verheißungen auf zukünftiges Geschehen hört, wenn es seine Eltern nichts erwarten, Gott nicht anrufen oder ausrufen hört, wenn es sich über nichts aufregen soll, sondern unmittelbar in Waggon 3 (Historismus) und Waggon 4 (logisches System) gesetzt wird. Die wirkliche Reihenfolge fruchtbaren Geschehens bleibt ewig 1, 2, 3, 4.

Das arme Kind und der Denker

Aber in der Tat muß der Einzelmensch oft 3 und 4, das heißt die abgekühlten Gefühle und die ausgeformten Kleider vorelterlicher Erlebnisse übernehmen, bevor ihm 1 und 2 geschehen. Die natürlichen Menschen erleben also die geistige Wirklichkeit in umgekehrter Reihenfolge. Das nennt man in den Schulen wohl den Gegensatz von Erkenntnisursache und Seinsursache. Man kann es auch die Erbsünde nennen. Den tiefsten Grund werden wir noch im zweiten Band genauer erörtern. Aber wolle doch der Leser schon hier darauf achten, daß alles Sprechen ja Opfer verlangt. Denn wie Mutter und Schwester und Tochter dauernde Beschwörungsformeln sind, damit wir unsere Geschlechtsnatur vergessen, so wird jedes Kind beschworen, nicht hinter die Gattung zurückzufallen. Solange wir sprechen lernen müssen, erwerben wir etwas, was wir noch nicht erlebt haben. Und das ist gut und schlimm. Wenigstens sollten wir alle Sprachen zuerst als Imperative, die wir ausführen müssen, und als Lieder, die wir singen, erlernen. Fremdsprachen dürften nur so erlernt werden. Die Muttersprache lernen wir zum Glück noch in vielen Fällen ebenso, trotz der schändlichen Sprachtheorien. Aber jedes Menschenkind muß um dies Widerspiel zwischen den Sprechern des Menschengeschlechts und den Kindern, die sprechen

lernen, wissen. *Das Wissen um diesen Gegensatz gehört in den Katechismus.* Und deshalb steht es auch darin, obwohl es selbst die, die ihn lehren, nicht mehr verstehen. Die meisten Menschen sind Scherben einer in Stücke gebrochenen Grammatik. Besonders kraß sind die Versuche, die Sprachschöpfer aus der Kinderspychologie zu erklären. Das Gegenteil ist der Fall. Das Kind verhunzt die Sprache. Geh zu den größten Revolutionen, um zum Sprachquell vorzustoßen. Woher kommen denn Sowjets und Kolchosen? Woher Reformation und Kaisertum?

Nicht aus dem Kindergarten [1].

Etwas allerdings kommt aus dem Kindergarten, das die Sprachen durchsetzt hat, die Sprachen und noch mehr das Denken und die ganze Philosophie und Theologie. Und weil der Kindergarten diese Rolle gespielt hat und noch spielt, müssen wir nun zum Kindergarten der Sprache von ihren Hoch-Zeiten fortgehen. Es gibt nämlich drei Sprachstile: Hochsprache, Kindersprache, Denken. Und der Denker, der die Sprache verachtet, kann das nur, weil er meist nicht unmittelbar aus der Hochsprache ins Denken übergeht, sondern seinen Denkstil meist aus der Kinderstube weiterentwickelt.

Die Hochsprache kennt jedes Ereignis, und ernennt alle Mitglieder mit vollem Namen. Dazu ist sie da. Die Kinderstube läßt die Namen weg, und setzt für die Nomina die Pronomina, die Fürworte ein. Mutter wird Mama, Vater — Papa, Johannes wird Hans, der König wird *Er*, die Nachbarn werden „Die da". Pronomina sind nur möglich, wo es Nomina gibt. Pronomina sind nicht der Anfang der Sprache, sondern die Sprache in Hemdsärmeln. Mutter und Kind hätten nie nötig, Hochsprache zu schaffen. Deshalb schaffen sie sie unter sich auch ab: Pronomina reichen aus, sobald wir unter uns sind. Pronomina sprechen wir in unserer prähistorischen animalischen Existenz, unter dem Einfluß der Hochsprache mit ihren vollen Namen, Titeln, Daten. Daheim schließen wir ein Kompromiß.

Wieder wird der zweite Band das ausführlich belegen. Hier sei nur auf die Folge für die Philosophie hingewiesen. Die Kinder sagen „du". „ich", „dort", „hier", „da", „der", „die", „das". Der Philosoph liebt aber das eine Pronomen vor allen andren: das Wörtchen „Sein". Das Sein, da vergehen ihm Hören und Sehen. Er will das Sein ergründen. Das „Sein" mit den Formen bin, ist, bist, ist, ist ein Pro-verb geradeso wie „dieser" ein Pronomen ist. Die berühmte Kopula „ist" steht für alle Zeitworte als Stenophon, als Kurzwort. Vom Sein kann also nur reden,

[1] Ein Beispiel: *Revolution als politischer Begriff in der Neuzeit.* Breslau 1931.

der alle Zeitworte erlebt und sie als „Sein" zitiert. Denn die Fürworte sind sinnlos ohne die Worte, für die sie stehen. Die meiste Seinsphilosophie redet vom „Sein", ohne durch die Fülle aller Zeitworte getränkt und gesättigt zu sein; deshalb ist sie Schall und Rauch und deshalb haben ihr die Existentialisten den Krieg erklärt. Das Wesen Gottes gibt es nur, nachdem du erfahren hast, daß Gott zürnt, schafft, segnet und erschüttert. Die üblichen Diskussionen über das Wesen Gottes haben die Hemdsärmelmanieren der Kinder, die hinter die Uhr dringen wollen. Hinter der Uhr, da hört sie auf zu gehen! Und hinter seinem Namen treibt Gott sein Wesen nicht. Denn er ist der, in dessen Namen wir geloben und beschwören.

Bevor wir die Stenogramme „der" und „die", „er" oder „sie" für irgend jemand einsetzen, müssen wir sie erlebt haben mit ihren Namen. Das Leugnen die Philosophen, die mit Worten wie jemand, etwas, Sein, Nichtsein, irgend, es, das, ihr Denken angefüllt haben. Daher ist es ein leeres Spiel, mit Pronomina die Schüler über das Wesen Gottes aufzuklären. Sondern aus den erlebten und durchgestandenen Namen bestehen wir Menschen und aus nichts anderem.

Die Willensmenschen haben freilich eine wunderliche Ausflucht. Die Leute, die die Sprachen für Kinderspiel halten, vor allem die Wissenschaftler und andere Machtmenschen, sagen stolz, wir sprechen erst, wenn wir uns die Sache ausgedacht haben. Wir sagen nur das den anderen, was wir ihnen sagen wollen.

Jakob Grimm hat von der Sprache gesagt: sie ist allen bekannt und ein Geheimnis. Ein Geheimnis, das sich allmählich offenbart, ist sie den Begeisterten. Bekannt ist sie allen, die auf ihren eigenen Willen pochen, weil sie ihr Deutsch aus der Schule und dem Wörterbuch mißverstehen.

Schon Wilhelm von Humboldt hat ihnen zugerufen: „Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes voneinander leuchtet es klar ein, daß die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unbekannte zu entdecken."

Da steht es also schon, daß das Sprechen nicht aus dem Denken kommt. Vielmehr hat alles Sprechen das Schwätzen vor sich und das Nachdenken hinter sich. Wir lernen sprechen, und da wird künftige Hochsprache vorgekaut. Wir denken nach, und da wird früheres Sprechen nachgerechnet. Schwätzen ist unendliche Spielübung und Denken endloser Treppenwitz. Alles Lernen ist Vorbereitung, alles Denken Nachbereitung der Lagen, in denen laut und öffentlich gesprochen werden muß.

Kein Denker glaubt das. Sein Stolz erlaubt das nicht. Die Stenographie oder „Stenophonie" des Denkens ist ihm nicht die Etude auf dem stummen Klavier, die für den Berufsmusiker das Üben selbst auf Reisen ermöglichen soll. Die Logiker, Schematiker, Mathematiker, Erkenntnistheoretiker halten das Selbstgespräch für was Besseres als das Gespräch. So verrückt ist die Welt geworden, daß sie glaubt, der Geist stamme aus dem Denken. Kant konnte Zeit und Raum aus dem Denken begreifen wollen. Und nur eben dadurch vergaß er, daß wir nur Zeiten und Räume, nie „Zeit" und „Raum" erleben. Und er begriff nicht, was jeder Bauer weiß, daß die Raumwelt als All, die Zeit aber als Augenblick gegeben ist. Das zwingt uns, in die Räume *hineinzustoßen*, umgekehrt aber, die Zeit zu *entwickeln*. Die Philosophen vergessen den Gegensatz. Sie halten „Zeit und Raum" für gegeben, obgleich diese Früchte des Erlebthabens sind. Jakob Burckhardt ist nie müde geworden zu zeigen, daß die griechischen Denker nicht ein Tüttelchen an der antiken Wirklichkeit haben ändern können. Kein einziger Aberglaube fiel; die Denker konnten kein Kind mit Namen nennen. Das Gute, das Schöne, das Göttliche, das Wahre dachten sie als Ideen ohne den Wandel durch die Zeiten und Räume der Menschen. Erst 1500 Jahre nachdem das Wort wieder Fleisch geworden war und die vier Akte der Inkarnation längst wieder abrollten, erst in der Renaissance der griechischen Denker von 1500 bis 1900 lebten die Bücher der griechischen „Denker" als gewaltige politische Bewegungen. Weil das Wort Fleisch zu werden imstande war, wurden aus griechischen Gedanken in der Neuzeit politische Formen.

Das Denken ist Vor- und Nachbereitung des Sprechens. Im Denken wird nur ein weiterer Widerstand gegen den Fortgang eines Erlebnisses eingeschaltet, der nämlich, daß der Denker sich erst selber überzeugen will, bevor er etwas weiterleitet. Das ist eine nützliche Neuerung, diese Einschaltung eines Widerstandes. Aber deshalb gibt es keineswegs, wie uns immer gesagt wird, ein Denken ohne Worte. Das Denken, das behauptet, a priori zu kommen, lügt. Erst nachdem Namen und Art und Gegenseitigkeitsvorstellungen fest begründet in einem Menschen leben, kann er im Namen der Wissenschaft zu denken anheben. Es gibt die Sprache nur in der gegenseitigen Unterhaltung und Vorstellung. Und das nicht einmal dann, als die Denker dieses Zugeständnis der Tatsache machten, daß alles Denken dialektisch sei. Es war ein Fortschritt, als die Denker Dialektiker wurden. Aber von der Sprache her muß der dialektische Materialismus noch einmal erweitert werden. Eine Weltschicht mehr umfaßt die Sprache, denn sie ist dialogische Geschichte, die „Anti-

these" der Dialektik, in Wirklichkeit ein Gegner, der dazwischen redet! Und der verfolgt wird! Die Geschichte ist Dialog. Denn wir selber werden durch Grammatik strukturiert. Die Abwandlung in Glaubenssprache, Geistessprache, Kultursprache, Natursprache macht unsere „Zeit" zu einem Acker mit Fruchtfolge. Es ist eine Agrikultur, die die Gattung verändert, weil sie die Vererbung erworbener Eigenschaften ermöglicht.

Eigenschaft wird erworben, wird mitgeteilt, wird festgesetzt. Erst wenn alles dies geschehen ist, kommt der objektive Befund, auf den sich das Denken stürzen kann. „Christen essen natürlich kein Menschenfleisch", sagt die Wissenschaft. „Sprechen folgt natürlich dem Denken." Und das vorliegende Kapitel ist „natürlich eine Psychologie der Sprache". Alle diese wissenschaftlichen Urteile sind Fehlurteile.

Lieber Leser, dies Kapitel ist keine Psychologie der Sprache, obwohl die neue Sprachlehre seit dreißig Jahren unter dieser Etikette mattgesetzt wird. Die Sprache folgt nicht dem Denken nach; Geistesgegenwart spricht. Und drittens ist es mitnichten natürlich, daß Christen kein Menschenfleisch essen. Die Heiden warfen ihnen gerade das anfangs vor. Das Christentum und die Sprache und dies Kapitel sind nämlich alle drei weder natürlich noch unnatürlich noch übernatürlich, sondern sie haben jedem Naturburschen von jeher dasselbe vorzuhalten: Du wirfst so großartig mit Brocken wie Natur und Übernatur um dich. Aber diese Vorstellungen sind den Menschen, die im Leben stehen, unbekannt. Sie ergeben sich nur dem Nachdenken, das am Grabe der Ereignisse die leere Hülle aufliest. Wir halten uns Philosophen und Naturwissenschaftler, damit sie Jagd auf die getötete naturgewordene Schöpfung machen. Diese Meute findet überall, wo sie hindringt, Natur, und alles, zu dem ihr von uns der Zutritt nicht erlaubt wird, das nennt sie Unnatur, und wir verwehren den Zutritt kraft des Wortes „Übernatur". Aber wer nicht Natur sagt, braucht zum Glück auch nicht Übernatur zu sagen.

Allerdings, wir haben die Meute verwöhnt. Sie ist aus ihrem Wirklichkeitsquadranten, der nur als vierter Akt kommt, ausgebrochen und sie zerstört uns, den Jägern, Haus, Gärten, Felder, nämlich die Reiche des Glaubens, der Kunst und der Rechtsordnung. Alfred Weber ist in seinem letzten Buch *Vom Ende der Geschichte* so aus der Geschichte der Menschen ausgebrochen. Weil das Deutsche Reich zu Ende ist, hört bei ihm nun die Fleischwerdung auf. Wir pfeifen diese Naturdenker zurück. Was geschieht? Die Jäger werfen sich sogleich auf uns selber. Es ist nicht das Verdienst dieser Jäger in Gestalt von Akademikern, Philosophen, Psychologen, Historikern, Philologen, Soziologen,

daß unsereins noch existiert. Sie trachten, alle neue Geburt von Sprache zu verhindern. Die Walpurgisnacht dieser Naturspürhunde hat Nietzsche vorausgesagt und vorausbeendet. Nun muß sie zu Ende kommen. Diese Gelehrten können nicht einmal mehr lesen. Der Heilige Geist, der aus dem Vater und dem Sohne, aus zwei Geschlechterstufen also, hervorkommen muß, bevor er schaffen kann, wird täglich von diesen Denkern umgebracht. Denn sie denken alle „selber"! Und sie können nicht einmal lesen, was 2000 Jahre ausgerufen haben. Sie können eben nur Naturbegriffe verstehen. Daß es immer nur einer unserer vier Zugriffe auf die Wirklichkeit ist, wenn wir uns an ihr als Natur vergreifen, das ist unlesbar.

Deshalb ist die Wandlung der letzten dreißig Jahre außerhalb der deutschen Universitäten ans Licht getreten. Die Sowjets haben die Dialektik auf den Schild erhoben. Schon damit ist der Naturbegriff relativiert. Die marxistische Dialektik ist die eine Partei der Zukunft. Die andere ist der existentielle Dialogismus, der eine umfassendere Gliederung der Gesellschaft durch das Wort anerkennt als die Marxisten durch ihre Arbeitsteilung. Zwei Parteien sind hinter dem Kommunistischen Manifest und Kierkegaard her zum geistigen Leben erwacht; die eine sucht der Arbeitsteilung der Menschheit dialektisch beizukommen, die andere ist von der Verwandlung durch das Wort ergriffen. Nur diese beiden Parteien sind seit den Weltkriegen noch „vernehmungsfähig".

Der Dialog des deutschen Volkes

Dieser Dialogismus ist empirischer Art; er begegnet uns in der eigenen Lebensgeschichte und in der Völkergeschichte als vernehmliche Korrespondenz aller sprechenden Wesen. Die Menschen erleben nie sich selber: sie erleben einander. Und wenn sie reden, so stellen sie sich einander vor. Als solches sich auf den Höhepunkten ihrer Existenz einander Vorstellen habe ich die Geschichte des letzten Jahrtausends zweimal dargestellt. Wie der Plan der Russen sich der atomisierten Wirtschaft des Westens entgegenwirft, so habe ich der einzelnen angeblich sprechenden Individualität des psychoanalytischen Totenreiches die Gesamtunterhaltung des sprechenden Menschengeschlechtes entgegengehalten. Denn jeder einzelne Sprecher kann seine Verwandtschaftsnamen nur verlieren und wiedergewinnen, wenn er ein gutes Gewissen hat. Und das gute Gewissen hat kein einzelner, es sei denn als Mitglied des allen Geist und

(Titel:) Meine Liebesgeschichte mit der deutschen Sprache

alle Begeisterung verantwortenden Geschlechtes. In meinen Werken über die Europäischen Revolutionen sprechen die Nationen sich selber zueinander in ihrem ewigen Sinn aus. Und mein eigener Partner im Dialog des Lebens, Franz Rosenzweig, hat zu dieser meiner Praxis die Theorie verfaßt: „Ich glaube", so schrieb er mir in dem entscheidenden Dialog unserer Leben, „es gibt im Leben alles Lebendigen Augenblicke oder vielleicht nur einen Augenblick, wo es die Wahrheit *spricht*. Man braucht also vielleicht überhaupt nichts *über* das Lebendige auszusagen, sondern man muß nur den Augenblick abpassen, wo es selber sich ausspricht. *Der Dialog, den diese Monologe untereinander bilden (daß sie einen Dialog untereinander machen, ist das große Weltgeheimnis, das Offenbare, Offenbarte, ja der Inhalt der Offenbarung, was eine Bestätigung zu Ihren Definitionen ... sein soll), ... also den Dialog aus diesen Monologen halte ich für die ganze Wahrheit.*" (Judentum und Christentum, in Franz Rosenzweig, *Briefe*, 1935, S. 712.)

Freilich, dieser großartige Dialog aus Monologen ist heute zu Ende; die deutsche Sprachkraft ist todkrank.

Denn die erschütternden Erlebnisse, die durch zehn Jahrhunderte den Namen Deutsch mit Sinn erfüllt hatten, pflanzen sich nun nicht mehr wie konzentrische Wellen um den wuchtigen Stein des Erlebnisses Deutsch fort. Während ich das Amt eines Professors der deutschen Rechtsgeschichte bekleidete, war mir unerwartet eine Untersuchung über den Namen „Deutsch" selber in den Schoß gefallen, ein Nachhall meiner philologischen und rechtshistorischen Begeisterung: Ich möchte jetzt davon sprechen, damit der Leser die deutsche Geschichte in die Bahnen der weltgeschichtlichen Konversation einstelle.

Als 1918 das Deutsche Reich verging, entwarf ich für die neue Volksbildung ein neues Gerüst der deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte. Unter dem Eindruck der Katastrophe war als erstes die einfache Feststellung vonnöten, daß die großen Einschnitte der Geschichte eben die — großen Einschnitte sind. Entgegen dem herrschenden gelehrten Wahn, alle bedeutenden Ereignisse einzuebnen, hob sich eben der erste Weltkrieg als eine *maßgebende Erschütterung* heraus. Dem Hochmut der akademischen Wissenschaft für ihre aktenkundigen Tatsachen trat die Wucht der offenkundigen Einschnitte entgegen. Es hing also nicht von der Wissenschaft ab, ob der Weltkrieg oder die Reformation Epoche machten. Das aber hatten sich tatsächlich die Gelehrten zu entscheiden eingebildet, und zwar die Gelehrten aller Schattierungen, einschließlich der Marxisten und Katholiken. Es ist aber unwahr. Erst muß der Gelehrte die offenkundige Erschütterung des

ganzen Volkskörpers miterleiden, bevor er seine wissenschaftlichen Tatsachen herauspräparieren kann. Die Geschichte des Menschengeschlechts wartet mithin nicht auf die Bücher der Historiker, um „geschrieben" zu werden. Sie schreibt sich uns in den großen Katastrophen selber ins Blut. Der Historiker versöhnt nur die Erschütterungen und schlichtet ihren Widerspruch. Oder noch einfacher: Die Epochen der Geschichte sprechen unmittelbar zu uns; nur die Fakten innerhalb jedes Jahrhunderts mögen vom Historiker berichtigt werden. Er kann aber nicht den Dreißigjährigen Krieg oder den ersten Kreuzzug ausradieren und plötzlich ein von ihm erforschtes Aktenpaket an ihre Stelle schieben. Denn was er sagt, kann immer nur besser zu sagen suchen, was schon als Geschichte sich selber ausgesprochen hat. Der Geschichtsschreiber selber ist wie der Prophet ein Teil der Geschichte selber. Als Jesus sagte: „Es ist vollbracht", da enthüllte er diese Wahrheit; ein Teil des Lebensvorganges selber ist sein Wortwerden. Der erste Bericht beendet das Ereignis selber und steht ihm nicht gegenüber. Die Schlacht bei Leipzig ist erst die Schlacht bei Leipzig, nachdem sie so genannt worden ist. Und gewöhnlich tut das der Feldherr selber unter der Wucht des Ereignisses. Wenn aber der erste Bericht aus dem Ereignis fließt, so wie das Ereignis seinerseits aus seiner Verheißung stammt, dann gilt von der ganzen Geschichte, daß sie längst ausgesprochen ist, bevor sie „erforscht" wird. „Es war vollbracht", bevor das erste Evangelium es erzählte.

Von den Kriegen Napoleons bis zum Weltkrieg stand das deutsche Volk unter dem Anruf von Revolution und Restauration, zwischen Preußen und Österreich einerseits, und der revolutionären Idee eines Volkes andererseits. Für die Umschrift der deutschen Geschichte zurück in die selbstgeschriebenen Epochen ergab sich daher schon damals das gleiche Gesetz, das ich seitdem in meinem Leben bewährt finde: jeder Erschütterung wird in vier Akten durchexerziert. Ich zerlegte also in jenem Entwurf jede Epoche in vier Generationen, die eine jede eine Wandlungsform des Erlebnisses verkörpern.

Ich hatte damals keine Ahnung, daß dies Geheimnis schon von dem wundersamen Giuseppe Ferrari bis in alle einzelnen Züge aufgedeckt worden war. Ferrari, umfassender als Karl Marx, hat die große Geschichte mit seelischen Erschütterungen und dem Wege ihrer Verarbeitung in eins gesetzt. Er weist den Weg über Marx hinaus, obwohl sein Leben von 1811 bis 1876 ablief. Er ist ein Stammvater unserer Zukunft.

Das Gesetz grammatischen Erlebens durchzieht die deutsche Geschichte: So zeigte es mein *Neubau der Deutschen Rechtsgeschichte*. Und nun

galt es nur noch, die den Saatwurf der Erlebnisse empfangende Volkseinheit zu erfassen, in der die Perioden sich wie Jahresringe um einen Baum abschichten können. Auch da war das Glück mir hold. Ich fand den Ursprung des Namens „Deutsch" in einem Dialog zwischen Französisch und Deutsch! *Diese beiden Namen sind auf Gedeih und Verderb aneinandergekettet.*

Dialogisch nur gibt es Deutsche! Das Deutsche Volk entstand gleichzeitig mit dem Namen Frankreich, aus dem christlichen Heervolk der römischen katholischen Kirche, unter Karl dem Großen.

Ich habe anderthalb Jahre vor Verdun gestanden, während des ersten Weltkrieges. 800 000 Leben wurden vor Verdun verloren. Da, so hatten wir dunkel empfunden, wurde die Reichsteilung von Verdun von 843 rückgängig gemacht; denn sie wurde sinnlos. Nicht Verdun und nichts anderes war diese 800 000 Männer wert. Das Wort von der Teilung des karolingischen Reiches war reif, zurückgenommen zu werden. Dazu gehörte, daß man es noch einmal neu in seiner Ernennungskraft begriff.

Als nämlich Karl der Große das Kreuz den Sachsen predigte, da verlangte er Respekt für sein „Christliches Volk", für die „Gens Christiana", wie er sein Reichsvolk in einem Gesetz 776 nannte. Karl regierte mithin ein Volk als Herr der Kirche und als Feldmarschall des Heeres. Die Gens Christiana war Kirchenvolk und Heeresvolk. Als Laien wurden sie von Karls Bischöfen, als Gemeine von seinen Grafen regiert. Das Offizierskorps sprach fränkisch, die Bischöfe Latein. Das wurde die Wurzel der Einteilung in Deutsche und Franzosen. Wer wie das Offizierskorps sprach, sprach in ihrer Kommandosprache: deutsch. Die Knechte sprachen wälsch — „wie Knechte", wallonisch — die Priester lateinisch. Innerhalb des christlichen Volkes hoben sich wälsche und deutsche Zunge als Unterabteilungen ab. Deutsch und französisch sind nicht vorchristlich wie germanisch und gallisch. Wer „deutsch" sagt, spricht von einem Teil der „Gens Christiana" von 776. Da waren also noch Franzosen und Deutsche ungeschieden, so, wie der Kaiser in der Kirche sie beherrschte. Ein Jahrzehnt später aber begann man den Namen für die Kommandosprache des Heeres, die deutsche Zunge, von dem Namen für die franziskischen oder französischen *Lande* zu scheiden. Soweit Kontingente des Heeres auf fränkische Kommandos einschwenkten, so weit reichte die deutsche Zunge. Deutsch wurde ein Personenbegriff, französisch aber wurde ein territorialer Name: Das Land Franzia gab den Franzosen den Namen; La Douce France; das Heer der Franken, aber, das deut oder diet, ihr Marsfeld, das gab den Deutschen den ihren. Die Oststämme wurden auf das Personalprinzip des fränkischen Heeres gebaut;

das Westfrankenreich auf das Territorialprinzip des fränkischen Landes. So traten Franzosen und Deutsche dialektisch ins Leben, als zwei Aspekte, zwei Komperative desselben christlichen Reichsvolks. Wenn „Vater" und „Mutter" von uns als Komparativ erkannt wurden, in der Vermählung, so sind auch Deutsch oder Französisch nicht Wörterbuchworte, *sondern sie sind Namen in einer gegenseitigen Vorstellung!* Beide leben einander gegenüber. Für die Einzelheiten muß ich auf meine Untersuchung verweisen. (Schlesische Gesellschaft für Volkskunde 1928, 1—60.) Das deutsche Heer als reichs- und volksbegründende Erfahrung ist also eine tiefe, eine jahrtausendalte in Österreichs deutscher Kommandosprache und in dem preußischen Heer fortlebende Erschütterung. Daß dem Namen der Deutschen von den Gelehrten keine Gerechtigkeit widerfahren konnte, ist kein Zufall.

Als meine Entdeckung von Alfred Goetze dem Klugeschen Wörterbuch einverleibt wurde, erschien eine jener germanisierenden Phantasien, die mit Jahrtausenden um sich werfen und in der das Wort *deutsch, diutisk* aus indogermanischer Urzeit und oskischen Parallelen begründet wurde. Nun, daß „diot" Volk, populus, heiße, daran hat niemand je gezweifelt. Bei Jakob Grimm ist es in seiner gemütvollen, aber sentimentalen Weise eben das Volkstümliche, das in „Deutsch" mitschwingt. Bei Alfred Dove sollten es die Gentiles, die Heiden der Bibel, die ungetauften Völker also sein, die den Franken Karls des Großen, des Einberufers des Frankfurt-Konzils gegen das abtrünnige Byzanz, den Namen verliehen hätten. Heidenvolk, gemeines Volk, so sollten sich die Konkurrenten der Franzosen, die „Tedeschi" der vor ihnen erzitternden Italiener, haben nennen lassen.

Indessen waren die Franken stolz auf ihre christliche Rechtgläubigkeit. Der Heeresadel, der „deutsch" sprach, fühlte sich den „heidnischen" Römern im Glauben und den Bauern in Gallien standesmäßig überlegen. „Diot" hieß nicht „populär" und nicht „heidnisch"; es entsprach dem Populus Romanus, als der formenstrenge Titel des Reichsheeres. Nur dies erklärt die Jahreszahlen 776 für Gens Christiana und 786 für die Heeressprache des deutschen Offizierskorps und „Francia" für die von wälschen Bauern bestellte französische Erde. Diese Frage erscheint vielleicht weithergeholt. Aber sie ist für den deutschen Leser dieses Buches nicht unwichtig. Kann etwas nicht zur Sache gehören, das ihm den Namen gibt, der Millionen zum Schicksal geworden ist? Ich kann es also in diesem Kapitel nicht übergehen.

Das Aufspringen des Namens — nicht des Wortes — liegt im hellen Licht der Geschichte. Die namenstaube „wissenschaftliche" Geschichts-

Eine tausendjährige Geschichte ist ein tausendjähriges Auf-einen-Namen-angeredet-Werden. So entstehen Zeiträume. Sie sind nie ewig. Das Geheimnisvolle am deutschen Namen ist, daß er durch seine ganze Geschichte nie klare geographische Grenzen kannte, der französische aber immer. 1928 schloß ich meine Untersuchung über deutsch mit dem Dichterwort: „Deutschland — keiner weiß, wo es anfängt, keiner, wo es aufhört. Es hat keine Grenzen, Herr, in dieser Welt ... man hat es im Herzen oder man findet es nirgends und nie." Alle Namen sind so unsinnlich, weil sie nicht den Augenblick bedeuten. Davon noch ein Wort. Alles Augenblickliche kann auch ohne Sprache mit bloßen Hinweisen der Finger oder einem Nicken des Kopfes angedeutet werden. Namen sind erst nötig, um die Lebenszeiten des Menschengeschlechts auszubilden. *Ohne sie lebten wir überhaupt nicht in einer Geschichte!* Die Kinderstuben üben aufs Sprechen ein, aber schwätzen ist nicht sprechen, auch wenn es tausendmal häufiger geschieht als der formale Sprachakt. Dies Verhältnis von 1000 : 1 zwischen Geschwätz und Sprache hat den ungeheuerlichen Irrtum angerichtet, daß alle Redeweisen gleichen Rang hätten.

Wenn das Schwätzen in der Kinderstube, das Klatschen der Nachbarinnen, das Räsonieren im Wirtshaus nicht als das durchschaut wird, was es nur sein will, ein Schleifen der Messer, ein Wetzen der Zungen, aber ohne den letzten Ernst der Namengebung, dann bleibt allerdings der Unterschied zwischen Gott und Teufel unerkannt. Denn alle Hochsprache ist bereit, ihre Namen für alle Ewigkeit auf sich sitzen zu lassen. Aber alle fürwortende, pronominale formlose Sprache erzittert vor dieser Frage: Soll das vor Gott gelten? Der übliche Redestrom des Alltags steht unter dem Zeichen: „Ich habe nichts gesagt; mein Name ist Hase; ich weiß von nichts." Diese Namenlosigkeit stempelt 999 Reden zu unverantwortlichem Geschwätz. Aber unsere gesamte Erkenntnislehre ist von solchem Geschwätz ausgegangen, um zu deuten, was das Wort sei. Natürlich war das Ergebnis ein grausliches Mißverständnis. Die Redeweisen zweiten und dritten Ranges sollten dazu herhalten, den Sprachstrom ersten Ranges zu erklären, Kindersprache, Affenspache, das Lallen des Säuglings sollten die höchste Begeisterung geschichtlicher Taten erklären.

Was die Hochsprache an Inkarnierungskraft in dieser Theorie einbüßte, das gewann sich das „Denken". Jede Entartung der Sprache diente dazu, dem Denken höhere Achtung zu gewinnen. Anstatt die Gesetze und Liturgien und Gedichte und Wissenschaften als bloße Weiterbildung der Urgrammatik zu erkennen, so daß heut für den

schreibung (letztes Beispiel A. Levinson, einst Bonn, jetzt Durham) kann den Namen Deutsch nur als Wort erklären. Aber die Völkernamen sind ja Selbstzeugnisse eines Willens, so zu heißen, und Zeugnisse eines Willens, so zu nennen. Sie sind eben nicht Worte.

Der Diot oder Diet, das „Volk", konnte immer allenthalben ein Adjektiv „diutisk" bilden, so wie populus „popularis" bei sich hat. Das sind keine Namen. Aber im heutigen Rheinland ist man bis auf den heutigen Tag nicht wie die Bayern oder Elsässer oder Sachsen mit einem Stammesnamen versehen, sondern man ist ein Deutscher schlechtweg, und der Zusatz Rheinländer zeigt seine nachhinkende Schwäche deutlich genug.

Weshalb sind alle anderen Deutschen zweierlei, Bayern und Thüringer, Sachsen und Alemannen und außerdem Deutsche, die Rheinländer aber einfach Deutsche? Weil es der Zutritt zum Frankendiot, zum exercitus Francorum war, der die anderen Deutschen der Kommandosprache des Frankenheeres mächtig werden ließ. Die im Rheinland seßhaften Franken aber waren der Kern dieses Frankenheeres.

So war es bei der karolingischen Aufrichtung des augustinischen Gottesreichs. Vor ihm kam es natürlich den Franken nicht in den Sinn, ihre Sprache anders denn Frankenzunge zu nennen. Erst als ihre Heeressprache eine Flut von Stämmen assimilierte, bekam der diot, dies einzigartige „Heer", für das eine eigene Messe eingeführt wurde, die prägnante Bedeutung. Wer in ihm diente, nahm teil an der neuen auserwählten Gens Christiana, dem Christenvolk, gerade so wie umgekehrt der, der auf fränkischer Erde in Gallien saß, zum Franzosen kraft Wohnsitzes wurde. Fränkische Erde im Westen, fränkische Zunge im Osten, Heeresgenossen und Landesbewohner unter dem einen christlichen Kaiser, so begannen die Franzosen und die Deutschen. Noch im Jahre 786 wird das Wort einfach für „in militärischer Sprache" gebraucht (man hat mir gerade diese Fundstelle entgegengehalten, während ich sie als Hauptstütze meiner Erklärung ansehe); aber 789 deckt sich Karl der Große hinter diesem Wort, damit Bayern, Sachsen, Langobarden, Thüringer, ihm die Verantwortung abnehmen, wenn das ganze Heer den Bayernherzog Tassilo „auf gut deutsch" absetzt.

Die Entmilitarisierung Deutschlands erschüttert also die älteste Einteilung der Völker Europas. Die Gens Christiana war in Kirchenvolk und Heeresvolk gegliedert. Die einzige Wahl oder Namenswahl für die, die deutsch bleiben, wird es vielleicht sein, sich selber zu einem Heer der Arbeit und damit den Namen Deutsch neu zu wandeln.

Konjunktiv und Optativ „Literatur", für Perfektum Institutionen, für Indikativ („itur") Wissenschaft steht, anstatt umgekehrt eine wirklich literarische und politische Schöpfung in jeder einfachen Verbform anzuerkennen, anstatt die hochsprachliche Titulatur und Beschwörungsformel in „Vater" und „Mutter" zu respektieren, anstatt so die Einheit alles geistigen und geschichtlichen Lebens wiederherzustellen, zersägte das Denken den Ast, auf dem es selber am Baum des Lebens sitzt, und erklärte sich als das a priori, das heißt, als von vornherein.

Denken ist a posteriori. Es kommt hinter dem Sprechen her. Ich bin einsam; also denke ich, um, wenn die Zeit kommt, etwas zu sagen zu haben. Denn ich sehne mich nach meinen Brüdern. Als Nietzsche sang: „Meine Seele, ein Saitenspiel, sang sich selber ihr Lied; hörte ihr jemand zu?", da rief er mich an und erlöste das Denken. Mein Nach-Nietzsche-Denken ergibt sich. Es kapituliert vor Zeit und Geschichte. Ist die Schule Vorbereitung oder Selbstzweck? Wenn sie vorbereitet, dann hängt ihre Existenz von der rauhen Wirklichkeit ab, und die Wirklichkeit ist das a priori der gesamten Schulwelt. Ebenso ist das Denken Vorbereitung der Sprache und ist Nachdenken über das Gesprochene. Und nur die Eitelkeit der Schuldenker hat das Denken zum a priori ausgerufen. Dazu müssen die Schuldenker allerdings gehörig unter sich sein, dort wo niemand widersprechen kann, weil alle Angst haben, durchs Examen zu fallen.

Nun gilt es aber zu scheiden zwischen den Universitäten und der akademischen Welt. Denn nur den Akademikern eignet der Kult der Gedanken und Ideen. Die Scholastik war ehrlich genug, sich scholastisch zu nennen; Schola, Schule, trug den Stempel der Abhängigkeit von der rauhen Wirklichkeit an der Stirn. Erst der Humanismus verkündete die Emanzipation der Schule. Er nannte sie gewöhnlich die Emanzipation des Fleisches oder die „Natur" der Sache. Die Akademiker wollten a priori denken. Und als die Gebildeten ihnen das glaubten, da brach diese von der Natur des Denkens beherrschte europäische Geisteswelt entseelt zusammen. Es kann aber eine vom Akademismus befreite Universität einmal wieder geben. Dazu ist nötig, daß die Fleischwerdung des Worts über das Begriffwerden des Gedankens erhöht wird.

Vierzig Jahre habe ich darauf gewartet, dir, teuer erkaufter Leser, das sagen zu können. Und ich sollte übersehen, daß ich auf diese Gelegenheit, dich anzureden, zeitlebens zurechtgeschunden worden bin?

In Goethes *Bedeutende Förderung durch ein einziges geistreiches Wort* hat der Leser den schönsten Beleg für die Wahrheit und Wirk-

lichkeit solcher Zeitspannen im „Sprechen". Da steht eigentlich alles schon drin. *Goethe kämpft gegen das „erkenne dich!" und für die Gegenseitsvorstellung*, den Kern unseres Lebens. Die Akademiker übersahen alle Gesetze der Namensgebung, sogar in ihrer eigenen Geschichte. Es dauerte zweimal vier Generationen, bis die Universitätsstudenten den neuen Renaissancenamen „Academia" für ihre alma mater akzeptierten und im „Gaudeamus igitur" das „Vivat Academia" anstimmten. Es dauerte vier Generationen, bis es Paracelsisten, das heißt Naturforscher, auf deutschen Universitäten gab. Und es dauerte weitere 150 Jahre, bis aus den Paracelsisten „Naturwissenschaftler" geworden waren. Heute kriegen die Professoren im Namen der Wissenschaft ein Gehalt. „Im Namen der Wissenschaft"; da sind also Namen vielleicht doch gar nicht Schall und Rauch? Jeder Gelehrte will sich einen Namen machen. Wir haben Volt und Ampère und Celsius aus bloßer Dankbarkeit in unsere Sprache genommen. Selbst die Geschichte der Naturwissenschaften ist liebevoller und sprachschöpferischer als die wahnwitzige Denktheorie.

Aber inzwischen ist etwas Entsetzliches passiert: Die Weltkriege. Den Zusammenbruch des Doppelraums und der doppelpoligen Zeit „verdanken" wir der Wissenschaft. Ihr verdanken wir jene Architektur, die am liebsten das Haus in der Landschaft und Natur aufgehen lassen würde, ihr das Aufbauen der Geschichte aus Akten und Tagebüchern statt aus der Bestimmung des Menschengeschlechts; ihr die Marxe und Spenglers, die Hegel und Kant, die -ismen, ihr das Ende der Gemeinschaften in Familie und Fabrik. Denn wenn das Denken nicht einfach als Selbstgespräch gilt, dann ist das, was ich über etwas denke, wichtiger als das, was ich zu jemand sage. So wollten es die Gelehrten. Und die Impotenz der Gelehrten gebar das Tier aus dem Abgrund. Hitler war die Antwort des nun allen Denkens enthobenen Volkes. Angebrüllt werden ist besser als objektiv ausgedacht werden. Denn das Böse, das aus dem Herzen kommt, hat Luther gesagt, ist immer noch lebenspendender als das Gute, das aus dem Kopfe stammt. Die gesprochene Lüge ist also immerhin noch *direkter* als die gedachte Wahrheit. Dies Buch ist den Kräften, aus denen sich Gemeinschaft bildet, gewidmet. Deshalb mußte die erste Schicht, die Gemeinschaft bildet, von allen sekundären Kräften wie dem Denken streng geschieden werden. Aber nun kommt das Überraschende:

Auch das Denken stiftet Gemeinschaft: die Denker gründen Schulen. Was in Deutschland sich als reines Denken ausgegeben hat, ist in Wahrheit allemal *Sprache der Schule*. In der Schaffung von Schulsprachen

sind wir in Deutschland allen Menschen auf der weiten Welt überlegen gewesen. Die deutschen Wissenschaftssprachen haben sich die Welt untertan gemacht. Diese Jargons werden überall in den Schulen geschrieben von Yokohama bis Oslo. Es ist aber die Sprache dieses akademischen Denkens eine Schreibe. Ihre Macht will sie über Leser ausüben. Diese Leser haben Ehrgeiz. Sie wollen einen Doktorgrad, eine Professur, einen Namen, einen Nobelpreis. Und sie kriegen das alles verheißen von dieser akademischen Welt des Denkens. Ein Franzose und ein Deutscher, Descartes und Kant, haben diese akademische Welt erschaffen in einer Art Dialog.

Beide haben die leibschaffende, unsere künftige Eigenart über uns ausrufende Kraft der Sprache geleugnet. Beide leben von der schrecklichen Trennung in Körper und Geist, in Physik und Metaphysik. Diese beiden Junggesellen haben den Liebesquell aller Sprache verhehlt. Und so ist die Welt ihnen in Geist und Körper auseinandergeborsten. Die Auferstehung des Fleisches kommt nur aus Namen der Liebe. In ihnen fährt der alte Adam aus seiner Haut und reißt die geliebte Seele, zu der er spricht, fort zu der nächsten Hochzeit der menschlichen Art. Das reine Denken ist eine Unart. Die symbolische Logik ist eine Verirrung. Gott gebe uns eine fröhliche Auferstehung auf dem Zeitenfloß, das uns sein Geist errichten läßt.

Meine geistige Existenz nach wie vor

Auch ich, lieber Leser, kann also zu dir nicht zeitlos *über* die Sprache reden, sondern wenn es lohnen und wahr sein soll, was du hier liesest, so muß wohl oder übel der Zeitpunkt gekommen sein, wo diese Wahrheit im dialogischen Leben in meiner empirischen Existenz zu diesem Buche hier geführt hat. Die Bücher über Sprachen haben mich immer verwundert, weil die Verfasser sich nie genügend darüber verwundern, daß sie selber zu ihren Lesern über das Sprechen sprechen können. Ein ehrlicher Mann, Fritz Mauthner, hat allerdings über diese Frage „Kann ich denn reden?" drei Bände geschrieben. Aber niemand hat auf ihn gehört; und er selber widerlegte sich, indem er sich so sehr wunderte, daß es ihm ganz unvorstellbar wurde, daß irgend jemand irgend jemandem irgend etwas mitteilen könne. Redend proklamierte er die Unverständlichkeit aller Rede. Und doch war *er* mir verständlicher als die Millionen, die gar nicht fragten.

Du, mein Leser, hast mein Buch vor dir. Betrachte es doch einen

Augenblick als ein Pfand in deiner Hand und frage nach der ehrwürdigen Formel: Was soll der tun, dessen Pfand ich hab in meiner Hand? Falls du diese Frage stellst, so kann ich weiterreden. Denn dann bin ich in der glücklichen Lage, dir zu antworten: Ich muß dir etwas sagen. Ich soll dir etwas sagen. In dieser Niederschrift endet eine Wanderzeit, in der eben der existentielle Dialogismus zum Worte wurde und nun, zum ersten Male, kann ich mich meines verpfändeten Wortes entledigen und etwas noch nicht Gesagtes sagen.

Vier Jahrzehnte, von 1902 bis 1942, hat mich das Wort „Sprache" zum Schemel seiner Neuausrufung gemacht. Als Namen haben wir es wieder ausrufen müssen, nachdem es ein bloßer Begriff geworden war.

Und so mußte sich ein Stück menschlichen Lebens wohl oder übel selber in der grammatischen Struktur der Schöpfungsgeschichte abspielen, von der auf diesen Blättern erzählt worden ist. In vier Jahrzehnten habe ich als Präjekt, Subjekt, Trajekt, Objekt den neuen Namen durchgetragen. Ich bin ein Beleg für die Richtigkeit dieses Kapitels. Wenn man gewöhnlich in Anmerkungen andere Bücher zitiert findet, so möge man mir nicht verwehren, eine andere Form des Beweises anzutreten. Auch ein Leben kann ein Beleg sein; und für gewisse Wahrheiten ist es vermutlich der einzige Beleg. Dann nämlich, wenn man die Erschütterung durch ein den einzelnen treffendes, aber die Gattung meinendes Erlebnis studieren will, kann man nur den „Fall" studieren, auf dessen Quadrigemina-Platte sich das Erlebnis eingepreßt und in dessen Hirn es sich abgeklärt hat.

Ich lasse natürlich alles fort, was nicht zum Beleg geworden ist, und so ist dies nicht meine eigene Lebensgeschichte, sondern es ist die Geschichte einer von mir geglaubten, alsdann anderen mitgeteilten, von uns gemeinsam festgestellten und schließlich von der Welt angeeigneten Wahrheit. Ereignis wird Eigenschaft, Eigenschaft wird Eigentum. Eigentum wird enteignet, damit es allen eigne.

Die vier Akte füllen im großen und ganzen ein jedes ein Jahrzehnt, so daß sich die Epochen 1902—1912, 1912—1923, 1923—1933, 1933 bis 1943 ohne Zwang abheben. Sie sind übrigens nicht pedantisch gemeint. In jedem dieser Jahrzehnte war nur je eine grammatische Haltung *ersprießlich*. Also von 1912 bis 1923 war es ersprießlich, weil wir im zweiten Akte standen, mitzuteilen. Das schloß nicht aus, daß wir in unserer Ungeduld auch Institutionen zu gründen suchten, und daß wir in die Haltung der wartenden, harrenden Seele zurückglitten. Aber dennoch ist es richtig, diesem zweiten Jahrzehnt den ausgesprochenen Namen des subjektiv mitteilsamen der berufenen „Iche" zuzusprechen.

Von 1933—1942, umgekehrt, hat es an Mitteilungen, Institutionellem, präjektivem Glauben nicht gemangelt. Aber der Natursturm der „Muspilli" und des zweiten Weltkrieges, diese Windsbraut war doch das entscheidende und gültige Element. In ihm wurde ich mit meinem Erlebnis radikal objektiviert.

So wird also der Leser die vier Akte des Dramas nicht als ein von mir erfundenes Gerüst ansehen, sondern er mag wissen, daß mir die besondere Tönung jedes Jahrzehntes sehr gegen meinen Wunsch abgedrungen worden ist. Weil es wider Willen geschah, ist es ein Beleg nicht für meinen Willen, sondern für einen Ablauf. Ein Gesetz läßt sich belegen. Eine Frage läßt sich beantworten. *Unter welchen Bedingungen trägt eine seelische Erschütterung Frucht?* Sie trägt nur Frucht, wenn ihr Träger als Dich, Ich, Wir, Er durchkonjugiert wird.

Die Erschütterung einer Leidenschaft, die uns mit ganzem Herzen, ganzem Vermögen und ganzer Seele ergreift, sondert den einzelnen in begeisterter Zuchtwahl aus. Eine natürliche Zuchtwahl ist ein Widerspruch in sich selbst. Der Horden-, Sippen- und Umweltmensch wird zum einzelnen durch begeisternde Zuchtwahl, wenn er seinen Namen so hört, daß er zum Dich wird und in die Höhe fährt.

Dieselbe Erschütterung schwingt weiter und reicht in diese ausgesonderte Seele so tief ein, bis diese selber zu schwingen anfängt. Im Widerhall beginne „ich" nun zu sprechen.

Der mir widerfahrene Anruf und die von mir ausgehende Antwort rufen einen dritten Kreis von Wellen hervor, der sich in den wiederkehrenden Regeln einer dauernden Einrichtung festlegt.

Und diese aus dem Geschehen festgelegte Geschichte sucht sich am Ende ihres Trägers zu entledigen und ohne ihn weiterzugehen.

Es ist die These des nun folgenden „Beleges", daß mit mir eben diese Grammatik durchexerziert worden ist.

Ich erzähle also nicht mein Leben[1], denn nicht mein ganzes Leben liegt auf dem Totenacker der Natur, sondern meine Liebesgeschichte

[1] Wer davon Bruchstücke wissen will, findet Autobiographisches in der *Hochzeit des Krieges und der Revolution*, 1920, Patmosverlag. Briefwechsel über Christentum und Judentum mit Franz Rosenzweig in dessen Band *Briefe* 1935. Einleitung zur englischen Ausgabe der *Christian Future*, London 1920, von J. H. Oldham, *Rückblick auf die Kreatur*, in Chicagoer Neue Beiträge 1947. Ferner seien erwähnt: *Die rückwärts gelehte Zeit* im dritten Band der *Kreatur*, und die Aufsätze von Altmann und Dorothy Emmet in *The Journal of Religion*, Chicago 1944 und 1945, und die Bibliographie in *The Driving Power of Western Civilization*, Boston 1949.

mit der deutschen Sprache als Muttersprache, als Brautsprache, als Ehe- und Arbeitssprache liegt hinter mir.

Seit 1902 hat mein bewußtes Leben unter dem Kennwort „Sprache" gestanden. Ich war in meinem fünfzehnten Jahre und wünschte mir Kluges *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Ich selber erstand Jakob Grimms *Deutsche Grammatik* von 1819 und seine *Rechtsaltertümer*, in denen ja das Wort eine gewaltige Rolle spielt. Hamanns Wort befiel mich damals: „Sprache ist der Knochen, an dem ich ewig nagen werde." Zu den üblichen Gymnasiastensprachen gesellte sich Ägyptisch, und ich begeisterte mich für den genialen Heinrich Brugsch. Die Lektüre von *Sartor Resartus* von Carlyle, dies Hohelied des Sprechens, von Bengel, von Chesterton unterlegte die Exzesse der reinen Sprachwissenschaft und Philologie (ich verfaßte ja Wörterbücher und übersetzte aus allen Sprachen) mit dem Hamannschen Weissagungston; doch wußte es natürlich das Kind nicht anders, als daß für „die Sprache" die Philologen zuständig seien. Und so entstand eine Spannung zwischen dem, wonach ich mich sehnte, und dem, was allein der Ausdruck dieses Sehnens in anerkannter Weltform schien: Ich wollte die Organisation der Menschheit auf Grund der Sprache enträtseln, und komischerweise studierte ich alles Philologische mit einem zelotischen Fanatismus und einer Ehrfurcht, als sei diese Art Sprachwissenschaft der Weg ins Heiligtum. Der tiefste Respekt für die deutsche Universität war mir selbstverständlich. So las ich jeden Schnitzel eines anerkannten Philologen von Scaliger bis zu Ludwig Traube mit Andacht. Zum Glück für mich verliebte ich mich aber auch zum ersten Male in dem gleichen Jahre 1902 und begann Gedichte zu machen. Durch viele Jahre trug ich nun immer das Reclambändchen mit den Hölderlinschen Werken bei mir. Und Nietzsche, Goethe, Homer, Schiller, Lessing, Pindar, am Ende des Jahrzehntes aber Chesterton, bauten ein echteres Reich der Sprache neben dem philologischen der Böckh, Niebuhr, Grimm, Bopp, Erman, Brugmann auf.

Das Studium der klässischen Philologie unter ihren Meistern Otto Schroeder, Eduard Meyer, Wilamowitz-Moellendorf, Johannes Vahlen, Hermann Diels und das „wider meines Herzens Drang" abgeleistete juristische Studium suchten nach einem Kompromiß. Ich träumte eine Zeitlang, ein zweiter Ludwig Traube zu werden und die neue abendländische Philologie für das Mittelalter mitzubegründen. Mein Hauptbeitrag dazu wurde mit großem Pathos, auf lateinisch, dem *„Fürsten der Philologie"*, Johannes Vahlen, 1912 gewidmet. Ich konnte gerade noch zu seiner Beerdigung gehen, als das Buch fertig vorlag.

Es mag hier gleich gesagt sein, daß ich mit fast allen meinen deutschen Buchwidmungen ähnliches Pech gehabt habe. Und jedenfalls im Falle Vahlen war es, ohne daß ich es ahnte, ein geistiger Abschied, den ich mit der Widmung von ihm nahm.

Die absolute Verehrung der Philologie hatte mich besessen, und in der Widmung, glaube ich, begann die Entzauberung. In dem gewidmeten Bande, in welchem ich einen Querschnitt durch die Literatur einer Generation des Mittelalters legte, stand nämlich ein Satz, der mich der herrschenden vorjohanneischen Betrachtung der Sprache entriß: „Die Sprache ist weiser als der, der sie spricht." Dieser Satz mag nicht revolutionär klingen. In ihm aber steckt der Keim alles in dem vorliegenden Kapitel Ausgesprochenen, und daß dem so sei, das war mir damals gewiß. Auch reagierte die „Wissenschaft" entsprechend. Die Juristenfakultät, der die Schrift zur Habilitation eingereicht wurde, legte mir auf, das ketzerische Kapitel, in dem dieser Satz stand, wegzulassen. Ich tat das natürlich nur in den der Fakultät geschuldeten zwanzig Belegstücken. Und so steht dieser Satz denn am Beginn meiner offenen, am Ende meiner privaten Existenz mit der „Sprache". Ich hatte die Katze aus dem Sack gelassen.

Ich muß wohl den Entrüstung erregenden Satz vollständig hierhersetzen: „... die lebendige Volkssprache überwältigt allemal das Denken des einzelnen Menschen, der sie zu meistern wähnt; sie ist weiser als der Denker, der selbst zu denken meint, wo er doch nur ‚spricht', und damit der Autorität des Sprachstoffs gläubig vertraut; sie leitet seine Begriffe unbewußt zu einer unbekannten Zukunft vorwärts." (*Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II.*, 1912, S. 144.)

Damit wurden die Gedanken des sogenannten Denkers eingespannt zwischen ihrer Herkunft aus der Autorität des Sprachstoffs und ihrer Bestimmung für eine ausdrückliche Zukunft. Als eine Gefällstufe im Sprachstrom durch die Zeiten ist das Denken in Begriffen eine Verstärkung der Sprache, wie wir Kraft aus dem Wasserfall gewinnen. Damit waren der Idealismus der Metaphysiker und der Materialismus beide erledigt, denn das Denken selber wurde hier zum Materiale der Schöpfung erhoben, weil es in Sprache zurückgeglüht wurde. Denken ist ein Aggregatzustand der Sprache, ähnlich wie Wasser als Dampf oder Eis sich findet. Und im selben Augenblick wandelte sich der Charakter der Sprache selber aus einer bloßen Mitteilung von Gedanken zu einem Aufruf zum Denken und zu vielen anderen Taten. Wir sprechen, erkannte ich, um uns und andere fortzureißen in Ordnungen. Statt bloßer Worte, die Dinge bezeichnen, bestände dann also die Sprache

aus Namen, die uns etwas zu vollziehen heißen? Eben dies war eine weitere Entdeckung jener Schrift: „Der Eigenname wirkt als Imperativ." (*Ostfalens Rechtsliteratur* S. 113.) Rückschauend kann ich sehen, daß ich in jenem Augenblick von der Philologie in ein neues wissenschaftliches Feld hinübertrat, nämlich in eine Lehre von den Namen statt von den Worten. Das vorliegende Kapitel ist ein Abkomme jener damals zur Bestimmung eines einzelnen wirklichen mittelalterlichen Schriftstellers gemachten Entdeckung, daß Namen aller Grammatik vorausgehen, genau wie die Imperativformen noch unflektiert sind; wir ernennen uns gegenseitig, Namen sind gegenseitige Anrufungen zur Ordnung des Gemeinschaftslebens. Das Schmieden dieses ersten Mauerhakens, mit dem ich der akademischen Welt entsteigen sollte, hatte mich also ein Jahrzehnt gekostet.

Natürlich wurde mir dies „unwissenschaftliche" Argument vom Namen als Imperativ nicht abgenommen. Und ich trug es ja auch in die falsche Schmiede eines Spezialfeldes, auf dem solche Menschheitsfragen nicht erörtert werden konnten. Diese Komik hat sich ungezählte Male wiederholt, denn unsere neue Grundlehre vom Sprechen liegt eben zwischen all den Feldern der bestehenden Wissenschaften genau in der Mitte und muß daher von einem jeden Felde her verzerrt gesehen werden.

Von diesem Jahrzehnt ist im Rückblick von 1912 her auf 1902 hin ein Doppeltes anzumerken. Alle Tinkturen und Essenzen der Philologie hatte ich mischen gelernt. Ich hatte Arbeiten über niedere und höhere Textkritik geliefert, Urkunden diplomatisch untersucht, Handschriften kopiert und ediert, stilistische Untersuchungen und Archivforschungen betrieben. Ich hatte Wörterbücher und Grammatiken entworfen, liturgische Kalenderforschungen veröffentlicht und die Glaubwürdigkeit von B. G. Niebuhrs Lebensnachrichten in ein neues Licht gerückt. Bauten und Denkmäler hatte ich ikonographisch untersucht, und dabei stets die gesamte klassische Philologie und indogermanische Sprachwissenschaft sowie das Ägyptische mir zur linken Hand angetraut gefühlt. Das heißt, ich habe seitdem die Vorgänge und Vor- wie Rückschritte in diesen Wissenszweigen gewissenhaft laufend verfolgt; ohne irgendeine öffizielle Beziehung blieben sie meine Heimat. Dem Humanismus und Klassizismus in seinem Studium der Antike von 1450 bis auf unsere Tage in allen seinen Blüten blieb ich auf der Spur. Denn August Böckhs herrliches Wort von der Philologie gab ich nicht preis. „Erkennen des Erkannten" nannte er sein Tun. Wir haben nur dazu gelernt, daß es nicht angeht wiederzuerkennen, ohne anzuerkennen und abzuerkennen.

)amit war mein ehrfürchtiger Respekt vor der deutschen Universi-
an eine Klippe gestoßen. Man muß also aberkannt und anerkannt
rden sein, bevor man auch nur erkennen kann! Die Nominative der
enntnis ruhen auf den Vokativen der Anerkennung. Es war ein
ick für mich, daß der Held meiner Valediktionsarbeit von 1904—06,
Clodius Pulcher, ein solches Scheusal war, daß mir schon damals beim
reiben aufging, es sei denn doch in der Geschichte ohne Auslese nicht
zukommen. Die um jene Zeit umgehende blinde „Renaissance"-
geisterung rühmte ja Cesare Borgia und alle die anderen Hitler jener
t. Mein Schufterle Clodius — seine Schwester machte meinen ge-
ten Catull unglücklich — nahm es an Spitzbüberei mit jedem
naissancehelden auf. Daher war ich imstande, die Verbindungsfäden
ziehen und den Gobineau-Geymüllerschen Kult von „uns Bürgern
Renaissance"[1] auf Grund meiner klassischen Philologie abzuschütteln.
)amit schüttelte ich die zentralste Zeitmode ab, ohne es zu wissen.
bin durch jenen Schritt ein für allemal gegen die Dunstkreise Ste-
Georges, Spenglers, Marxens, Nietzsches immunisiert worden. Die
ichsetzung des ~~Goetzlosen~~ und des Übermenschen hat mich seitdem
wieder versucht. Die Abschüttelung, die Entlobung sozusagen von
ner blinden Stoffhuberei und Materialverehrung geschah am Ende
Clodius mit einem Satz, von dem mein guter Vater mir dringend
iet: „In einem schäumenden Hexenkessel wallt eine schillernde
se auf und zerplatzt." Wahrscheinlich verstößt dieser Satz gegen den
chmack einer Biographie. Aber es ist ein klarer Beleg für eine der
ndlagen allen Sprechens: Die Metapher kommt als die erste Sprech-
se in uns hinein; sie ist nichts Zweites. Nur in diesem Bild konnte
mich von der Liebe zu meinem Helden befreien; er mußte zur
ur werden. Ja, es mußte „die Blase" heißen, damit ich sicher war,
könne fortan in der Geschichte gut und böse unterscheiden. Lache,
mag. Der Satz rettete meine Seele. Dafür macht man sich gerne
erlich. Und es ist mir seitdem immer wieder ähnlich ergangen.
ie formale Entlobung vom Gewaltkultus aller Art fand dann in
m Vortrag statt, den ich vor meinen Saufbrüdern hielt. Sie hießen
sowieso mit großer Verachtung „Plato", und ich machte durch
n Vortrag das Maß voll. Ich ging der Versuchung der Vorstellung
naissance" nach, dann der der Wiedergeburt. Und entdeckte da den
erschied zwischen Luther und Machiavell, Paulus und Erasmus, der
wig gilt. Wir müssen in der Vorzeit nach Mächten der Wieder-

[1] Ein Wort des guten Geymüller, der aber trotzdem für Jakob Burckhardts
enheil innig gebetet hat.

geburt Ausschau halten. Aber die Renaissancen müssen sich alle jene Siebung gefallen lassen, die wir instinktiv anwenden, wenn wir Plato lesen. Alles Vorchristliche in Plato: Homosexualität, Sklaverei, Kasten, überlesen wir, weil wir sogar Plato nur mit Auswahl in die christliche Ära hineinlassen können. Wir bleiben also für das, was wiederkommen darf, Gott verantwortlich.

Diese Erfahrungen gingen sehr tief, weil sie mir an einem selber gewählten Stoff passierten. Ich bin an ihnen aus meiner Universitätsabgötterei erwacht. Als ich nach Heidelberg kam, mit 19 Jahren, gab ich mich nicht mehr den Professoren so hin wie bisher. In Heidelberg lehrten Windelband, Karl Hampe und Alfred Weber, und Max Webers Einfluß war allenthalben zu spüren. Die Sprachleugnung dieser und aller anderen Professoren, mit der einzigen Ausnahme des über achtzigjährigen Ernst Immanuel Bekker, stieß mich leidenschaftlich ab. Zu der Philosophie, der Geschichte und der Ökonomie oder Soziologie fühlte ich mich im schärfsten unversöhnlichen Gegensatz. Ich habe zwei Doktorgrade von Heidelberg erworben, in Jurisprudenz und in Geschichte, mit vierzehn Jahren Zwischenraum; ich sollte wohl zweimal die Probe aufs Exempel machen, denn meine maßlose Liebe für die Hochschule wäre sonst nicht umzubringen gewesen. Doch immer bin ich ein Außenseiter dieser Heidelberger Denkwelt geblieben, die so naiv selig vom Denken des einzelnen Menschen anhob und in das Denken des Individuums sich bis zum bitteren Ende verlief. Ich erfuhr natürlich die damit im notwendigen Zusammenhang stehende unmenschlich-sprachlose Behandlung. Meine Dissertation wurde für die beste erklärt, welche die juristische Fakultät seit Jahrzehnten gesehen, und sie betraf das unmittelbare Gebiet dreier Heidelberger Gelehrter. Aber doch habe ich mit keinem der Ordinarien je ein vernünftiges Wort gewechselt, wieder Bekker, der längst emeritiert war, ausgenommen.

Diesem sprachlosen Historismus, der Jesus einen charismatischen Charakter und die preußischen Beamten einen Apparat nannte, war und blieb ich unzugänglich, gerade weil ich die Tonnenlasten von Akribie und Einzelwissen, die er aufhalste, weit reichlicher schleppte als der unbeteiligte Brotstudent. Immer stärker wuchsen der Name des Christentums und der Name des dreieinigen Gottes über mir auf. In meiner unbeschreiblichen Isolierung und Einsamkeit suchte ich Hansjakob, den katholischen Riesen in Freiburg, und den Franziskaner Franz auf dem Donarsberg bei Geismar, auf. Das waren flüchtige, aber eindringliche Begegnungen, in denen der Satz, daß das Wort Fleisch geworden sei, Nachdruck gewann. Prediger hatte ich seit der Sekunda

werden wollen, und nur die praktisch viel stärkere Leidenschaft des sprachlich-historischen Triebs hatte diesen Wunsch als bloßen Wunsch hinter sich gelassen. Aber ich muß diese Begegnungen trotzdem erwähnen, weil sie jedesmal einen abgesonderten Raum, eine Welt für sich eröffneten. Der Leser weiß bereits, daß Sprechen gar nichts anderes erst einmal bezweckt als einzuräumen und abzustecken, was in Zeit und Raum fortan zusammenhängen soll. Der Kirchenraum als ein Raum für sich, als der notwendige Raum für sich, das war eine notwendige Erfahrung. Die zweite Erfahrung einer abgesonderten Welt für sich und einer künstlichen Zeit, nämlich des Dienstes immer gleichgestellter Uhr, erwies sich auf lange Sicht gesehen als noch wichtiger. Ich bin sechs Jahre Soldat gewesen. Der Sauherdenton des Kommiß hat mich beschädigt. Aber ich habe hier die Akte Befehl und Gehorsam tief in mich aufgenommen. Von Natur möchte ich gehorchen und befehlen und sicher beides gleich stark. Erst als Soldat aber kann man ganz begreifen, weshalb das ein und dasselbe ist. (Siehe S. 80 ff.)

Wenn man sich aus diesen Grundverhältnissen von Gehorsam und Befehl herauslöst, wie die Heidelberger Ästheten und Intellektuellen und die ganze akademische Welt überall, dann verliert die Sprache ihren Sinn. Sie wird zum Mittel des Denkens. Deshalb schuf die Erfahrung beim Heer 1910 bis 1912 (ich schloß beide Übungen an das Dienstjahr an) in mir die Überzeugungskraft, ein Element des Dienstes dem Denken zurückzuerobern. 1911/12 warf ich den Heidelbergern, die sich über russische Revolutionäre und englische Settlements zuschauerhaft unterhielten, die freiwilligen Arbeitslager als deutsche Lösung entgegen. Denn bei uns gelte es, das Denken und das Wort zu erlösen, nicht wie in England gemeinsam Tee zu trinken.

Ich entwarf eine Denkschrift *Landfrieden*. Sie ist das Programm zu dem *Kampf um die Erwachsenenbildung* (Leipzig 1926) geworden. Sie hat im dritten Jahrzehnt (1923/33) zu der trajektiven Form, zur festen Institution der Arbeitslager geführt, wie sie dann von der Welt nachgeahmt oder verhunzt worden sind; davon später.

Das letzte abschließende Ereignis des präjektiven Jahrzehnts war die Inspiration meines „Professorenbuchs", *Königshaus und Stämme in Deutschland von 1014 bis 1250*, das ich 1914 nach dem Wort eines Freundes „wie ein Vulkan ausspie". Auf seine Thesen hat sich in den folgenden Jahrzehnten die gesamte Forschung zubewegt. Für mich war es die erste Entdeckung des Konflikts zwischen Stämmen und Imperien, die nun der zweite Band dieses Werks darstellt, die ich aber damals an

der Stelle entdeckte, wo unsere christlich-klassische Überlieferung sie fast völlig überklebt hatte: im deutschen Mittelalter. Stämme und Reiche schaffen verschiedene Raum- und Zeitgesetze; sie denken in anderen Spannen und zielen auf andere Spannen. Das Motto des Werkes muß ich hierher setzen. Es ist das Wort des Sokrates an Krito im Gefängnis vor der Hinrichtung. Da ich es naiv griechisch druckte, wird es kaum jemand enträtselt haben: „Gesetz und Recht und Gerechtigkeit, das sind Worte, die so laut in meinem Innern dröhnen und widerhallen, daß ich vor ihrem Klang nichts anderes vernehmen kann." Und ich setzte dazu Goethes Vers: „Wie das Wort so wichtig dort war, weil es ein gesprochen Wort war."

Die beiden Motti vor einem juristischen Buch werden dem Leser besser als meine Behauptung beweisen, daß „Sprache", Hören und Sprechen, mein A und O war. Meine akademische Laufbahn war damit auf ihrem inneren Höhepunkt angelangt. Ich hatte ein geniales Buch geschrieben. Meine äußere Karriere hat das nur im Zickzack gespiegelt. Ich bin auf dies Buch hin erst 1923 auf einen Lehrstuhl berufen worden, nachdem ich von 1913 bis 1923 der Universität fast ganz fern blieb. Innerlich aber endete meine akademische Laufbahn 1913/14 mit jenem Wälzer. Ich lernte nun, daß „genial" zu sein, das geringste ist. Mich riefen der Krieg, die Liebe und das Opfer.

In den nächsten zehn Jahren ging es um etwas anderes als um Lernen und Lehren. Nachdem ich doch Sprechen, Hören, Vernehmen entdeckt, ging es eben darum im Leben. Liebe, Freundschaft, Krieg und Revolution beriefen mich in neue Räume und Zeiten, Räume veränderter Weite, Zeiten gewandelten Zusammenhangs.

Ehe und Brüderschaft; nicht umsonst habe ich von ihnen in einer *Hochzeit des Kriegs und der Revolution* betitelten Schrift 1920 Zeugnis abgelegt. Ein wichtiger Aspekt des Jahrzehnts waren unsere existentiellen Beziehungen zu Franz Rosenzweig. Da von ihnen öffentlich die Rede gewesen ist und noch ist, so will ich nun erst ein Wort von dieser Beziehung sagen, ehe ich zu dem eigenen Gang durch dies Jahrzehnt zurücklenke.

Franz Rosenzweig, in dessen Elternhaus ich als Einjährig-Freiwilliger viel verkehrt hatte und der ein paar Jahre älter war als ich, studierte bei mir in Leipzig Rechtsgeschichte.

Er stieß bei mir auf die eine felsenharte Tatsache, die er bis dahin den deutschen Professoren nicht geglaubt hatte, daß ich den menschlichen Geist für genau so ein bloßes Geschöpf hielt wie unsere Leiber. Er hielt alle sogenannten Christen für bloße Griechen und las das Wort

des Neuen Testaments „Gott ist Geist" mit wahrem Abscheu, weil er sah, wie die Akademiker aus diesem Satz die Platonische Ketzerei: Mein Geist ist Gott, unser Geist ist Gott, unsere Ideale sind Gott, usw. usw. gemacht hatten.

Wenn es aber auch nur einen deutschen Universitätslehrer gab, der das Beten für ebenso unmittelbar, nein, für viel unmittelbarer und wahrer ansah als das bißchen Kathederdenken, der einem Geheiß mehr Kraft und Sinn zuschrieb als einem Begriff, dann gab es also in der Tat einen Sieg über das Griechentum mit dem Kommen Christi. Dann gab es also nicht nur Christentum als Kampf gegen das Judentum, sondern auch gegen die akademisch-platonische Welt bloßen Denkens. Dann mußte es aber für ihn, den Juden Rosenzweig, und mich, den Christen, eine gemeinsame Sprache geben und womöglich eine gemeinsame Geschichte.

Dies warf ihn in ein neues Amt, das erst künftig Juden und Deutschen ganz aufgehen wird. Er hielt seinen *Stern der Erlösung*, der ihn berühmt gemacht, immer für eine Erscheinung der *Deutschen* Geschichte; und es ließ ihn eine neue gemeinsame Ordnung seiner und meiner Rede von mir annehmen, die neue Grammatik der Seelen, die zwar Verschiedenes zu sagen haben, aber deren Duette und Trios und Quartette und Symphonien erst den ganzen Gehalt der Wahrheit zusammen konzertieren. Jeder muß anders reden, zusammen erst gibt es Sinn: in der Musik weiß das jeder. Wir lernten es im Leben.

Franz Rosenzweig empfing von mir, wie er nicht müde geworden ist, sein ganzes Leben lang zu versichern, die Lehre vom Du, das dem Ich vorhergeht. Er fügte sich aber nicht meinem eigenen Weg in die cruziverte Wirklichkeit, er trat mit seinem *Stern der Erlösung* in das Herz der Offenbarung und begründete eine dialektisch und in existentieller Antwort meiner eigenen Sprachlehre erwidernde Lehre von der Sprache und ihrer Geschichte unter den Menschen. Es ist dieses Buch inzwischen ebenso berühmt geworden, wie es wenig gelesen wird. Es ist ein glühend subjektives nur als Antwort auf mein Wort verständliches Bekenntnis. Es gibt also seit den Jahren 1913 bis 1923, die wir gemeinsam verbracht haben, eine doppelte Lehre von der Sprache; die eine ist die hier dem Leser vorgelegte und die andere ist die von Rosenzweig dialektisch dazugesetzte.

Die meine geht aus vom Kreuz der Wirklichkeit in der erlebten Zeit. Rosenzweig aber wurzelt in der Ewigkeit, wo Mensch, Gott, Welt auf ewig gleichen Bahnen erscheinen.

Es gibt noch eine dritte Lehre von der menschlichen Existenz und dem Sprechen. Sie wird vor allem von Martin Buber vertreten. Bei ihm

In einem Gedicht "Die Tageszeiten des Glaubens" und in einem Essay "Die Juden [illegible]" habe ich die künftigen Weltformen von Jude Grieche Christ beschrieben.

steht das Ich dem Du voraus. Das zeigt sich schon im Titel seines *Ich und Du*. Und ebenso im Motto: „So habe ich endlich erharrt aus allen Elementen deine Gegenwart." Und so steht er als Gnostiker den Existentialisten wie Heidegger und Sartre, die von der Sprache nichts wissen, am nächsten.

Es ist auch Bubers „Eleusinisch-griechische" Sprachhaltung notwendig. Es wird fortan jeder Mensch mit dem christlichen Kreuz, mit der israelitischen Ewigkeit und mit gnostischem Genius vor dem Logos der Zeit sich zu rechtfertigen suchen. Und es ist recht und billig, daß die Eleusinier den „Griechen" unter uns, der akademischen Welt, am meisten zusagen. Zeit und Sprache gehen uns eben in dreifacher Weise auf, und das Jahrzehnt von 1913 bis 1923 war eben das Jahrzehnt dieses Aufganges. Alle drei Redeweisen werden fortan gepflegt werden müssen. So wie es immer den Geistlichen, den Geistigen und den barmherzigen Samariter gibt, als drei, die begeistert sind und doch in ganz verschiedener Weise, so wie es Priester, Professoren und Künstler geben muß, so muß es ewig und immer Moriah, Patmos, Eleusis geben, und Rosenzweig und ich, zusammen mit unseren Freunden vom Patmoskreis, sahen daher 1919 die Gründung dreier Verlage vor, die diese drei Namen tragen sollten. Es ist dann nur zum Patmosverlag gekommen. Das Haus Schocken war einen Augenblick der Moriah-Verlag. Und die Kreaturgruppe nahm wohl Eleusis vorweg.

Das Wichtige ist dies: Für die Lehren von der Sprache und von der Zeit gibt es kein System im alten Sinne, gibt es keine alleinseligmachende Wahrheit. Trotzdem ist es notwendig, von ihnen beiden die Wahrheit zu sagen. Man kann das aber nur in der bestimmten Sprache, die dem Alpha, dem Omega oder der Mitte des Zeitstromes entspringt. Der französische Existentialist ist bloß Alpha, bloß ewiger Anfang seiner Zukunft. Das ist Eleusis, das ewige Kommen. „L'homme est un être projeté dans l'avenir" (Sartre). Die entgegengesetzte Sprache tönt vom Ende, aus der Ewigkeit eines Volkes von Priestern, des wahren Israel, welches eifersüchtig die Einheit aller Zeiten in Gott bewacht. Moriah, wo Abraham seinen Gott an seine Kinder und Kindeskinder abtrat, als Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, symbolisiert jedes einzigen betenden Menschen Ewigkeitserfahrung. Patmos verkörpert den Mittelpunkt des Heute, an dem ein Stück ewigen Lebens in die Zeiten einbricht, als das die Zeiten und Räume neu einrichtende Kreuz der sich wandelnden Zeiten und der verwandelten Räume.

In höchster Subjektivität haben wir damals uns über diese zentralste Grundlage aller menschlichen Orientierung und Erleuchtung ausgespro-

chen. Offenbarung ist Orientierung, sagte ich Rosenzweig. [illegible], daß du sprichst, weil dir Begeisterung neue Zeiten und Räume anbefiehlt.

Man nehme ein beliebiges Beispiel. „Europa ist" oder „Europa war", sind zwei Sätze, zwischen denen ein Abgrund klafft. Wer „Europa ist" sagt, muß für Europa eintreten. Wer „Europa war" sagt, muß in eine neue Länderordnung das alte Europa hinüberretten. Die beiden Sätze sind also nicht Aussagesätze, sondern sind selber Schritte nach entgegengesetzter Richtung. Wir stellen Zeit und Raum her. Zeiten und Räume entstehen erst, indem wir sprechen. Aber sie entstehen unweigerlich. Damit ich diese neue Verantwortung jedes Wortführers, ob schreibend oder denkend, ertragen konnte, mußte ich in meinem Innern für ein ganz neues Koordinatensystem der Geschichte und der Geographie Platz schaffen.

Die Jahre an der Front 1914 bis 1917 schenkten mir diese Durchrüttlung, wie ich mit zwei einfachen Beispielen belegen möchte: 1915, vom Bewegungskrieg aufwachend, entwarf ich die Reden einer imaginären „Ritterschaft St. Georgs", in denen bereits das diesem heutigen Buch zugrunde liegende Kreuz der Wirklichkeit die Form bestimmte. Die Adresse aber und die Unterredner waren — die Kriegsteilnehmer aller Länder. „Frontsoldaten aller Länder, vereinigt euch", könnte ich es heut banal nennen. Das Manuskript riß mich also in den tragenden Zukunftsraum, in dem wir — nach dem zweiten Weltkrieg weiß es jeder — eben kraft der Weltkriege — weilen.

1917 ging mir — immer im Felde — die Korrespondenz der europäischen Großmächte in ihren Revolutionen auf. Hier eroberte ich die Zeiteinheit zurück, Jahrtausend um Jahrtausend, welche der Protestantismus und die Aufklärung zerstört haben. Der Bruch des Geschichtsbildes durch die Renaissance und die Reformation war damit geheilt. Houston Stewart Chamberlain und Spengler haben darum auch gerungen. Durch die wirkliche Sprache der Revolution konnte ich mich überzeugen, daß von Gregor VII. bis zu Lenin immer weitergesprochen worden ist. Wenn aber das letzte Jahrtausend engmaschig liegt und von 1100 bis 1917 in atemraubender Spannung abläuft, dann fallen Griechen- und Römertum aus der Renaissance in ihre eigene vorchristliche Zeit zurück. Die moderne Naturwissenschaft kann dann als Frucht der christlichen Ära erkannt werden statt als ein Geschenk der Hellenen.

Ich konzipierte die Revolutionssymphonie am 1. Februar 1917 als genauer Zeitgenosse der russischen Revolution. Deshalb hat mir ein bolschewistischer Russe 1948 aus Rußland bestätigt, daß jedes Wort des

Buches (es erschien 1931) noch heut und erst heut wahr ist. Spengler empfing sein Buch 1911. Unsere sechs Jahre Differenz sind in Wahrheit 120 Jahre auseinander.

Aber an diesem Punkt traf das Schreiben und Sprechen und Korrespondieren über die nächste Weltzeit und den nächsten Weltraum auch auf die irdische Existenz dessen, der alle diese schönen Blütenträume aus seinem verliebten Herzen und leidenden Gewissen und erregten Geist und eifrigen Händen aufsteigen ließ.

Fünf Jahre, nachdem ich angefangen hatte, mich zunächst einem einzigen Gegenspieler, Franz Rosenzweig, anzuvertrauen — er datierte sein neues Leben von diesem Gespräch, das er als mein Student in Leipzig 1913 mit mir führte —, drei Jahre nach dem „Kriegsteilnehmer aller Länder, vereinigt euch", ein Jahr nach der Konzeption der *Europäischen Revolutionen* —, war ich ja immer noch Privatdozent einer deutschen Universität und Reserveoffizier im Felde und Sachverständiger für Staatslehre. Ging mich also alles dies, was ich da sprach und behauptete, gar nichts an?

Zunächst boten mir die drei Hallen der Vorkriegszeit, in denen ich mich geborgen hatte, Universität, Kirche, Heeresstaat, am Ende des Krieges eine blitzartige Karriere an. Glücklicherweise kamen sie in so dramatischer Zuspitzung auf mich zu, daß ich diese schwersten Versuchungen meines Lebens bestand.

Am 8. November 1918 stand ich auf dem Umsteigebahnhof von Wabern, um aus dem Lazarett ins „Leben" zu fahren. Da war ein Telegramm von Rudolf Breitscheid, der unter mir Landsturmmann gewesen war, ob ich als Unterstaatssekretär die neue Verfassung aufzeichnen wolle, ein Brief von Carl Muth, dem Herausgeber des „Hochland", daß dieses katholische Organ mein *Siegfrieds Tod* als Leitartikel im Novemberheft gebracht habe; ich allein habe die Zeichen der Zeit erfaßt und der Weg zum Hochland sei offen. Hier war ein heißer Wunsch meines Herzens erfüllt: von katholischer Seite war meine Rechtgläubigkeit anerkannt. Schließlich hatte ich die Zusicherung der Universität Leipzig, daß mein Kriegsdienst vom ersten bis zum letzten Tage des Krieges mir bei der Erlangung einer Professur sicher nicht im Weg stehen solle. Und der Meister Rudolf Sohm hatte mein *Königshaus und Stämme* in seinem letzten Werk in die Sukzession der Forschung rühmend aufgenommen.

Da stand ich also mit meiner tapferen Frau zwischen drei Himmelsrichtungen: Bayern, Preußen, Sachsen, Kirche, Staat, Wissenschaft. Und doch waren alle diese Himmel ja in den abgelaufenen fünf Jahren be-

reits von mir aufgegeben worden. So sagten wir also dreimal nein, fuhren in die Garnison und ließen die 17jährigen Meuterer erst einmal die Pferde füttern. Dann ging es in den großen Tunnel, von dem nur feststand, wohin er nicht führte: er durfte in keine der drei vom Weltkrieg gerichteten Räume und Zeiten zurückführen. Die Nation, die Gegenreformation, die Renaissance, also der Raum und die Zeit der letzten vierhundertfünfzig Jahre konnten nicht in Betracht kommen für ein vom Anruf der Revolution und des Weltkrieges, des Verfalls des Abendlandes und der Not der Arbeit in mir aufgewachtes Gewissen.

In *Europa und die Christenheit* sprach ich diesen Abschied noch aus: daß weder Europa noch die Spaltung in Rom und Wittenberg noch der nationale Mythos Zukunft hätten, daß aber das Kreuz ungebrochen stehen bleibe über einer neu eingeteilten Ökumene, für Russen und Amerikaner und Europäer, für Sem, Ham und Japhet.

Ich hatte die Genugtuung, daß ein gut katholischer Verlag diese Schrift des Protestanten 1919 verlegte. Dann aber waren der Worte genug gewechselt. Das, was ich gesagt, wollte nun bewährt werden, und es mußte sich zeigen, ob ich all das nur gedacht oder wirklich gelebt hatte. Das geniale Leben hatte ich voll ausgelebt. Nun kam es auf etwas Wichtigeres an als auf Genie.

Konnte mir mein eigenes Wort noch zu einer neuen Existenz verhelfen? Ich verließ die Universität; ich mied die Politik; ich wurde nicht katholisch. Den Daimlerwerken in Stuttgart, wo gerade 18 000 Arbeiter streikten, bot ich meine Dienste an.

Vom Gebot einer neuen Zeit- und Raumeinteilung war ich befallen. Und unter dies Gebot neuer Zeit und neuen Raumes trat ich selber. Es kam darauf an, das abgebrochene Gespräch unter den Menschen wieder in Gang zu setzen. Die Untersuchungen zur Lebensarbeit in der Industrie, zur Ausgliederung der Werkstätten, zur Erfassung des Betriebs, entsprangen aus der neuen Lage. Sie führte mich dreimal in die Nöte wahrer Arbeitslosigkeit. Und der Arbeitslose scheint mir der menschliche Mittelpunkt aller sozialen Fragen unserer Zeit. Mit den Fabrikanten und Ingenieuren in der Fabrik, mit Ernst Michel, mit Richard Koch, mit Werner Picht, mit Joseph Wittig, mit Carl Dietrich von Trotha habe ich öffentlich Duett gesungen. Schon 1919 erschienen Leo Weismantel und ich vor dem Bischof von Würzburg und den Studenten in einem „Gespräch vor Zeugen", wie das Programm erklärte.

Nun ist daran festzuhalten, daß 1913 bis 1923 die zweite Sprachwelle, die der Mitteilung oder des Subjektes verkörperte. Das war maßgebend für den Erfolg und Mißerfolg unserer Handlungen. Wo sie Mitteilung

aber auch mit den geistigen Freunden

waren, waren sie erfolgreich. Wo sie aber schon Trajekte oder Objekte gestalten wollten, das heißt Institutionen der neuen Erkenntnis oder abstrakte Lehren, da gingen sie zugrunde. So ging es vor allem 1921 meinem Versuch, die Akademie der Arbeit in der Universität Frankfurt durch einen wirklichen Lehrkörper miteinander sprechender Lehrer auf die Grundlage des Gespräches zu gründen. Die Arbeiter wollten noch Wissen als Macht. Und die akademische Welt hat ja bis auf den heutigen Tag nie Zeit gefunden, erst einmal Jahre für die Erzeugung eines Lehrkörpers zu opfern. Da wird immerzu reformiert, am Lehrplan, an den Studenten, als ob unreformierte Lehrer reformieren könnten. Nein, eine auf unsere Erschütterung ansprechende Institution kam erst nach 1923 zustande. Das trajektive Jahrzehnt mußte aus dem subjektiven herauswachsen. Es gibt eine Fruchtfolge und eine Reihenfolge der Erlebnisstufen, die unabänderlich ist. Deshalb war mein Plan für die Akademie der Arbeit verfrüht. Unser Erlebnis war noch nicht erlebt genug. Die subjektive Mitteilung allein versprach Erfolg.

Alles im heutigen Denken verschwört sich, um das Subjektive als bloße „Ich"-form erscheinen zu lassen. Es kann daher nicht energisch genug betont werden, daß im Subjektiven die Mitteilung und der Ausdruck aus uns herausgepreßt werden, weil dies der Weg ist, auf dem wir der Ereignisse innewerden sollen.

Jede Ausrufung einer neuen Bestimmung der Menschen muß also im Mitteilen die Beteiligten sich gegenseitig bestimmen lassen. Die Schwierigkeit mit den „Denkern" der abgelaufenen Renaissance-Jahrhunderte liegt darin, daß sie ihr „ich aber sage", „ich aber habe dies gemalt", „ich denke", aus der Zeitfolge derer, die vor ihnen und nach ihnen, zu ihnen und mit ihnen schrieben und dachten, entwurzeln wollten. Wenn Descartes sagte: Ich denke, also bin ich, so wäre das ein völlig sinnloser Satz, falls er außerhalb der „Geistesgeschichte" auftauchte. Descartes' Satz ist unlesbar, solange wir den entscheidenden Vordersatz weglassen: „Ich aber sage." Leidenschaftlich wendet sich Descartes in seinem *Discours de la méthode* gegen die Irrtümer seiner Jugend. Sein „Aber" ist eine Lösung vom schweren Druck der Konfusion. Es ist ein „Endlich", ein „Heureka", welches seiner neuen Lehre ihre Würde und ihren Sinn verleiht. Und eben deshalb ist Descartes' höchste Subjektivität nur deshalb von Bedeutung geworden, weil sie Mitteilung war.

Das sogenannte „transzendentale Ich" ist ein Konzert vieler sich gegenseitig anfallender und überzeugender Geister. Das Reich der Iche, dieser lyrische Freundschaftserguß, hat niemals den einzelnen, aber immer die ewige Sehnsucht der einzelnen, sich mitzuteilen, zum In-

halt. Selbst *Der Einzige und sein Eigentum* (von Max Stirner) ist ein Buch, und das heißt eine Mitteilung.

Es ist nicht Pedanterie, daß ich diese Veränderung in der Bewertung des Subjekts vom Leser fordere. — Es ist die zentrale Bewegung, mit der wir hinter uns selber treten müssen, um zu wissen, was wir denn tun, wenn wir sprechen oder denken. Die meisten Akademiker denken, daß sie mit sich allein sind, wenn sie sagen: Ich glaube.

Nie sind sie es weniger als in dieser Denklage. Der, der ich sagt, schreit um Gehör, Liebe, Verständnis, Macht. Eben daher aber erschöpft sich eines Tages diese, die bloß subjektive Situation. Wäre das Ich ein unmittelbares „Selbst", so bliebe es immer derselbe. Da wir aber als Ich genau das Gegenteil vom Selbst sind, nämlich „Diche", die ein Gott auffordert zu sagen, was Dich leiden macht, so wird Dich Deine Periode der subjektiven Veränderung verändern und verwandeln. Wer wie ich erst durch Mitteilungen durch zehn subjektive Jahre aus einem „Dich" zum Ich wurde, kann andererseits auch bei dem bloßen Ich nicht stehenbleiben.

Die Mitteilungen erschöpfen sich, je besser sie gelingen. Bis 1923 waren mir von den Weggenossen die entscheidenden Aufklärungen über mich selber und über die Welt widerfahren. Die moderne Welt der Wissenschaft will nicht wahr haben, daß Essen satt macht. Sie scheint anzunehmen, das Essen und das Denken und das Schreiben und das Wissen gingen in sich selber endlos fort. Aber jede einzige Tätigkeit strebt nach Erfüllung, damit wir zur nächsten fortgehen können. Wir werden angerufen, damit wir sprechen. Und wir sprechen, damit wir handeln können. Die Zerreißung in ein ewiges Subjekt und ein ewiges Objekt kann ich nur als Aberglauben ansehen.

Das Subjekt selber hört auf, Subjekt zu sein, und wird Trajekt, wenn die Mitteilung aufhört und das Wirken beginnt. Und weil zu jeder Form menschlicher Wortwerdung Zeit gehört und Zeit gebildet werden muß, so entstand ein Zeitkörper für das Wirken von wieder ungefähr einem Jahrzehnt, in dem mein Du von 1902 und mein Ich von 1912 sich fortpflanzen konnten in ein Wir.

Die grundlegende Erschütterung wurde hier denen übermittelt, die nicht selber erschüttert worden waren, weil sie 1918 noch nicht mündig waren. Das Trajekt ist dafür verantwortlich, daß ein Erlebnis vererbt werde statt nur mitgeteilt.

Wie konnte es aber zu einem solchen „Zeitkörper" kommen, wo doch von 1923 bis 1929 alle Welt den ersten Weltkrieg und die Weltrevolution zu „verdrängen" suchte? Das offizielle Deutschland wie das offizielle Ame-

rika und das offizielle Frankreich usw. lebten nach der Stabilierung der Währungen auf Pump, auf geliehener Zeit dahin. Sie lebten nicht nach dem ersten Weltkrieg, sondern noch einmal vor ihm. Aus diesem Grund mußte die Sache ja zweimal durchexerziert werden. Deshalb legte sich mir diese „Rückwärts gelebte Zeit" („Die Kreatur" 1929, *Die rückwärts gelebte Zeit* S. 101—117) so schwer auf die Seele, daß ich sie in einem Aufsatz beschrieb. Es empfiehlt sich, diese Verdrängung jener Zeit, die weiterging, durch die Zeit, die sich zurückbog, an einem großen Beispiel herauszustellen. Denn, daß eine Zeit sich so spalten kann, wie es zwischen den Weltkriegen geschah, wenn die Masse rückwärts preßt und der nächsten Atem noch nicht die Oberfläche erreicht, ist ein großartiger Anschauungsunterricht in „Zeit".

Die offizielle Welt war 1923 wieder bei der Goldwährung von 1914 angelangt. Wer die einzige Währung in dem Glauben sah, den sprechende Menschen verdienten, war mit seinem „Kreditsystem" nicht in dieser Welt.

Das Beispiel, an dem ich das verdeutlichen möchte, ist der offiziellste Theologe der Zwischenzeit zwischen den Kriegen, der Schweizer Karl Barth, und sein Konflikt mit dem Patmoskreis und mir persönlich.

Im ersten überwältigenden Anprall des Weltunglücks erlaubte Karl Barth uns, seinen Vortrag *Der Christ in der Gesellschaft* 1920 als eines der Bücher vom Kreuzweg in dem johanneisch gemeinten „Patmos" zu drucken.

Bald stellte sich heraus, daß Barth von dem heilsgeschichtlichen Johannes im Sinne der großartigen Messe des 26. Dezember nichts wissen wollte, sondern im zweiten Jahrtausend mit seiner abstrakten akademischen Theologie stehenblieb. Johannes wußte, daß das Wort Fleisch werden muß. Und deshalb erlaubte ihm Jesus, von der sichtbaren Kirche unabhängig zu wirken. Barth wußte nur, daß es Kirche und Universität gab, und suchte vom Pfarrer zum Professor der Theologie zu werden. Für uns hatten eben diese beiden Gebäude und Einrichtungen ihre Vertrauenswürdigkeit eingebüßt. Ihr Kredit schien uns erschöpft. Ihre Währung war papieren. Unsere Frage war: wie wird der Mensch glaubwürdig? Barths Frage blieb: was lehrt die Kirche?

Wir hatten den Weltkrieg erlebt, er nicht. Das ist nicht als Tadel gegen Barth gemeint. Wir werden sehen, daß er eine glänzende Leistung aufzuweisen hat. Aber vom Erlebnis sollten wir allerdings nur sprechen, wenn unser Denken eine neue Datierung erfährt. Barth beschäftigte sich mit dem Weltkrieg wie mit anderen Weltereignissen. Uns gab der Weltkrieg eine neue Marschroute, eine neue Zeitrechnung, eine Abkehr von

Theologie und Philosophie aus Gehorsam gegen den Weg des Heils. Das Unheil wurde für uns *maßgebend*; für Barth blieb es ein Thema, ein objektiver Gegenstand. Ich besuchte Karl Barth in Safenwil im Aargau. Das war das Stammdorf der Familie meiner Frau, und er amtierte in der verödeten Gemeinde als reformierter Pfarrer. Da kam denn der Gegensatz zur Sprache. Daß die Universität, auf die er damals zielte und die ich mir aus dem Herzen gerissen, nach Hans Ehrenbergs großartigem Wort von 1870 ab in babylonischer Gefangenschaft schmachtete (so wie die Kirche in Avignon), klang ihm absurd. Daß wir einen neuen Anfang erlebten, der eine endlose Zukunft öffnete, ein drittes Jahrtausend, widersprach seiner These, daß die Offenbarung ein für allemal abgeschlossen sei. Daß wir den Menschen, die nicht mehr auf die Kirche hörten, weder theologisch noch philosophisch kommen dürften, verstand er einfach nicht. Denn das Unheil der „Fächer" und Schubfächer des Denkens plagte ihn nicht. Die Wahrheit, daß die seit 1125 herrschende Idee einer „Theologie" ausgelaugt war, hätte sein Lebenswerk vernichtet. Er hat ja inzwischen die Lehre Calvins wieder mit der Väterlehre verknüpft und so die Theologie restauriert; Politik und Kirche aber waren für ihn damals Welten, die sich so wenig wie möglich berühren sollten.

Wir nahmen diese seine Züchtigung der Liberalen als schon geschehen. Mich besonders plagten ja keine Glaubenszweifel. Die katholische Lehre der Väter war der selbstverständliche Ausgangspunkt für mein Denken. Er entdeckte sie erst wieder. Ich fragte nur: was dann? Wie kann unser ganzes Leben so liturgisch werden, daß, wenn wir diese Wahrheit aussprechen, sie auch *glaubwürdig klingt?*

Er fragte: Was ist das Wort? Wir: Wie wird das Wort wieder wirksam? Er rief die Liberalen zur Ordnung, weil sie die gesunde Lehre zugunsten des neuesten Ohrenschmauses aufgegeben hatten. Wir gingen davon aus, daß man nicht rückwärts leben kann. Die Ohren, die einmal gegen die gesunde Lehre taub geworden sind, können niemals durch die bloße Wiederherstellung der Lehre erlebnisfähig werden.

Karl Barth ist ein griechischer systematischer Denker. Die glänzendste Kritik Barths hat Rosenzweig gegeben (Brief an Martin Buber, *Briefe* S. 469). Wir wollten Samariterdenken, Sprechen aus der Gelegenheit und Not der Stunde, zur Gleichberechtigung mit den Systemen aufsteigen sehen. Ernst Michel hat dies Anliegen des existentiellen Dialogismus neuerdings in seinem *Partner Gottes* wunderschön ausgesprochen.

Barth hat seine chemisch reine Haltung als Theologe durch seine Bannflüche gegen den Antichrist Hitler nach 1933 ergänzt. Sein Mut, dies in Basel direkt unter Hitlers Kanonen zu tun, war wahrhaft makkabäisch. So hat er das Griechische im Denken, das Alttestamentliche im Charakter. Der Samariter aber ist weder ein makkabäischer Kämpfer noch ein griechischer Systematiker. Er ist ein schwacher Mensch, in dem Gott stark werden kann, wenn Not am Mann ist.

So stießen in Safenwil zwei Weltalter aufeinander. Barth ist von Etienne Gilson darauf hingewiesen worden, daß er Denker, die weder Theologen noch Philosophen sind, nicht sehen könne. Gilson hat gezeigt, daß Barth Anselm von Canterbury Gewalt antue, weil Anselm eben zu einer Zeit nach dem verlorenen Gottesglauben seiner Beichtkinder suchte, als Abailard den Begriff einer Theologie noch nicht aufgestellt hatte. Anselm starb 1107, Abailard prägte den neuen Ausdruck 1125. Diese befreiende Entdeckung entmächtigt, „exauctorisiert" ein Idol. Sie steht bei Paré, Brunet, Termblay, *La Renaissance du XIIe siècle*, Ottawa et Paris 1934, S. 307 ff. Barth aber muß Anselm für einen Theologen ansehen. — Meine Existenz mißbilligte er oder nahm sie gar nicht wahr. Die Position, in die ich mich geworfen fand, existiert bis heute für ihn nicht. Welche Lehre für die Ungleichzeitigkeit von Zeitgenossen! Dieselben Worte redeten wir, und sie bezogen sich bei ihm auf die Vergangenheit, bei mir auf die Zukunft. Eben deshalb war es berechtigt, daß Barth der offiziellste Vertreter der christlichen Theologie wurde, die sich zwischen den beiden Weltkriegen noch einmal auf sich besann.

Ich hingegen mußte nun der bloßen Mitteilung entsagen. 1923 begann das dritte, trajektive Jahrzehnt der Institution, der *Arbeitslager* für Arbeiter, Studenten und Bauern. Hier kam es zur geschichtlichen Erfahrung des „Wir".

Die Arbeitslager, wie sie 1911/12 als Landfrieden geträumt, im Krieg als Mannschaftshaus meiner Division versucht worden waren, dürfen nicht als Blüten der Hochkonjunktur zwischen 1923 und 1929 mißdeutet werden. Wir verwirklichten diese gemischten Lager zu einer Zeit, als es keine Arbeitslosigkeit gab und als die Arbeiterbewegung so gut wie die Universität sich großspurig für selbstgenügsam hielten. Unser Erlebnis setzte sich also im denkbar ungeeignetsten Augenblick durch, nicht weil die Welt danach verlangte, sondern weil alle Beteiligten Sehnsucht nach einer anderen Welt verspüren konnten. Die echte Institution trotzt der Konjunktur. Sie ist nicht zeitgemäß, sondern meistert die Zeit. Schließlich muß doch immer ein Träger da sein, der Konjunk-

turen überlebt und durchlebt, gute Zeiten sowohl als böse Zeiten. Und dies ganze Kapitel handelt ja von der Schöpfungsgeschichte solcher Träger, die, den Jahreszeiten und Konjunkturen ausgesetzt, diese überdauern. Deshalb wurzeln die Arbeitslager in einer Schicht, die tiefer liegt als der Lauf der Jahre, in denen sie ans Licht traten. Das akademische Denken ist verliebt in Geschichtsdaten und schreibt dem Geschichtsdatum eine beherrschende Bedeutung zu. Ich bin genügend Historiker, um diese Verliebtheit zu teilen, und schon als Knabe verfertigte ich lange synchronistische Tabellen, um zu sehen, was alles gleichzeitig passiert sei. Aber dies Spiel der Knaben muß doch mit dem Ernst von Männern kritisiert werden, die unterscheiden zwischen „weil" und „obgleich". Der Humanismus, dem nichts Menschliches fremd ist, kann diesen Unterschied zwischen weil und trotzdem nicht machen. Die Arbeitslager entstanden, obwohl Hochkonjunktur war, weil wir die Notzeiten nicht vergessen hatten und nicht vergessen wollten. Sie entstanden nicht, weil Hochkonjunktur war! Dann kamen die Notzeiten wieder, und alsdann wurden die Rhythmen unserer Lager wie ein Gottesgeschenk aufgegriffen und von den reinen Notlagern der Krisenzeit nachgeahmt. Rolf Gardiner hat vor allem unermüdlich den eigenartigen Rhythmus der Lager artikuliert, in dem Ebbe und Flut der Wochen der geistigen Mitteilung und der beseelten Verkörperung unerschöpfliches Leben ordnen. Indem die Lager einen Wechsel zwischen Leib, Seele, Geist achten lehrten, machten sie das Geheimnis, wie das Wort Fleisch wird, wieder offenkundig. Und deshalb sind sie die dem Wort zugeordnete Institution der Erneuerung. Sie sind der Feiertag eines Menschengeschlechtes, das sowohl den Sabbat wie den Sonntag, die Kirchenfeste und die Volksfeste im Anprall der Maschine verlernt hat und das sich doch wieder vor seinem Schöpfer ebenbildlich darstellen und begeistert niederwerfen muß.

Der Kreisauer Kreis von 1940 bis 1945 ist die schönste Frucht der Arbeitslager. Helmuth James von Moltke und Horst von Einsiedel wären ohne sie der Nazizeit nicht vorausgewesen. Es ist die Leistung des Kreisauer Kreises, daß er das Intermezzo Hitlers als Intermezzo begriff. Von 1918 an hatte ich selber Hitler erwartet, also noch bevor er selber um sich wußte. Als das objektiv enteignende Jahrzehnt kam, konnte ich daher schwarz auf weiß bei mir selber meine Zukunft nachlesen.

Was hat nun die Prophezeiung des Unheils und der Zukunft hinter Hitler mit dieser Frage der Sprache und der Zeit über vier Jahrzehnte zu schaffen? Dies vierte Jahrzehnt „entäußerte" mich. Mußte es also nicht gerade deshalb schon vorher sprachlich ausgedrückt worden sein?

Wir haben bisher die bloße Reihenfolge der vier Akte erlebt, aber die Quadrigeminalehre vom Fluten der Erschütterung hat noch eine andere Seite. Wie können denn vier Jahrzehnte Akte eines Dramas sein, wenn keine Scharniere sie zusammenhalten? In jedem Akte muß die Einheit des Gesamtvorganges erhalten bleiben. Es soll doch etwas Durchgreifendes geschehen sein.

Als Memento, daß ein Ganzes vorgeht, gibt es verschiedene Sprachakte; eines ist das *Versagen*, der Fehlschlag, wenn zu früh oder zu spät gehandelt wird, ein anderes ist die Prophezeiung, die von vornherein den Blick über das Unglück und die Hindernisse hinweg hebt, ein drittes der Segen statt des Fluches, der vom Ende das Geschehen umgreift: wie es auch ist, das Leben, es ist gut.

Alle drei zusammen erheben Zufall zu Sinn, Sünde zu Salz und Fluch zu Segen. Sie einen die Abschnitte, die sonst abgeschnittenen Zeitteile.

Ein Beispiel: die neue Art, miteinander zu sprechen, war unsere Sehnsucht. Ich ergriff die Gelegenheit der Akademie der Arbeit. Sie scheiterte. Aber heißt das, daß ich nicht hätte wagen müssen? Ein Hundsfott, wer es nicht versucht hätte.

Auch das Schreiben des vorliegenden Bandes im Jahre 1924 war beides in einem: verfehlt und richtig. Gott sei Dank, daß ich ihn schrieb, als ich ihn schrieb. Aber auch wohl zu beachten, daß er bis heute total unbekannt geblieben ist. Und die meisten Leute würden daraus beweisen, daß es ein verfehlter Schritt, ein Fehlschlag war. Dem ist nicht so. Denn wir sollen zwar Gott nicht versuchen; auch beten wir, daß Gott uns nicht versuchen möge. Aber die Menschen sollen und müssen wir suchen. Diese Suche ist aber gar keine, wenn sie nicht ebensooft irrt, wie sie findet. Ein garantierter Erfolg ist gar kein Erfolg. Es erfolgt dann nämlich nichts.

So bilden also Fehlschläge das eine Scharnier durch die Zeit, sie sind jenes „bis", jenes „und" und „doch", welches das Unbeachtetste und Eigentümlichste der Sprache ist. Das Wort „und" heißt eigentlich *bis*, bis hin. Eine Schrift über das Wort „und" hat mir heiß seit meiner Schulzeit vorgeschwebt. Denn selbst der Rationalist und der Skeptiker, der Semantiker und alle anderen Verächter der Sprache leben einzig von der Gnade des Und. Nur dadurch ist die Wirklichkeit immer noch weiter und wirksamer als alle ihre Gedanken, daß es gelingt: „Und" zu sagen, das heißt noch etwas einstweilen Ungereimtes hinzuzufügen. Die Fehlschläge sind das Ungereimte, das verlangt, gereimt zu werden. Und am Ende geschieht es. Wir versagen nur vorläufig, schließlich sind wir sagbar.

Es gibt aber noch ein anderes Mittel, die Zeiten zu verzahnen. Dies Scharnier ist zwar allgemein bekannt, aber unter einem Namen, der dem Volk nicht mehr selbstverständlich klingt. Diese Sprechweise bindet den ersten und die letzten Augenblicke einer Zeitrechnung zusammen. Ja, eine Ära kann sich ohne sie gar nicht bilden. Sie ist eine Urkraft des Ausdrucks. Ach, sie gilt als Kuriosität. Dabei ist sie gemein wie Luft, Wasser, Feuer und Erde. Sie ist elementar. Ich meine natürlich die *Prophetie*. „Tief innen ist jeder Mensch prophetisch", hat Ricarda Huch ausgerufen (*Alte und Neue Götter*, 1930, S. 124). Aber wer glaubt denn das? Ja, weshalb prophezeit dann nicht jeder? — wird gefragt. Weil die Menschen sich selber diese Zunge ausschneiden, ist die Antwort. Jeder kann prophezeien.

Weil ich 1918 allen meinen Rechten entsagte, konnte ich prophezeien, Hitler und Nachhitler, Rußlands und Amerikas Bestimmung sagte ich an, bevor Hitler von sich selber wußte. Die jüdische Frage formulierte ich auch 1919 als Schicksalsfrage der Seele eines entstaatlichten deutschen Volkstums. Und ich griff zu den außergriechischen Denkformen von Geburt und Tod, Hochzeit und Tochter, um aus dem griechischen Käfig der mechanischen Ursachen zu entspringen. *Die Hochzeit des Krieges und der Revolution* ist mir als Titel fast von niemandem abgenommen worden. Und doch war er das Wesentlichste, ebenso wie die Titel: *Siegfrieds Tod, Die Tochter, Der Selbstmord Europas, Der Kreuzzug des Sternenbanners, Menschheit und Menschengeschlecht* lauter außerakademische Wirklichkeiten ansprachen.

Daß ich prophezeien konnte, ist nichts Außerordentliches. Die prophetische Gabe ist nur die Kraft, schon von Anfang an ein Totalerlebnis zu umklammern. Wohl wird es aus seelischer Erschütterung eines Tages geistige Mitteilung, kulturelle Einrichtung und Naturtatsache werden; aber es ist ja ein einziges Ereignis von Anfang an, und die Abwandlungen ändern daran nichts. Der Prophet hat die Kraft, dem tieferen und bleibenderen Eindruck standzuhalten, der nicht in der Gehirnrinde spezialisiert, sondern in der Quadrigemina konzentriert ist (dies als bloß vorläufige Hypothese gebraucht; aber die Quadrigemina ist ein primitives Einfallstor für den erschütternden Reiz, die Gehirnrinde ein hochspezialisiertes Organ der retardierenden Weiterverarbeitung).

Was allerdings Prophetie ist, muß noch festgestellt werden. Es ist nicht ein Voraussagen des Wetters oder der Schwarzhandelspreise. Da der Prophet die Einheit eines eben einsetzenden Ereignisses durch die Zeiten ausspricht, so muß er jene Widerstände und Verzögerungen durch das Gehirn selber mitvorhersagen. *Alle Propheten prophezeien*

erst Unheil, bevor das Sinnvolle des Ereignisses klar werden darf. Ich prophezeite Hitler und meinen eigenen Ruin, bevor die Deutschen aus einer Staatsnation zu einer Erziehungsnation würden werden können. Die Prophetie überbrückt jenes immer furchterregende Zeitalter, in dem der Geist enteignet und entäußert wird. Enteignung und Prophetie halten sich die Waage!

„Tief innen ist jeder Mensch prophetisch." Die Zukunft muß nämlich verheißen werden, um überhaupt Sinn zu haben. Nur selten sind wir frei, in unseren uns alle verbindenden tieferen Wasserspiegel der Prophetie zu tauchen. Wer pensionsberechtigt bleiben will, kann es nicht. Ich kann heute nicht prophezeien, denn ich habe Besitzungen. Es war 1918 die Entkleidung von allem Rang und allem Eigentum, die mich hören ließ. Dann und nur dann fallen die Scheuklappen, um das allen angebotene prophetische Wort zu vernehmen.

Die Prophetie ist eine Grundtatsache unserer vernünftigen Existenz. Sie ist viel nötiger und viel vernünftiger als die doppelte Buchführung oder die Philosophie. Was ist denn vernünftig? Das, was ein einzelner mit Wirkung für das Menschengeschlecht vernehmen kann. Was vernünftig ist, wird bestimmt durch die Frage, was zur Vererbung erworbener Eigenschaften gehöre. Denn die Überlieferung erworbener Eigenschaften und die Überimpfung gemachter Erfahrungen gibt unserem Leben seinen Sinn.

Alles, was dazu führt, ist vernünftig. Alles, was dies verhindert, ist sinnlos. Wenn die Denker die Prophetie unverständig finden, so sind sie selber unvernünftig. Denn sie selber wollen doch Eindruck machen und ein Ereignis darstellen. Sogar der Denker muß prophezeit sein, bevor ihm irgendeiner Glauben schenken kann.

Wir leben in einer grausigen Zeit, in der das Vernünftigste von den Verständigen als Mystik abgetan wird. Aber alle Arbeitsteilung und alle Friedensschlüsse beruhen auf Prophetien, auf opfervollen Fehlschlägen, auf der schalltoten Zone, bevor die Zeit erfüllt ist, auf dem windsbrautartigen Sturm der gemeinen Natur gegen den neuen Namen, kurz auf einer Reihe vernunftgemäßer Akte der Seelen. Sie werden heute samt und sonders belächelt. Und so gibt es keinen Frieden und nur unpersönliche Massen. Die Akademiker haben diesen Wandel vom Geheiß und der Verheißung zur Statistik geleugnet; sie lassen nur den Endzustand als rational gelten. Millionen versuchen heute in irgendeinem Stadium auf dem Lebensweg des Wortes hängen zu bleiben. Jener „ist" revolutionär, dieser „ist" konservativ usw. Was für eine Verkennung der Vernunft! Die Analytiker wollen sozusagen immer im

vierten Akte sitzen. Sie fällen über die drei anderen nach Alexander von Humboldts Wort Todesurteile: erst ist das neue Ereignis, so sagen sie, nicht passiert. Dann: es ist kein neues Ereignis, und am Ende, jemand anderes hat es getan. Das Ganze nennt sich wissenschaftliches Verfahren.

Der Geist verfährt sich allerdings, wenn er Leichen beschaut. Der einzelne Gelehrte ist daran unschuldig. Das Mißverständnis liegt im Begriff der Natur. Die Sicherheit der Lehrstühle konnte es bewirken, daß der rein gesellschaftliche Untergrund des Naturbegriffes vergessen wurde; daß wir alle zusammen von einem reißend dahintreibenden Floß aus auf die Tiefe der Natur hinunterblicken, daß aber dem einzelnen die Sinne schwänden, täte er das ohne Auftrag der „Wir". Von dieser Bedingung eines der „Natur"-Gegenüberstehens wußte der Gelehrte nichts. Die Vorstellungen des Menschengeschlechts von sich selber liegen jedem Naturbegriff weit voraus, und sie, nämlich diese Vorstellungen, sind täglicher Ausübung bedürftig. Die Naturwissenschaft ist eine Frucht der Erschütterungen des Christentums; die Naturwissenschaft ist Akt vier der Gründung des Menschengeschlechtes als eines ganzen und begeisterten Geschlechtes. Sobald sie das vergißt, wird sie zur Windsbraut, in der alles zerstäubt. „Und auf Vernichtung läuft's hinaus." (Goethe.)

Während der Phase „Natur", in unserem Falle 1933—1942, spiegelt sich das erschütternde Erlebnis nur noch in den Augen bloßer Zuschauer. Sie glotzen dorthin, wo der Komet zur Erde fuhr. Die Nazis glotzten auf die Tatsache, daß für eine Großmacht Deutschland seit 1917 kein Raum mehr war. Das war schon eine Tatsache zur Zeit, als sie „die Macht ergriffen". Keine Phrase war so armselig wie die von der „Machtergreifung". Diese Halbwüchsigen wußten ja im Grunde gar nichts von den Jahrhunderte brauchenden Quellbildungen aller Macht. Nackte Macht ist so kurzlebig. Die Wahrheit lautete: 1933 war niemand mehr da, der in Deutschland regieren wollte, außer toten Seelen. Der Urstand der Natur kehrte wieder und alle Kulturwerte, alle Worte der Seelen wie der Geister wurden verhökert und zu den Schleuderpreisen des Ausverkaufs unter Mord und Totschlag aufgebraucht.

Aber hier kommen wir gerade zum dritten Scharnier der Geschichte. Neben Fehlschlag und Prophetie stellt sich noch eine dritte Sprachkraft, die selbst die Flüche einer verruchten Zeit in Segen umwandelt. Es scheint ja auf den ersten Blick dem, der enteignet wird, nichts übrig zu bleiben. Die Sprache bringt auch hier das Unmögliche fertig. Etwas scheinbar Unsagbares wird sagbar, wenn Menschen *frei* sind. Sogar Enteignung ist kein sprachlicher Akt in reiner Form. Das Opfer

in der Antike war sprachlos, der Geopferte selber schwieg. In unserer Ära hingegen erlaubte man vor 1933 sogar denen, die hingerichtet wurden, ein offenes Wort des Abschieds.

In dem nächsten Jahrzehnt — es waren übrigens zwölf Jahre der „Machtergreifung" und des Verstummens — drehte sich nochmals das Verhältnis von Geopfertwerden und letztem Wort um. Vor 1933 kam es zu einem letzten Wort, wenn man zum Tode ging. Unter dem neuen Nero aber war das einzige Heil darin zu finden, daß man für das Ende die Stunde erbeten mußte, in der das eigene Wort endgültig endete. Denn außerhalb des Wortes weicht das Menschliche von uns. Und wo das Wort endet, da hören die Gesetze des Lebens in Gott auf.

So war es Gnade, wenn der Tod in jenem Augenblick nahte, wo das Wort abgeschnitten wurde. Denn das Wort ist der Lebensfaden der menschlichen Seele. Die letzten Worte muß ein Mensch auf seinem Todesgang hören oder sprechen. Das galt im KZ nicht. In dieser Hölle drehten sich die grundlegenden Annahmen der christlichen Zeitrechnung um. Von dem Kommen des Wortes bis zum Kommen des Antichrist, sagte Augustinus, kann kein vom Wort wiedergeborener Mensch den Freitod wählen. Er sagte das von den geschändeten Vestalinnen Roms, die nach Alarichs Eroberung sich das Leben nahmen. Er verwarf diesen Akt der Verzweiflung. Und ich habe keinen Zweifel, daß er damit eine, ja die geheimste Wahrheit über die Zeitrechnung von der Fleischwerdung des Wortes ausgesprochen hat.

Aber die furchtbare *„Zeit der Enteignung des Wortes"* ist auch gekommen, und sie ist ausdrücklich in die christlichen Länder eingedrungen. Dollfuß wurden die Sterbesakramente verweigert. Er sollte verrecken wie ein Hund. Und die Kluft zwischen dem Zuchthaus und dem Konzentrationslager besteht ja genau in dem Absterben des Wortes. Der Zuchthäusler ist verurteilt. Jedoch seine Strafe ist *ausgesprochen;* der Sträfling kann sich bei ihr etwas denken, das dem Denken der Gemeinschaft und seiner Richter entspricht. Dem Insassen der Konzentrationslager ist dies unmöglich gemacht. Die Sprache hat hier Gottes Herrschaft verlassen und ist bloß eine Waffe in der Erledigung, Eliminierung, Ausrottung, Vernichtung eines Feindes geworden. Diese Enteignung vollzog also eine *Entwortung*, wie sie noch keine Zeit gekannt. Meine Mutter, aus ihrer Wohnung im 80. Jahre verwiesen, vom Konzentrationslager bedroht, schrieb uns am Abend des 16. Novembers 1938 den folgenden Brief: „Meine geliebten Kinder, ich fühle, daß ich körperlich und seelisch dieser furchtbaren Zeit nicht mehr gewachsen bin und daß es für uns alle besser ist, wenn ich in Ruhe von Euch und

dem irdischen Leben scheide. Trauert nicht um meinen Heimgang, sondern arbeitet tapfer und ungebeugt am Leben weiter. Bleibt Eurem sittlichen und geistigen Streben treu, laßt Euch nicht durch Lüge und Selbstsucht blenden.

Mein Segen möge auf Euch und Euren Nachkommen ruhen. Grüßt mir alle Menschen, die in Liebe und Freundschaft an mich denken.

Seid, Kinder und alle Nachkommen, Geschwister und Freunde, gegrüßt und gesegnet von Eurer Großmutter Paula Rosenstock."

Diese Salutatio, dieser Segen, dieser Abschied also ist die Allmacht, welche auch die Rückkehr der Natur, den brutalen Mord des Wortes überlebt. Was ist des Sohnes Erfahrung gegen diesen Akt, in der angesichts der Enteignung nur gesegnet, angesichts des Todes nur gelebt wird? Und in der deshalb der Zeitpunkt des Todes dem letzten Augenblick des Segnenkönnens und des Grüßenkönnens und des Ins-Lebenrufen-Könnens gleichkam? Ich mache hier kein neues Gesetz. Ich stelle keinerlei Regeln auf. Ich sage mit keinem Worte, daß Selbsttöten „recht" sei. Ich sage aber, daß jeder Tod so wie jedes Leben einzigartig genommen werden muß, und daß hier die Abweichung vom Augustinus in Wirklichkeit den höchsten Gehorsam gegen Augustins „Ama, et fac quod vis" darstellte. Denn dieser Abschied besiegte die stumme Enteignung „von nachherein", ähnlich wie Prophetie von vornherein das stumme Geschehen zum Ereignis erhebt.

Dieser Segen war also das einzige Eigentum, das wir, meine Frau, mein Sohn und ich, in dem Jahrzehnt der Entledigung aus Deutschland empfingen.

Die Natur wäre allzerstörend, der Tod und die Vernichtung und der Weltenbrand, wie ihn die Nazi agierten, endgültig, wenn nicht das Wort auch hier hinüberdränge und hinübertrüge. Die modernen Naturburschen sprechen von „survival", von Überleben. Ich halte diese Ausdrücke selber für Teile unseres Unglückes. Die Natur überlebt nicht. Der Zyklus der vier Jahrzehnte wäre einfach umsonst gelebt ohne den Syllogos, das heißt ohne die sich entsprechenden verschiedenen Stimmen, welche, die einen vorher, die anderen nachher, einige gleichzeitig und einige hinterher, den äußeren Raum der absterbenden und vernichtenden Natur mit ihrem nie sterbenden Gesang und Zwiegesang erfüllten.

Die Stimmen der Prophetie, der Klage im Mißlingen, des Jubels im gegenseitigen Sichfinden, der Regel in der Institution, des Segens im Vernichtetwerden, sie und sie allein überragen das Leben, wie es in der Zeit neu bestimmt worden ist, von Geschlecht zu Geschlecht.

Die Auslassung des Miteinandersprechens über die Zeiten hinweg ist der Fluch des 19. Jahrhunderts. Darwin stolpert eben über dieses Hindernis. „Syllogisch" übertragen wir erworbene Eigenschaften nicht in stummer Paarung, sondern in beredter Bezeugung. *Zu sprechen ist die Tat, der alles Neueingetretene seine Wiederkehr verdankt.* Dank dem Wort werden alle Generationen und alle zu verschiedenen Zeiten notwendigen Wahrheiten einander gleichzeitig. In ihm lebt jede Wahrheit unserer Toten und unserer Nachkommen.

Und so müssen hier zwei Worte Goethes niedriger hängen. Der Herr Geheimrat von Goethe ehrte die Kirche, gehorchte seinem Großherzog und empfing selber den Schleier der Dichtung aus der Wahrheit Hand. Goethes Leser aber berufen sich auf seine Verse, als sei die Wahrheit ohne weiteres aus Büchern erhältlich. Dieser geistige „Monismus" verleugnet die geistige Ämterteilung. Die Worte der seelischen Autorität, der staatlichen Macht, der genialen Eingebung müssen immerdar von verschiedenen Sprechern einander gegenseitig vorgehalten werden. Weder der Papst noch der Kaiser noch der Führer noch der Dichter noch der Philosoph darf je die Wahrheit pachten. Sprechen ist nur syllogistisch erlaubt. Als Goethe schrieb: „Im Anfang war die Tat", und als er ausrief: „Schwerer Dienste tägliche Bewahrung, sonst bedarf es keiner Offenbarung". da sprach er beides, die Wahrheit und die Unwahrheit. *Es ist wahr,* daß im Anfang die Tat steht, und es ist wahr, daß im Anfang der Gehorsam, in der Mitte der Gehorsam und am Ende der Gehorsam für die Gesetze dieser Erde verlangt wird. Daher Arbeits-Dienst, weil sonst das Sprechen akademisch blutarm wird. Daher Liebe, weil nur in der Liebe das Wort eine Tat, eine Selbstüberwindung, ein Wagnis darstellt. Es ist schwer und gefährlich, jemandem seine Liebe zu gestehen. Es ist hart und bedrückend, die Gebote dieser Erde zu erfüllen. *Es ist unwahr,* daß es sonst keiner Offenbarung bedarf und daß der Dichter, der das Evangelium im Faust umschreibt (Im Anfang war die Tat, ist die Übersetzung des johanneischen „Im Anfang war das Wort"), der erste und einzige ist, auf den du und ich hören dürften. Das Amt des Richters setzt eine Ämtergliederung voraus, in der Kirche und Staat und Dichter zu drei verschiedenen Zeiten zu Worte kommen. Nie darf der Dichter die erste Geige spielen.

Es lohnt, sich das unerbittlich klarzumachen.

Daß Faust das Johannesevangelium umstülpt und die „Tat" für „Wort" schreibt, das hat nur Sinn, solange der Leser des Faust an die Autorität des Johannesevangeliums noch glaubt und nun im Namen des lebendigen Gottes dieses uralte Wort besser und besser und am

allerbesten verstehen möchte. Es ist eine neue Übersetzung eines ewigen Geheißes, die Goethe anbietet. Aber wenn der Urtext dahinfällt, weil ihn die moderne Menschheit gar nicht mehr kennt, dann wird auch die Übersetzung hinfällig. Denn die Übersetzung ist ja nur ein Fortschritt über das tote, mißverstandene, liebesleere und tatenlose Wort, also über ein Mißverstehen des Urtextes hinaus. Die Nötigung, den Johannes richtig zu übersetzen, ist also das Grundgebot, auf dem die Neuerung „Im Anfang war die Tat!" aufruht. „Mich drängt's, den Urtext aufzuschlagen." Hier ist also der Dichter in der Rolle des Er-innerers, der eines ewig uns gebietenden Wortes in seinem Innern subjektiv neu mächtig werden muß. Johannes I, 1 und Faust verhalten sich mithin wie eine ewige präjektiv-subjektive Spannung, wo die Seele erst hordt auf einen gebotenen Text und dann innewird in einer darauf ansprechenden inneren Einstimmung.

In dem anderen Wort:

Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung,

wird sich der moderne Arbeitsmensch gern wiedererkennen. Er wird das Labora darin bewundern, und dem Ora, der Offenbarung im Wort, darin den Laufpaß gegeben denken.

Gemach! Auch hier kann der Dichter das Wort „Offenbarung" nicht abschaffen, sondern nur umdeuten. In seinem eigenen Vers bleibt dies arge Wort „Offenbarung" ja stehen. Nur wird sie für die, die dienen und die auf ihn, den Dichter hören, radikal vereinfacht. Wer da hinhört und daraufhin gehorcht, dessen Offenbarung ist kurz.

Das Glück zu dienen und zu gehorchen, erwählte ich 1919; als niemand in Deutschland gehorchen wollte, suchte ich mir einen Herrn, und es war ein wirklicher; ich durfte zum Beispiel den Hund der gnädigen Frau an der Leine spazierenführen und dabei über die nächste Nummer der Daimler-Werkzeitung nachdenken. „Schwerer Dienste tägliche Bewahrung." Das ist, ob nun als Dienender oder im Arbeitsdienst, ein Glück unter zwei Bedingungen: man muß es *gesagt* bekommen haben, daß diese und gerade diese Dienste notwendig sind, und man muß *zugesagt* bekommen, daß es sonst keiner Offenbarung bedarf. Infolgedessen gibt es auch hier zwei Quellen des Sprechens. Denn welche Dienste streng geübt werden sollen, das stammt aus einer Gebotsquelle. Daß aber diese Gebotsquelle mir genug sagt, das muß hier der Dichter tröstend aussprechen, der doch von dem Inhalt meines Dienstes gar nichts weiß.

Das Gebot, im Heer oder im Dienst oder in der Fabrik, wird also von jemand anderem formuliert als der Trost des Dichters. Der Tages-

befehl stammt aus der trajektiven Sprachform des Kulturlebens. Goethe aber selber ist auch hier der Lyriker des subjektiven Singens und Mitteilens. So zerfällt Goethes Evangelium, auf Grund seiner beiden gewichtigen Proklamationen, in drei Lebensstationen des Sprechens. „Im Anfang war die Tat", setzt einerseits das Evangelium voraus, läßt andererseits die Poesie übersetzen. Präjektiv und Subjektiv müssen sein: „Schwerer Dienste tägliche Bewahrung, sonst bedarf es keiner Offenbarung", setzt einerseits des Dichters Rolle, andererseits die der institutionellen Befehlshaber voraus. Subjektiv und Trajektiv existieren ja, aber mit der Ablehnung sonstiger Offenbarung weist Goethe schon darauf hin, daß es auch toten Ballast, absterbende Befehle gibt; das sonstige Wort also wird hier in einen vierten, *objektiven* und unverbindlichen Raum verbannt, dessen wir „nicht bedürfen".

So hat selbst der heidnischste Christ, Goethe, den Syllogos, das Miteinander-Dasein von vier Sprechweisen, nicht zum Schweigen bringen können. Die „Seele" bleibt Gottes Wort ausgeliefert, der „Geist" übersetzt es, die Kultureinrichtungen verteilen die Dienste, das bloß Objektive schleicht sich ein, und jede beseelte Wortordnung stirbt an ihm, weil im Wort immer geliebt, gesungen und gehorcht werden muß, und weil alle sonstige Rede, ohne Liebe, ohne Mitteilung und ohne Gehorsam, das Leben beerdigt und uns all dieser Worte *entledigt*.

Meine drei Jahrzehnte, in denen ich als zukünftiges Dich, gegenwärtiges „Ich", wiederkehrendes Wir leben durfte, wurden im vierten Jahrzehnt erledigt. Die Welt entledigte sich ihrer. Und siehe da, in dieser Feuerprobe blieb eine lebendige Wahrheit übrig, die heute lehrbar ist. Entledigt meiner biographischen Einbettung mag die Wahrheit über die Sprache heut sein; aber sie selber ist eben deshalb nur um so wahrer geworden. Der Versuch, sich ihrer zu entledigen, ist also vielleicht die Feuerprobe? Und die Objektivität ist der äußerste Anschlag des Todes auf eine neue Gestalt des Lebens? Es gilt, sogar die objektive Behandlung durch die Totengräber zu überragen.

In diesem Sinne also erscheint mir das vierte Jahrzehnt ebenso notwendig wie die voraufgehenden. Denn allerdings müssen wir den Tod besiegen. Nur geschieht das nicht durch ein darwinistisches Überleben, sondern einzig und allein durch ein über den Tod Hinübersprechen. Der Tod wird nicht dadurch überwunden, daß man nicht stirbt, sondern daß wir uns über den Tod hinaus lieben.

Nur die Liebe, die uns dazu treibt zu sprechen, die hört nie auf.

In den vier hier geschilderten Gefällstufen der Rede stellt mein Leben eine Erfahrung dar und einen Beleg. Es ist diese Einheit in

einem einzelnen Leben selten anzutreffen, weil ja nicht jeder gerade in zwei Weltkriegen und zwei Revolutionen so eingeklemmt wird, daß er für eine solche Erfahrung alt und zugleich jung genug ist.

Ferrari, in seiner *Philosophie der Revolution*, und ich selber in meinem *Neubau der Deutschen Rechtsgeschichte* haben über die Einzelzelle von vierzig Jahren eine nächsthöhere grammatische Wandlungsbahn von vier Generationen oder 120—150 Jahren entdeckt. Jedes Großjahrhundert wandelt gewisse neue Verheißungen und Gebote ebenso ab wie ich „Sprache". Zum Beispiel hat die Französische Revolution ihre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erst geglaubt, dann begeistert ausgerufen, dann in Gesetze gegossen und schließlich mit einem Tropfen Wermut und Enttäuschung, weil's immer noch nicht das letzte Wort der Wahrheit war, objektiviert. Sie lebte sich in 150 Jahren, 1789 bis 1945, an den Tag.

Meine *Europäischen Revolutionen* geben den Stimmen von sechs solchen Quadrigeminastimmplatten das Wort, und wer sie einmal hört, der weiß, daß hier sechs ewige Arten Mensch zu Worte gekommen sind. Es ist die Sprache der Geschlechter und der Lebensalter, die in diesen Revolutionen, diesen Jahrhunderte brauchenden „Umläufen" des Miteinandersprechens das Antlitz des europäischen Menschen, ja sein Antlitz, geprägt haben.

Denn der Mensch wird, was er gläubig spricht. Wir sprechen uns in unsere eigene Existenz hinein, je mehr wir ablehnen, bloß eine fremde Existenz nachzuschwätzen. Sprechen heißt sich ereignen und eben dadurch in eine neue Daseinsform hinüberwechseln. Ein ethnologischer Beobachter Mesopotamiens drückt diese Macht des Sprechens über unser Aussehen so aus: „In Mesopotamien kann man konstatieren, wie auch in anderen Teilen der Welt, daß die religiösen Gruppen die Neigung haben, einen anthropologischen Typus zu entwickeln, der sie von der übrigen benachbarten Bevölkerung unterscheidet" (Furlani).

Und aus Rußland schreibt der Begründer der Quadrigeminatheorie, Richard Koch: „Im europäischen Sinne Proletariat gibt es hier nicht mehr. Keine Gedrückten, Entwürdigten, Erniedrigten. Die meisten tragen noch die morphologischen Merkmale, die Entstellungen durch die Schäden der Jahrtausende, ähnlich wie die Juden, wenn auch durch die Verschiedenheit der Arbeit sehr anders. Aber *sobald diese unschönen Menschen zu sprechen anfangen*, sind es auf einmal ganz andere Menschen. Sie sehen gewöhnlich aus; sie machen den Mund auf, und sie sehen nicht mehr gewöhnlich aus. Die geistige Entwicklung ist der körperlichen weit vorausgeschritten. Zur geistigen Entproletarisierung ge-

nügt eine Generation, die körperliche Entproletarisierung braucht eine Reihe von Generationen.

Mein eigenes Leben sollte gleichermaßen beweisen, daß die wahre Macht der Sprache Zeit braucht und daß sie den Maßen unseres wirklichen Lebens zugeordnet ist.)

Der Irrwahn der akademischen Denker ist ja, daß ihr Denken keine Zeit brauche und das Sprechen in einer Naturzeit physikalischer Schälle sich abspiele. Kein Mensch hat diese Trennung in zwei Welten je geglaubt. Die Sprache ist Zeugungsvorgang, Zeugung und Weiterzeugung geliebter Menschen, die nur dank der Liebe und der Stimme der Liebe um ihre Bestimmung wissen, und nur weil wir angesprochen werden und weitersprechen, gibt es *Nach wie Vor*, das Zeitenfloß eines Menschengeschlechts, das sich in einem Geiste seiner Bestimmung zuwendet, das sich deshalb ereignet, weil wir hören. Wer es vernommen und verstanden hat, daß wir sprechen, um neuer Artung teilhaftig zu werden, der ist von dem Schwindel einer philosophischen Ethik befreit. Alle Anstandsregeln der Sittlichkeit wechseln in Zeiten und Räumen. Ländlich, sittlich.

Das ewige Sittengebot des Menschen ist geistigen Inhaltes. Es lautet: Höre. Höre, bevor du sprichst; gehorche selber dem, was du sagst; sage nur etwas, das befolgt werden soll. Sprich also mit Zeugungskraft. Versprich mit Glauben. Höre auf die, die dich lieben, solange und soweit sie dich lieben. Liebe die, zu denen du sprichst. Sonst sprich nicht. Oder wisse, daß du den Krieg erklärst; auch das muß sein.

Alle sittlichen Gebote sind intellektueller Art und beziehen sich auf Rede und Antwort, auf Hören und Redestehen, auf Gehorchen und Befehlen, Prophezeien und Segnen, Klagen und Frohlocken, Bitten und Danken. Im Sprechen haben wir heilige Pflichten. Dort zu lügen, wo wir die Wahrheit schulden, ist schlimmer als stehlen und schlagen.

Die materiale Ethik also ist abgeschafft, weil es der Geist ist, der sich den Körper baut, allerdings kein privater Geist, sondern die offen daherbrausende Macht des Zwiegesanges und Zwiegesprächs, des Gehorchens und Befehlens, des Glaubens und des Dichtens, soweit sie alle ineinander verknüpft bleiben als Abwandlungen einer Sprache. Am Ende aber sprechen wir alle nur eine Sprache. Und weshalb alle Sprachen nur Abwandlungen der einen Sprache sind, ergibt sich aus dem einmütigen Sinn alles Sprechens: im Sprechen überwinden wir den Tod. Wir alle sollen den Tod überwinden, und solange wir dieses guten Willens sind, *tun wir alle dem Leben denselben Liebesdienst*, wenn wir zu sprechen versuchen.

Wohl oder übel werden wir nun ein paar säuberliche Schubkästen für das Gesagte einrichten müssen, sonst kann man gerade das Lebendigste nicht behalten.

Die höhere Grammatik entdeckt, daß die Welt ein namenloser Schrecken ist und daß die Menschen sich an sich nichts zu sagen haben. Nur im Namen beruhigen wir uns gegenseitig so weit, daß wir stille stehen und ver-stehen können. Verstehen ist ohne Standhalten unvollziehbar, und *standhalten kann nie ein namenloser Mensch.* So nennen wir uns gegenseitig und kommen so zu dem Frieden, innerhalb dessen wir beides können: vernehmen und verstehen.

Dadurch wird also der Prozeß des Lebens zu einer gegenseitigen Berufung und Hervorrufung, er ist Syllogos. Die Logiker reden von Syllogismen, logischen Schlüssen. Der Existentialismus erkennt aber eine höhere Grammatik der Syllogoi, der Korrespondenz. Davon wird in einem eigenen Werke zu reden sein. Hier reden wir nicht von der sprachlichen Ausdrucksweise im einzelnen, sondern von der Art, wie sich Menschenleben zu Chladnischen Klangfiguren unter dem magnetischen Einfluß von Namen ordnen.

Die gemeine Soziologie hat sich über das Sprechen ja ausgeschwiegen; es gehörte ihr zur „Natur des Menschen". Wir haben widersprochen. Die Menschen geraten ineinander durch gar nichts anderes als durch Sprache. „Sprache" im alten Recht hieß „Versammlung". Sich gruppieren und sprechen ist dasselbe. Wenn man sich nichts zu sagen hat, kann man sich nicht gruppieren. Gruppen ohne Sprache sind wertlos. Die Literatur über Gesellschaft und Gemeinschaft muß umgeschrieben werden; denn nicht ob man sentimental ist, sondern ob wir uns etwas zu sagen haben und was, das allein entscheidet über die Dichtigkeit unserer Beziehungen zueinander. Solange mir ein Name, den ich in der Anrede gebrauche, gebieterisch auferlegt, mein Gegenüber auf einer Lebensbahn zu fördern, so lange spreche ich zu ihm. Auch die Gelehrten wollen unter sich Frieden schließen. Zu diesem Zweck legen sie die ganze von ihnen untersuchte Welt zeitweise still. Auch sie aber brauchen die Sprache, um überhaupt Gelehrte zu heißen, und daher ist ihre Sprachtätigkeit genau so ein Teil des raum- und zeitbildenden Prozesses „Sprache" wie jedermanns Wort.

Dies also ist die Hauptangelegenheit dieses Kapitels: nur sprechend formt sich aus dem Syllogos ein menschlicher Bereich. Und nur Syllogiker formieren Gruppen. Es gibt nur den Syllogos als Träger der

Gruppen, und diese sind auf Namen errichtet und stehen und fallen mit der Kraft dieser Namen. Name ist nicht Schall und Rauch, und derselbe Romeo, der schmerzlich ausruft: Was liegt am Namen! fällt seinem Namen, dem seiner verhaßten Familie, zum Opfer. „Name ist Schall und Rauch" und „was liegt an Namen?" sind Verzweiflungsschrei gepreßter Seelen, die zu der Hölle falscher Namen sich verurteilt hören.

Es gibt also nicht erst den „Menschen mit dem Palmenzweige" oder Adam oder den schönen Emile, und nachher kriegen diese Herrschaften Namen, sondern einzig und allein im Namen wird das „schön menschlich Antlitz" erworben, kraft dessen wir einander ansehen lernen, ineinander hineinsehen können, und Absichten, Aussichten, Ansehen und Einsicht sind alles Gaben des Miteinandersprechens. Die Soziologie hat als ihr Organon die Grammatik, so wie die Naturwissenschaft die Mathematik. Denn, was die Zahl der toten Materie verleiht, Einheit, den Generalnenner, das verleiht Grammatik dem Menschengeschlecht, die einheitliche Richtung. Die Sprache ist die Ganzheiten hervorrufende, die Richtung auf ein Ganzes gebende Kraft.

Es mag helfen, dem Leser den Gegensatz von All und Ganzem einzuschärfen. Die Natur ist das All der Zahlenwelt, der meß- und wägbaren Welt. Das Ganze ist etwas anderes: es ist die syllogisch einberufene, zusammengerufene, gebotene und verheißene Gemeinschaft. General Smuts hat versucht, das Ganze den Naturforschern zu predigen. Gelehrte selber reden zueinander im Namen ihrer Göttin Wissenschaft. Freilich, das Symbol dieser Göttin ist der Lehrstuhl; das hindert ihre Anhänger, aufzustehen und zu gehen. Ich habe immer gedacht, daß die großartigste Stelle im Neuen Testament der kleine Satz ist: Laßt uns aufstehn und gehn. Er steht nämlich mitten inne zwischen den erhabenen Abschiedsreden, die Johannes berichtet.

Durch diesen kleinen Satz hat der Herr über Leben und Tod unseres Geistes verhindert, daß man seine Wahrheit für eine wissenschaftliche Wahrheit halten könnte. Durch den kleinen Zwischensatz bleiben die erhabensten Worte im Fluß des wirklichen Lebens. Der Inhalt ist so unscheinbar. Bezeichnenderweise hat die Bibelkritik sich an dem Sätzchen vergriffen, weil es „nichts Besonderes" mitteile! Weil er gegen der Herren eigenen Geist sich richtet, haben sie nicht begriffen, daß er ein Teil der Freudenbotschaft ist. Unser stolzes Denken heilt der Satz, der da im Angesicht des Todes gesagt wurde. Alle Völker haben dem, der im Sterben stand und sich opferte, göttliche Einsicht und Gottgleichheit zuerkannt. Das ist gar nichts Besonderes im Christentum. Und wir, die

wir wissen, daß aus Liebe gesprochen wird, haben keine Schwierigkeit zu begreifen, daß nur Liebe wissend macht, weil sie ja allein in der Werbung uns die rechten Namen auf die Lippen legt.

Aber das Besondere ist, daß die Stuhlweisheit, die Lehrstuhlwissenschaft erfolgreich abgewehrt wird: „Steht auf und laßt uns fortgehn", denn alles, was wir sagen, hören, wissen und vernehmen, das kommt zu uns und geht von uns auf dem Wege. Alles Sprechen also nach der höheren Grammatik ist *methodisch*: Mitten auf dem Weg Gewußtes, denn Methode heißt mitten auf dem Weg. Was aber die Logiker Methode nennen, ist eine schlechte Nachahmung des wahren Geisteslebens, genau so wie ihr Syllogismus eine Karikatur des Syllogos, des Miteinandersprechens ist.

Der Syllogismus lügt. Denn er behauptet, vom Anfang, oder wie man sagt, aus den vorliegenden Tatsachen zu schließen. Der Syllogos, die Sprecher, wissen, daß sie zusammen sind, um Frieden zu schließen. Also sprechen sie auf Grund der nachliegenden, nachfolgenden Tat des Friedensschlusses. Beim Sprechen gibt es keine Tatsachen, denn wir sprechen im Schatten der einen Tat: Friede sei mit uns! Zur „Sache" wird diese Tat erst am Ende, wenn sie vorbei ist.

Das Vokabular, das die künftige Höhere Grammatik nötig hat, um sich von der niederen Grammatik der sogenannten Sprachwissenschaft abzusetzen, muß in einem Sprachbuch erörtert werden, nicht in dieser Soziologie. Die Inhalte einer solchen höheren Grammatik aber gehen mit Klarheit daraus hervor, daß wir sprechen, um Zeiten und Räume zu erzeugen. Der Wandel jeder Erschütterung, die Zeitenspanne, die Raumteilung, die Reihenfolge von Präjekt, Subjekt, Trajekt, Objekt, stehen also eben dadurch außerhalb der Zuständigkeit der Philologen. Denn wir reden mit diesen grammatischen Begriffen gar nicht von Worten in ihrem Sinne, sondern von Vorgängen in der wirklichen Schöpfungsgeschichte.

Das eine einzige Wort Syllogos möchte ich aber hier doch schon als Begriff einführen. Es steht genau in der Mitte zwischen Sprache und Syllogismus. Und unsere ganze wirkliche Lebenserfahrung steht eben auch in der Mitte, dieser angeblichen Scheidung zwischen Sprechen und Denken zum Trotz.

Das alte deutsche Wort „spracha" hieß Syllogos, bedeutete Colloquium, wie Notker von St. Gallen sagte: sprachlich heißt „deliberierend". Syllogos ist also ein Versuch, zwischen die toten Einteilungen der Philologie hier, der Philosophie dort, wieder einzudringen. Dort, wo sie eine Mauer errichtet haben, genau da führt die Straße, nämlich zwischen „bloßem"

Denken und „bloßem" Sprechen. Es gibt weder das eine noch das andere. Um die soziale Erfahrung des Geistes wieder in den Mittelpunkt der Soziologie zu stellen, deshalb sollte man das Wort „logisch" und das Wort „sprachlich" für eine Weile nicht gebrauchen; syllogisch leben wir, wenn wir leben, als Konstellationen der Höheren Grammatik, die uns ins Leben der Gattung als *Du*, als *Ich*, als *Wir* und als *Er* und *Es* ausscheidet. Wir sollen weder bloß denken noch bloß sprechen.

Die Einheit des Menschengeschlechts beruht also auf dem Syllogos, der Kraft, aus der Haut zu fahren und für die Gattung zu sprechen.

3. Abschnitt

DIE LEBENSALTER: KULTUR

Die Erbanlagen, die der Mensch „mitbekommt", die Wohlgeborenheit oder Schlechtgeborenheit, scheinen auf den ersten Blick sein individuelles Vorbehaltsgut zu sein, an dem die Soziologie nichts zu erörtern habe. Wir müssen trotzdem darauf bestehen, auch und gerade in der Anlage des Menschen eine Angelegenheit zu sehen, in der er nur die Rolle eines Trägers spielt. Nur ist sein Selbst hier Niederschlag und Form der Wirklichkeit. Und somit eröffnet sich hier dem Menschen ein dritter Weg in die Wirklichkeit dadurch, daß er ihr Bild wird, ihre Ausprägung, ein Mikrokosmos, d. h. die Wirklichkeit im Kleinen. Damit wird seine Biographie etwas Neues gegenüber seinem Lebenskampfe draußen als Naturwesen. Soweit nämlich der Mensch kämpft, gleicht er all den Wesen, die in Druck und Gegendruck, Stoß und Gegenstoß sich ausschleifen und abgehärtet werden. Ein scharf geschliffener Kiesel, die bekannten Gletschermühlen, sie tragen ein spezielles Gepräge, das ihrem Stoff von elementaren Kräften abgekämpft und abgerungen wird. So verwittert wohl auch ein Mensch im Kampf ums Dasein. Das Gepräge aber, das den Menschen zum Menschen macht, also zum Träger der Wirklichkeit stempelt, ist nicht von außen aufgezwungene Häufung oder Teilung. Solche Schicksalsfalten und Runzeln legen sich vielmehr über die Prägung, von der wir hier sprechen, und machen das Bild undeutlich. Das Bild selbst aber stammt nicht von außen. Es ist ja angeboren und eingeboren, ist Erbanlage oder Keimanlage, originales Talent und ursprüngliche Mitgift.

Solche Gaben stehen mithin auch in einem Gegensatz zum eben erforschten Sprachschatz, den das Glied der Gemeinschaft „erinnert" und sich einverleibt. Der vorige Abschnitt zeigte uns: Je mehr ein Mensch Träger des Gemeinschaftsgeistes wird, je geistiger er wird, desto mehr wird er vergeistigt und begeistert. Er wird entrückt hinein ins Innerste des Geistes, den er bezeugt oder beruft. Er widersteht nicht dem Geist, der ihn treibt. Sondern dieser Geist selbst, indem er auf ihm wie auf seiner Harfe spielt — wächst und siegt und breitet seine Herrschaft aus. Ganz anders im Reiche der Geburt, der Veranlagung, der sichtbaren Biographie, dem wir uns nunmehr zuwenden.

Das Bild, das uns der einzelne geborene Mensch bietet, ist sein eigenes. Das Kind, das zur Welt kommt, ist nur eins und ganz und gar ein eigentümliches und ausgesondertes.

Anders also muß sich die Zugehörigkeit dieses eigentümlichen Menschenkindes zur Wirklichkeit darstellen. Nicht der Gesamtgeist wird von ihm gedanklich-sprachlich erinnert und gedacht. Nicht das Geschlecht bestimmt ihn zu Mann oder Weib. Er wird vielmehr geboren mit seinem besonderen Pfunde. Dies Pfund aber sind seine Neigungen und Triebe. Instinkte, vom Ahn ererbt, erfüllen uns, und „was man ist, das bleibt man andern schuldig".

Deutlicher wird die Kraft dieses Erbstroms, wenn die Geburt des Menschen als ein Vorgang erfaßt wird, der mit dem Akte der Hebamme nicht beendet, sondern nur eingeleitet wird. Eben diese Mitwirkung der Hebamme macht aus dem scheinbar nur physiologischen Vorgang der Geburt sogleich einen soziologischen: Das Tier wird von der Mutter fertig geboren, das Kind nicht. Denn die Windeln, die Wanne, die Wiege, deren sich die Mutter bedient, sie sind ja von der Mitarbeit anderer älterer Schichten der Gemeinschaft bereitgestellte Formen, in die das Kind gebettet und von denen es ergriffen wird. Den Säugling erwartet eine ganze bewegte Welt von Trachten und Kleidern, Wortformen und Lebensformen, Nahrungsmitteln und Vorschriften, die ihn genau so von allen Seiten einschließt und wärmt, nährt und schützt, wie der Mutterschoß ihn vor der Geburt hegte. In diesem zweiten Schoß also von vorgeprägten Formen wird der Mensch nach der leiblichen Geburt erst fertig geboren. Mag seine Kinderstube eine gute oder schlechte werden, immer ist sie die seine, d. h. eine Macht, die gewaltig sein Leben ausbildet und erzieht. Wir Menschen werden ohne unsere Absicht erzogen. Der Mensch ist zum Unterschied von den meisten Tieren in all seinen Gliedern und Organen reizbar, empfänglich, anschlägig und bildsam. Er ist nicht nur schwächer und zarter als andere Naturdinge,

nein, diese seine Schwäche ist sein Kennzeichen und das Geheimnis seiner Erhaltung. Denn nur diese leibliche Zartheit und Weichheit macht ihn nun der Erwärmung und Bekleidung, der Ernährung und Behausung, des Schutzes und der Lehre durch Ältere während mehrerer Jahrzehnte seines Lebens bedürftig. Daher braucht also der Neugeborene nicht seit Jahrtausenden ein und dieselbe Mitgift bei seiner Fertiggeburt von der Wiege bis zum Beruf zu empfangen, sondern auf diese Weise empfängt er in stetem Wandel die jeweils geltenden, jeweils ausgebildeten Erziehungsbilder eingeprägt. Die Veränderlichkeit menschlicher Art macht es erforderlich, daß ein erhebliches Stück Wachstum des Embryos aus dem Mutterleib hinausverlegt wird in die Umwelt des Elternhauses und der Heimat, des Volkes und des Vaterlandes. Nur diese auswechselbaren Umwelten allein können jeweils die notwendige, immer wechselnde Ausstattung des neuen Sprößlings übernehmen. Übrigens haben die Menschen bekanntlich auch immer größere Teile der Natur dem verändernden Einfluß des Geistes eröffnet.

Heut wird nicht nur das Menschenkind, sondern auch das Tier und die Pflanze „gezüchtet". Züchtung und Aufzucht sind nur Nachahmungen der Vorgänge, die das Menschenkind in die Menschheit einbetten und hineinziehen sollen. Es ist daher eine groteske Umkehrung des Verhältnisses, wenn heute für die Menschen eben jene natürliche Zuchtwahl — als Eugenik, Rassezüchtung u. dgl. — gefordert wird, die Pferde- und Kartoffelzucht nachahmen will. Denn die Zucht nach „Grundsätzen" durch Züchter ist eine viel, viel fragwürdigere als der Zug des Herzens, der einen ganzen Menschen mit Haut und Haar, Willen und Verstand, Können und Vermögen mit einem anderen zusammenführt. Diese beiden selber zeugen und erziehen einen Nachwuchs. Und das ist aller Züchtung Vorbild.

Daß der Mensch erst in langen, schmerzhaften Heimat-, Lehr- und Wanderjahren zurechtgeschunden wird zu dem Kind seiner Zeit und seines Volkes, das also führt ihn über das Zoologische hinaus ein in die Rolle, die ihm eben Volk und Zeit einlernen und überliefern. Es ist eine zweite bessere, weil lebensnähere und „zeitgemäßere" Natur, die er durch diese Bildung empfängt: Ihre Triebe aber regen sich in ihm mit der Urkraft des Dämonisch-Unabänderlichen aller Natur. Des Menschen Natur ist seine Zeit. Wer diesen Satz annimmt, hat Kultur. Denn in der Annahme des Zeitgeistes als unseres natürlichen Vaters erringen wir die Kraft, uns von diesem Vater zu emanzipieren. Wer hingegen die Natur als einen Raumgott oder seine Raumgöttin und Mutter vergöttert, der bleibt ihr Sklave. Ist der Zeitgeist mein Vater,

so kann ich ihn überwinden. Bilde ich mir aber ein, daß mich Natur und Schicksal gebildet haben, so werde ich unbildsam, unkultivierbar. Wir haben schon auf Seite [redacted] davon gesprochen, daß „Europa" ein Zeitwort ist, solange es eine europäische Kultur geben soll. „Europa" konkurrierte mit dem Okzident. Nachdem die abendländische Kirche der morgenländischen Paroli geboten hatte, kam mit dem Falle Konstantinopels 1453 die Zeit, wo das morgenländische, griechische Element sich als Europa der westlichen Kirche im Westen selber entgegenwarf. Europa ist also ein beim Fall Konstantinopels auf den Westen geschleudertes Element, das Element antiken Lebens, das bis dahin stillschweigend den Osten noch durchdrungen hatte. Es wurde zu Plato und zum Corpus Juris und zu „Europa" im Westen, je mehr das byzantinische Mare ~~Romanum~~ (das römische Mittelmeer) verlorenging.

Wer heut von Europa redet, schließt die Amerikaner aus, aber dieselben Europäer, die Europa beschreien, müssen sich jedesmal an einen Amerikaner wenden, wenn sie über ihre maßlosen nationalen Streitigkeiten und Eifersüchteleien hinwegkommen wollen. Der Weg von Frankfurt und Paris und dem Haag und London und Zürich sogar zueinander in Europa führt über die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Darum ist Europa kein Zeitwort mehr. Es ist nur noch ein geographischer Begriff. Und deshalb ist es kein Kulturwort mehr. Räume sind ~~also~~ erschlossene Zeiträume. Kein Raum ist aus sich selber, sondern zu einem Zeitpunkt in die Wirklichkeiten gebrochen. So ehrt der kultivierte Mensch den Raum, insofern er in einem Zeitpunkt seinen Sinn empfing und diesen Sinn nun verwirklicht. Das meint Goethes „Und so fortan". Und jede tiefere Auffassung des Bauens und der Architektur, der Einrichtungen und der Kultur will eine Sternenstunde der Menschheit in die Bewegungen der kommenden Geschlechter als Prozessionen, als Tänze, als Reigen durch die Zeit, als Gänge und Wandlungen hineinschreiben. Kultur ist das Weiterleiten einer Bewegung, die sich „seiner Zeit" ereignet und das heißt in den Raum ergossen hat.

Triebe und Instinkte vom Hunger zum Ehrgeiz und zur Eitelkeit und zur Habgier, vom Frieren zum Zittern und zur Furcht und zur Budenangst, von der Scheu zur Scham und zur Verehrung und zum Gottesdienst — sie alle schaffen wir uns nicht selbst an. Wenn wir aufwachen als fertige Menschen zwischen zwanzig und dreißig, dann müssen wir mit all diesen Trieben und Kräften rechnen. Der Haushalt unserer Eigenart ist dann bestimmt. All das Eigene und Eigenste unseres Selbst — Eigenart und Eigensinn, Eigenheit und Eigentum, die ja alle Abspaltungen in recht verschiedener Richtung darstellen — ist

Erbteil, also auch in der erweiterten Bedeutung, daß es in uns erst in der auswechselbaren Erziehungsumwelt nach der leiblichen Geburt eingesenkt und hervorgetrieben zu sein braucht. Dieses Leben also diesseits des leiblichen Geborenseins — und die Hochwohlgeborenheit meint ja bezeichnenderweise eben diesen Erziehungsraum unseres Daseins — treibt in uns seine Blüten nicht etwa alle zu einer einzigen Zeit, sondern nacheinander. Es gibt kein Lebensalter, das nicht sein Kennzeichen in einem solchen Trieb hätte.

Aber fast nie wird darauf geachtet, daß diese Leidenschaften eines jeden Lebensalters in uns als Anlagen und Triebe hervorbrechen, durch die wir zur Verwirklichung in ein Ganzes hineingenötigt werden. Diese Triebe — von Schopenhauer und anderen sehr irreführend als Wille bezeichnet — sind das Unfreiwillige in uns, mit dem wir eine Seite, eine Besonderheit der Wirklichkeit verstärken müssen. Da ist der Schwung des Jünglings, sein Geltungstrieb, die Leichtgläubigkeit des Knaben, der Erwerbstrieb des Vierzigers, die Rauflust des Zwanzigers, die Weisheit des Greises. Ohne diese Verteilung der Leidenschaften und Triebe auf die verschiedenen Jahrgänge — wer glaubt, daß ein Volk einen Tag existieren könnte ohne sie? Sie alle dienen der Darstellung des Ganzen und bedienen sich dazu unser aller, indem wir diese Sonderarten als unser Selbst hervorbringen. Das Mächtige an diesen Trieben ist ja, daß sie uns überfallen und von uns ablassen, daß sie kommen und gehen, ob wir wollen oder nicht. Wir müssen sie erwarten und ertragen. Wir können nur verhindern, daß sie zu Lastern werden aus bloßen Eigenschaften. Die Kunst, alt zu werden, besteht in dem labilen Schwingen zwischen den Eigenschaften der verschiedenen Altersstufen. Entgehen kann dem Gang durch diese Stufen nur der Oberflächliche, der dem Ernst des Lebens überhaupt ausweicht. Der ist nie wirklich jung. Er wird nie Mann und er wird nie weise. Aber gerade als Träger der Wirklichkeit muß der Mensch auch die Formen und die Regeln seiner jeweiligen Altersgruppe ernst nehmen. Sie sind die Werkzeuge zu seiner Verwirklichung. Selbst Thomas a Kempis, der Weltflüchtige, predigt: Durch Flucht allein siegen wir nicht. Entfliehen wir nämlich erfolgreich den Trieben und Eigenarten des einen Jahrgangs, des einen Jahresrings, so ereilen uns gewiß die des nächsten! Denn diese wechseln. Jede der Neigungen und der Leidenschaften hat ihre Zeit, Liebe und Kampf, Arbeit und Besinnung, Geizen und Verschwenden, Einreißen und Bauen, Wandern und Seßhaftwerden.

Die Lebensalter treiben also in jedem Menschenkind Anlagen hervor, die sich gegenseitig ausschließen, die somit vom Menschen einen

unaufhaltsamen Wandel verlangen. Kein Mensch wiederholt eintönig durch sein Leben ein Stück der Kulturordnung. Was er vielmehr wiederholt, ist das Menschenleben. Die Gestalt dieses Menschenlebens ist die einzige wichtige Kulturform, neben der alles andere wie Verpackung, Schutz, Hülle, Verschnürung oder ähnlich wirkt. „Objekt" der Kultur ist also einzig der Mensch; er ist es, indem er zugleich in ihrer Bejahung die Wirklichkeit bestätigt. Er bestätigt sie: Denn die Formen dieses Menschenalters erfindet er nicht, sie überkommen ihn. Er erlebt sie. Seine Kulturaufgabe ist einzig, diese Altersstufen mit dem für sie schicklichen Leben zu erfüllen. Der Mensch wandelt durch die wirkliche Zeit hier wie die Pflanze durch die Jahreszeiten. Als Geschlechtswesen erlebt sich der Mensch als Tier, in der Kultur aber als Pflanze.

Die Stufen des Geschlechts, Freier, Mann, Braut, Mutter, die wir schon kennen als Schicksalsstufen, werden mithin überkreuzt durch die Kulturstufen. Hinter dem Manne her entfaltet sich auf diese Weise der Vater. Nach der Mutter ersteht die Gestalt der Frau und Hausfrau. Es ist bezeichnend, daß die Weise des Mannes: Spannkraft, Eroberungslust, Erwerbssinn, Ellenbogen sich ausbildet vor der des Vaters, Lehrers, Beraters, Vormundes, Nachbarn, kurz der Art dessen, der nach den Jahren kämpferischer Durchsetzung wieder so weit zu Atem gekommen ist, daß er mitteilen kann. Wenn die Kinder zwölf bis vierzehn sind, brauchen sie den Vater oder er sie und ihresgleichen. Und ebenso wichtig ist, zu sehen, daß die Hausfrau der Typus ist, der sich gemeiniglich erst ausbildet, nachdem die der Mutterschaft geweihten Jahre vorüber sind. Natürlich ist hier in tausend Einzelfällen — Kinderlosigkeit! — das Leben anders. Aber auch dann wird es sich in seiner Weise der Wirklichkeit anzuähneln suchen. Die Unverheirateten erleben die Aufgaben der Altersstufen in ihrer Art genau so in ihrem Verhältnis zum Beruf. So konnte das Wort Jüngling in den letzten Jahrzehnten einfach aussterben und durch die Berufsworte Arbeiter und Student verdrängt werden. Die beiden in unserer Tabelle aufgeführten Typen des „Ehemannes" und der „jungen Frau" sind ~~z. B. Formen an sich unverkennbare / die~~ ebenso im Berufsleben dieser Jahre wie in der Ehe nach Verwirklichung drängen. Natürlich bleiben viele Menschen auf gewissen Lebensstufen hängen und gehen daran zugrunde. Die folgende Zahlentabelle gibt an, welche Stufe innerhalb des angegebenen Jahrsiebents erreicht zu werden pflegt. Die frauliche Entwicklung des Weibes ist um ein volles Jahrsiebent gegen die männliche voraus. Die Siebenperiode ist bei den einzelnen Menschen oft abgewandelt in sechs-, acht- oder neunjährige Zyklen. Bei schwachleben-

den Menschen ist sie entsprechend schwach wahrnehmbar. Die Tabelle bedarf mancher Ausfüllung durch die Lebenskunde des Lesers. Treitschkes Wort: „Von den Männern zwischen 50 und 60 wird die Welt regiert", läßt sich z. B. ergänzen: Von denen zwischen 20 und 30 wird sie „erwandert", zwischen 30 und 40 „erarbeitet", zwischen 40 und 50 „erworben", zwischen 60 und 70 „gelehrt". Die Querlinien heben hervor, daß Mann und Mutter, Vater und Frau (also nicht Mann und Frau, Vater und Mutter) einander entsprechen.

Die Lebensalter:

Das Kind

Der Knabe	7—15	Das Mädchen	7—15
Der Lehrling	15—21	Die Braut	15—21
Der Wanderer	21—28	Die junge Frau	21—28
Der Mann	28—35	Die Mutter	28—35
Der Vater	35—49	Die Frau	35—49
Der Meister	49—63	Die Hausfrau	49—60
Der Großvater / Lehrer	63—70	Die Großmutter	60—70

Greis und Ahn

Der Trieb nun, die Kulturordnung zu bestätigen, nimmt auf jeder dieser Lebensstufen eine andere äußere Gestalt an, trotzdem ist er immer ein und derselbe. Denn immer gilt es, sich in der geformten Menschenwelt, im sozialen Kosmos, durch Handlungen und Verhalten in der Rolle zu bewegen, die eben diesem Alter ansteht und schicklich ist. Schicklichkeit ist ja das kulturelle Schicksal, die Verkleinerung der gewaltigen Außenmacht zu einer Vorschrift der menschlichen Konvention und des Herkommens. Sie wird aber in der Beziehung auf das Wachstum des Menschenlebens und auf die Entwicklung der Persönlichkeit eine wirkliche Formerin. Das vermag die zweite Aufstellung zu zeigen. In ihr ist versucht, den Lebensabschnitten die Abwandlungen des Bestätigungstriebes beizuordnen, die ihnen besonders entsprechen. Natürlich ist hier noch mehr zu warnen vor der Annahme einer starren Gesetzmäßigkeit. Zum Beispiel ist im Kindesalter die tragende Kraft Glauben und Vertrauen. Jeden Bissen und jeden Schluck, Kleidung und Schutz empfängt ja das Kind von außen. Es muß daher glauben und es darauf ankommen lassen, daß die Nahrung, die ihm gereicht wird,

nicht vergiftet, die Kleidung nicht schädlich sei. Diese Angewiesenheit des Kindes auf andere ist uns so gewohnt, daß sie uns nicht auffällt. In Wirklichkeit hinterläßt sie natürlich in dem Menschenkinde die tiefsten Eindrücke für das ganze Leben. Denn keiner dieser Stufentriebe erlischt wieder ganz oder darf wieder ganz verlöschen. Die Kulturlaufbahn eines Menschen verlangt, daß jeder angeschlagene Ton durch die ganze Biographie weiterklingt. Ein bloßes Brechen und Abbrechen mit jeder Stufe wäre kulturfeindlich. Wenn nun das Kindesalter zweifellos einzig aus Vertrauen existieren kann — ein allzu mißtrauisches Kind wäre lebensunfähig! —, so ist dennoch zweifellos auch schon Gehorsam, Erfahrung, Nachdenken in ihm angelegt.

Aber erst dem Knaben ist Gehorsam *Lebensbedingung*. Die Gefahren, die *ihn* umgeben, können nämlich durch bloßes Vertrauen nicht mehr allein abgewehrt werden. Seine größere Selbständigkeit vermag nur durch Gehorsam sozusagen an der längeren Leine des Wortes und der Vorschrift gehalten werden. Gerade so ist es auf der Stufe des Lehrlings: Das *Nachdenken* muß hier beginnen, weil das Lernen wieder einen ungeheuren Kreis von Betätigungen erschließt, der von einer neuen Anlage im Menschen, eben dem Nach-denken, allein bewältigt werden kann.

Genug der Beispiele. Der einzelne Mensch durchläuft eine Entwicklung, in der er die Kulturordnung bestätigen muß, um zu existieren. Seine Biographie ist, was die Entwicklungsstufen im großen angeht, eine unausweichliche. Weil das aber so ist, ist es nicht verwunderlich, daß, vom Menschen her gesehen, dieser selbe Trieb als *Selbsterhaltungstrieb* bezeichnet wird. Leider wird dies Wort zu oft bloß auf ein „natürliches" Selbst bezogen. Ein solches natürliches Selbst existiert aber nicht. Zum Selbsterhaltungstrieb gehört Ehrgefühl, Taktgefühl, Nationalgefühl, kurz alles mit der Wucht des Angeborenen sich Äußernde gehört dazu. Vorsichtshalber wollen wir auch weiter statt vom Selbsterhaltungstrieb vom *Bestätigungstrieb* sprechen. Auf jeden Fall gehört zu dem, was der Mensch im Laufe seines Lebens bestätigt, sein Selbst dazu. Dies sein Selbst bedeckt aber auf jeder Lebensstufe einen verschieden großen Mitkreis und Umkreis. Ein Kind bestätigt durch sein Vertrauen den Schutzkreis seiner Pfleger mit, ein Vater durch seine Schutzmacht seine Kinder und Hausgenossen. Ein Student bestätigt durch sein Nachdenken die Gedankenwelt seines Volkes mit, hingegen bestätigt er nicht mehr unter allen Umständen das Elternhaus. Mit 20 Jahren vollzieht sich nämlich eine erhebliche Veränderung dessen, was wir bestätigen. Dort ist diese Verschiebung besonders auffällig.

Aber wenn man dem jungen Stürmer und Dränger gern als „Selbsterhaltungstrieb" seine Durchbruchstendenzen zugute hält, so tut man dies nur deshalb, weil sein „Selbst" gerade nicht etwa sein nacktes leibliches Körpergebäude bedeutet, sondern die neue Trägerschaft und Mitgliedschaft des *Volkes* in diesen Trieb völlig mit eingeht. Der junge „Völkische" wähnt sein *Volk* zu bestätigen, indem er mit seinem Vater bricht. Die Tafel setzt wie die vorige nur immer einen Namen oder ein Wort ein, wo an sich reiche Abspaltungen zur Verfügung stehen. Zum Beispiel ist im Kindesalter Glaube und Vertrauen beides verwendbar, für den Ehemann bieten sich Fußfassen, Hausstandgründen, Seßhaftwerden und manches andere dar. Sichern und Sparen sind nicht eindeutig zeitlich abzusondern. Der Leser wolle also selber die Übersicht weiterdenken und ausführen. Sie ist absichtlich unvollständig, um nicht pedantisch zu werden.

Abwandlungen des Bestätigungstriebes

(Erhaltung des kultivierten Selbst)

Lebensjahre:

1— 7	Vertrauen	35—42	Gelten
7—14	Gehorchen	42—49	Bauen
14—21	Nach-denken	49—56	Sparen
21—28	Erfahren	56—63	Sichern, Regieren
28—35	Fußfassen, Zeugen, Säen	63—70	Lehren, Autorität-sein

Wir haben diese Lehre von den Lebensaltern bis hierher ohne Rücksicht auf unser Kreuz der Wirklichkeit entwickelt und besonders kurze Altersstufen angenommen. Der Arzt Vließ hat eine ähnliche Periodenbildung angenommen. Das Wesen der Zeit erlaubt ja beliebig kleine Zerlegungen. Zu zahlreich werden sie sinnlos. Seit alter Zeit hat man daher das Leben in größere Epochen zerlegt. In einem Wandfries der Wartburg z. B. ist jedem Jahrzehnt ein Tier beigesellt: Hahn, Ochse und Löwe treten auf. Wichtiger für uns ist der dichterische Wettkampf, der zwischen dem Schweizer Werdmüller und dem Deutschen Zachariä im 18. Jahrhundert um die Lebensalter der beiden Geschlechter ausgefochten worden ist. Sie gliedern beide in vier Epochen, nämlich:

Werdmüller.	*Zachariä:*
Knabe	Mädchen
Jüngling	Jungfrau
Mann	Frau
Greis	Matrone

Das entspricht Goethes *Grabinschrift:*

Als Knabe verschlossen und trutzig,
Als Jüngling anmaßlich und stutzig,
Als Mann zu Taten willig,
Als Greis leichtsinnig und grillig! —
Auf deinem Grabstein wird man lesen:
Das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

Diese uralte Gliederung — das wird gerade an der Doppelreihe deutlich — durchkreuzt nun die geschlechtliche vollständig. Sie entstammt einzig dem Bereich des Lebenslaufes *als eines Ablaufes, der nach festem Gesetz sich vollendet.*

In der Enthüllung der deutschen Seele, zwischen 1770 und 1830, haben wir vier Dichter, die den vier Epochen ihre Stimme geliehen haben, und einen, der alle vier durchwuchs und damit die Einheit aller uns aufgeprägt hat. Ich verdanke diese tiefe Einsicht dem Werk des Schweizers von Balthasar *Die Apokalypse der deutschen Seele.* Das Großartige der deutschen Klassik, ihre menschliche Größe besteht darin, nicht allein ein Geschlecht, sondern beide Geschlechter, den Liebenden und die Geliebte, Tell und die Stauffacherin, Hatem und Suleika verklärt zu haben.

Novalis singt Knaben und Mädchen;	er wird 28 Jahre alt.
Hölderlin Jüngling und Jungfrau;	er wird mit 32 Jahren wahnsinnig.
Schiller den Mann und die Frau;	er stirbt mit 45 Jahren.
Jean Paul die Alten;	er wird 62 Jahre alt.
Johann Wolfgang Goethe erwartete zu Zeiten einhundert Jahre alt zu werden,	und er dichtete und verdichtete alle vier Menschenalter bis ins 83. Jahr.

Da sind also die Lebensalter offenbar geworden. Diese Vierzahl führt zu der Frage, ob jedes Lebensviertel etwa zu einer der vier Wirklichkeitskräfte des Rückwärts, Vorwärts, Innen und Außen in besonderer Verbindung steht.

Es scheint auch hier wie bei den vier Geschlechtstypen Wanderer, Ehemann, Braut, Mutter eine solche Beziehung zu bestehen. Sie ist aber

schwerer zu erfassen. Die Schwierigkeiten liegen in der Unsicherheit der Jahresgrenzen, aber auch in den Schwankungen der Kulturformen. Offenbar gehen Jüngling und Jungfrau, die begeisterungsfähigen — man denke an die Jungfrau von Orleans und den 23jährigen Don Carlos! — in dem Innenleben der Gemeinschaft ganz auf; Knabe und Mädchen hingegen sind die Bildsamen, vom Elternhaus geprägten, in geselligem Spiel in die Formen der Erwachsenen Eingeführten. Zum Beispiel ist das Pfänderspiel unserer Kinder „Was soll der tun, dem dies Pfand gehört in meiner Hand?" Nachbildung der alten Pfandwette des germanischen Volksgerichtes! Bildsamkeit ist das Wesen des Kindes. In das weiche Wachs seiner Seele graben sich unauslöschlich die Eindrücke. Trotzdem sind damit die Schwierigkeiten einer Zuordnung der andern beiden Altersstufen nicht überwunden. Auch befriedigt es nicht, daß, wenn sie als die des Jünglings bezeichnet wird, sie auf die kurze Zeit, die man diesem Typus einräumt — 5—8 Jahre — einzuschrumpfen scheint. Die vier Zeiträume müssen wohl auch im äußeren Umfang besser zueinander stimmen, etwa so, daß man je 17—18 Jahre zusammenfaßt. Auch und gerade beim weiblichen Geschlecht ist das eine durchaus gebotene Einteilung. Man braucht freilich dann andere Namen, z. B. für den ersten Abschnitt kann man nicht Kind sagen, sondern *Sohn* und *Tochter*. Die heute üblichen Jüngling und Jungmann, Jungfrau und junge Frau bilden dann den zweiten Abschnitt. Es ist z. B. die leibliche Wohlgestalt, die diesen beiden weiblichen Stufen, der Jungfrau wie der jungen Frau, den Reiz gibt und diese ihre „gute Zeit" zur Einheit zusammenfaßt. Aber auch die männliche Welt hat mit dem 24. und 30. Lebensjahr zwei wichtige Krisenpunkte, die zusammengehören. Das 24. Jahr ist z. B. von der Kirche als das Jahr der Priesterweihe ausgezeichnet worden, das 30. Jahr gilt seit der Kreuzigung Christi als das Jahr der Wende vom Erleben zum Wirken, vom Schauen zum Lehren, vom Schwärmen zum Meistern. Auch die letzte Stufe jenseits des 50. Jahres bildet wohl eine Einheit; bei der Matrone, der Großmutter ist das sehr deutlich.

Wir können die Namen, die nötig sind, nunmehr wählen:

1—18 Sohn und Tochter (die Hauskinder).
18—35 Die Jüngeren.
35—53 Die Älteren.
53—70 Die Alten.

Sobald man diese Einteilung wählt, tritt der kulturelle Aufgabenkreis jeder Stufe in ein neues Licht. Erst dann spielt jede Stufe in der Wiederbelebung und Ausfüllung des Gewordenen — und das heißt doch Kul-

tur — ihre besondere Rolle. Das Kind, das bekanntlich gern jedes Tun endlos wiederholt, ist am leichtesten kultivierbar. Kulturarme Zeiten stürzen sich daher auf die Kindererziehung als die immerhin noch zu bewältigende Aufgabe. Unter den Händen von Sohn und Tochter verwandeln sich die Formen in jeder Generation. Wiederentdecker der Kultur sind die Jüngeren (18—35). Sie beleben sie stimmungsmäßig durch die Begeisterung, mit der sie sich als Offenbarer und Entdecker vorkommen. Die Älteren platten die Kulturformen zweckmäßig ab, schleifen sie rational aus, bis sie prall wie angegossen sitzen. Denn sie sind die pflichterfüllende, arbeitende, mühende Truppe. Schließlich die Alten erhalten. Sie sind im Kulturbereich die Maßgebenden. Sie allein *verkörpern* die Kultur. In sie hinein wird sie verwandelt: der herrscherliche Mensch, der „alte Kaiser", die grande dame der Gesellschaft, der berühmte Mann, die ärztliche „Autorität", der „alte Goethe" — sie sind selbst Kulturformen. Auf den greisen Petrus gründet sich die römische Kirche. Denn nur das Alter kann *Formen* überpflanzen.

Wohlgemerkt: hier ist nur davon die Rede, was den einzelnen zum Kulturträger, also zum *Nachfolger älterer Ursprünge* stempelt. Als solcher Nachfolger trägt der Mensch sozusagen eine fertig gekaufte Biographie — wie sie nämlich jeweils kulturgemäß ist. Diese Nachfolger-Grundhaltung aber einmal vorausgesetzt, also z. B. Petrus als *Nachfolger* Christi vorausgesetzt, ist das überraschende und doch einleuchtende Ergebnis, daß zur rechten, nämlich schicklichen Nachfolge das größte Geschick bei den Alten ist! Wer seinem Wesen nach „konservativ" ist wie das Alter, versteht sich dafür auch wirklich aufs Konservieren. Alle jüngeren Lebensalter stehen der Kultur unsicherer und formloser gegenüber. Sie sind noch nicht selbst soviel geworden; Kultur ist ja aber gewordene Form.

Wir haben damit die Lebensalter gegliedert. Der Mensch, der sie durchläuft, ahnt ihre Bedeutung immer erst hernach. So kommt es, daß ihre Bedeutung nicht von seinem Bewußtsein abhängt.

Wer sie durchläuft, wirkt dadurch in einer Weise, von der er sich nichts träumen läßt. Er glaubt, für sich zu leben und sein Leben zu gestalten. In Wirklichkeit aber verläuft jeder unserer Lebensschritte in ein Kraftfeld der Wirklichkeit — eben die „objektive" Kultur — hinein und hat in deren Ordnung seine Bedeutung, ganz gleichgültig, was sie dem Lebenden bedeutete. Zum Beispiel, ich gebe flüchtig dem Spieltrieb nach und setze in Monte Carlo — dann hat das für mich persönlich eine Bedeutung, als Spiel oder Ernst oder Versuchung oder Übung oder als Laster. Aber davon abgesehen ist die Handlung in der Stati-

stik der Spielhöllen ein wirksamer Posten und dient hier der Verwirklichung des Getriebes von Einrichtungen, die eben diesen unausrottbaren Spieltrieb kultivieren und befriedigen. So wird der einzelne durch eine Fülle von Formen hindurchgeführt, die bestimmten menschlichen Trieben Erfüllung oder Entspannung zuführen. Seine Triebe wirken in dies Netzwerk von Beziehungen hinein — mag er sie hinterher vergessen, bereuen, benützen als Erfahrung — mögen sie noch so bald, wie man so schön sagt, „hinter ihm liegen" —, er ist mit ihrer „Auswirkung" doch hineingewirkt in die kulturelle Wirklichkeit. Alles das gerade, von dem wir zu sagen pflegen: dies liegt nun hinter mir — baut dieses Kultursystem auf. Die *Vergangenheit,* die mehr oder minder fragwürdige und interessante Vergangenheit eines Menschen — für ihn persönlich ver-gangen — geht ein in ein übermächtiges Ganze geformter Ordnung. Verglichen mit dem eigentlichen „Leben" ist freilich dies Geschehen immer Vergangenheit. Es repräsentiert eben die „alte Geschichte", die ewig neu bleibt, daß Jugend keine Tugend hat und Alter nicht vor Torheit schützt. Wir blicken auf diese „alte Geschichte" unserer eigenen Leidenschaften mit dem Gefühl zurück, da nun eben auch hindurchgemußt zu haben. Aber diese ewige Wiederholung der alten Geschichte führt zur Errichtung von Häusern für all das, was des Menschen Triebe immer wieder betreiben und brauchen. Die Häuser, in denen unser Leben verläuft, vom Elternhaus und der Taufkapelle über die Schule und das Krankenhaus zur Kaserne und Werkstatt und zum Wirtshaus und Rathaus, sind der Ausdruck des ewig Gestrigen, dem wir erliegen und dem wir uns ergeben und das uns ausbildet und erzieht. Die Astrologie spricht gern von den Häusern, die das Schicksal bestimmen. Sie wirft an den Nachthimmel hinauf, was sich in Wirklichkeit unten auf Erden abspielt: die Häuser unseres Lebens sind seine Kulturform, sind Matrizen, die uns zu nützlichen — oder unnützlichen — „Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft" zurechtstanzen.

Der Rekrut, dessen Mut einer Kompanie zu einem Lob bei der Besichtigung verhilft, der Klubbesucher, dessen schlechte Laune einen Zwist in dem vornehmen Klub heraufbeschwört, der 100 000. Einwohner, durch den eine Stadt Großstadt wird, der Geizhals, durch den ein armes Walddorf plötzlich eine Millionenerbschaft macht — ihr Tun kommt zugute Ordnungen und Zusammenhängen, mit denen sie vielleicht nur durch diese eine bestimmte Auswirkung verknüpft sind. Von ihnen aus gesehen, ist dies vielleicht eine Art Mülleimer, ein Bassin, in dem die Wirkung verschwinden soll, aber nur von ihnen aus gesehen.

Die Statistik ist ja die unheimliche Wissenschaft, die auch die triebhaftesten Vorgänge am einzelnen in ihre riesigen volkswirtschaftlichen Zusammenhänge hinaufzuheben vermag. Deshalb hat die Statistik eine Zeitlang (vor allem durch Quetelet) die Rolle der Hauptwaffe der Soziologen gespielt. Durch sie wurde die Beziehung jedes beliebigen Verhaltens auf die Kultur aufzeigbar. Berühmt wurde die Statistik der Selbstmorde, die eine ganz regelmäßige Jahreskurve mit dem Höhepunkt im Juni für diese scheinbar persönlichste Triebhandlung aufzeigt. Die Kultur bietet die Hülsen und Kammern und die Brunnenstuben für die Stationen unseres Lebenslaufes. Alle Kultur ist Fassung und Bildung menschlicher Kräfte zu beständig wiederholbarer Form. Daher werden die Anlagen jedes Lebensalters und jedes Jahrganges der Menschheit in ihrer höchsten Ausprägung auch nutzbar gemacht in den Ständen und Klassen der Völker.

Alle Geburtstände gehen ja von dieser Ausnutzung sogar des bloß Angeborenen aus. Die indische Kaste bestimmt den Menschen durch Mutterleib und Elternhaus endgültig. In der europäischen Wirklichkeit ist die letzte Kaste erst mit der Abschaffung der dynastischen Geburtsrechte verschwunden. Aber das heißt natürlich nicht, daß damit die Wirkungen der Geborenheit aufgehoben seien. Nur eine *Festlegung* auf sie soll nicht stattfinden. Denn die Kaste legt ja die Kulturordnung auf den leiblichen Grenzfall bloßer physiologischer Geborenheit fest. Ihre Abschaffung bedeutet also nicht, daß man nun auf die Geborenheit nicht abzustellen brauchte. Sondern sie schließt nur Anlagen und Erziehung beide zur *Einheit* des Kulturwesens zusammen. Sie geht davon aus, daß den Menschen erst ein langes Leben zu Ende gebiert und zur wirklichen Welt bringt. Wo aber nichts Wohlgeborenes da ist, hat auch der Bund entschiedener Schulreformer sein Recht verloren. Die Kaste ist natürlich immer eine nachträgliche Feststellung oder Festlegung der Kultur. Der europäische Hochadel ist erst 1815 aus einem Geburtsstand eine Kaste geworden. Mit der Kastenbildung ist eine letzte Verfestigung erreicht, aus der es kein Entweichen mehr gibt. Alle Kastenbildung versucht den Triumph der Vergangenheit, die Alleinherrschaft der kultivierten und verformten Wirklichkeit sicherzustellen. Hier ist der Mensch nur immer ein Stück Vergangenheit, ist nur Erbe. Die Fürstendekadenz des 19. Jahrhunderts entsprang notwendig der Überlastung des dynastischen Menschentums mit Verformtheit. Die Häuser ihres Lebens waren zum Inbegriff ihres ganzen Lebens geworden. Es war zu sehr vorherbestimmt, das aber ist das eigentliche astrologische Verhängnis für uns Menschen, das uns „fallen", „dekadent"

macht. In der Kaste ist aber nur die schroffste Form kultureller Wiederholbarkeit des Angeborenen gegeben. An sich ist Wiederholung ein Urtrieb.

Wir haben daher diesen Trieb als das durchgehende Kabel aller Entwicklung, als das biographische Grundgesetz — das ist richtiger als biogenetisch — *Bestätigungstrieb* genannt. In der Soziologie hat man diesen Trieb bereits seit langem aufgefaßt, ihn aber jeweils nach seinen Lebensalter-Bruchstücken zersplittert benannt, z. B. Geltungstrieb, Prestige, Nachahmung, Eitelkeit, Pflicht. Der bekannteste Ausdruck ist Nietzsches Wille zur Macht. Nietzsches Wort müssen wir beiseite lassen schon wegen des überlasteten Ausdruckes „Wille", der mehrdeutig ist. Es handelt sich ja gerade um das Triebhafte, welches sich dem Bewußtsein immer wieder entzieht. Wir wirken in die Kulturordnung hinein aus einem Wirkensbedürfnis, einem Bestätigungsdrange, der immer neue Masken für uns selber annimmt. Bald ist es angeblich Überzeugung, bald Liebe, bald Eitelkeit, bald Pflicht, bald Gewohnheit, bald Mitleid, bald Selbsterhaltung, bald Fürsorge. Aber so zahlreich diese Einzelantriebe sein mögen, so eigenartig ist die automatische Sicherheit, mit der sie uns alle veranlassen, in den Gleisen des Kulturlebens zu verharren und das Vorschriftsmäßig-Korrekte, *das von uns erwartet wird,* zu vollziehen!

Dieser Pflichttrieb, dieser Sinn für Zucht und Bestätigung sichert die Kultur. Die Kultur erkrankt daher ernsthaft nur an Zuchtlosigkeit und Pflichtvergessenheit. Die Eitelkeit wohltätiger Damen, die Streberei des Karrieremachers, das Schutzbedürfnis eines Schmeichlers — sie alle sind der Kultur als einer festen Ordnung nicht abträglich, weil sie noch durch diese menschlichen Schwächen bestätigt wird. Dieser Kreis des kulturellen Bestätigungstriebes mit allen seinen Spielarten ist so ein in sich umfassender und vollendeter. Alle Gebildeten und Edlen, Gesetzten und Gerechten, Alten und Vornehmen wandeln ihn.

So halten wir als Ergebnis fest: Jedermann, der die Kultur bestätigt, trägt dadurch mit an der Wirklichkeit. Die Kultur ist die feststehende Welt, die in wiederholender Beständigkeit kreist, weil sie geordnet ist. Die Gegenwart wird durch diese ewige Wiederkehr an die Vergangenheit verhaftet. Auch das ist wirkliches Leben.

Nur ist diese Welt ein Teilstück der Wirklichkeit; sozusagen die alte Welt der Kultur neben der Innenwelt des Geistes und der Außenwelt der Natur. Und es trägt noch auf anderer Fährte jeder Mensch die Wirklichkeit. Es muß statt der alten Welt der Kultur wohl eine neue

sein. Nicht der feststehenden Vergangenheit, sondern der überwindenden Zukunft wird sie das Übergewicht über die Gegenwart einräumen müssen. Dieser Weg in die Wirklichkeit ist aber am schwersten zu finden.

4. Abschnitt

DIE TODESÜBERWINDER: SEELE

Unsere Selbständigkeit

Zu uns selbst kommen wir Menschen immer zu spät. Denn wir können in der Wahl unserer Eltern nichts mehr ändern. Unsere Vor-Sicht und Vorhersicht sichtet also niemals uns selbst, sondern immer etwas über uns selbst Hinausliegendes. Jede Lebenserfahrung hat bereits die Wagenspur unseres Lebens abgedrückt in der Realität, wenn wir erfahren haben. Unsere Lebensklugheit leuchtet also nicht mehr unserem gerade dieser Klugheit entsprechenden Stück Leben. Was die junge Schönheit erfahren, das kann die alte häßliche Matrone zwar wissen, aber ihrem schönen jungen Selbst kann diese Erfahrung nichts mehr sagen. Wir sehen immer an uns selbst vorbei und über uns selbst hinweg. Je schärfer man die Lebensepochen, die Altersstufen und Jahresringe in uns als eigenartige Daseinsformen erkennt, die nach ihrem eigenen Gesetz gelebt werden müssen, desto weniger wird man sagen, daß wir je ganz bei uns selbst sind. Nur die oberflächliche Betrachtung des anderen, der vor uns steht, stempelt diesen zu einem in sich über alle Zeiten und Seiten seines Lebens gleichzeitig herrschenden Kugelgötzen, dem wir Zurechnungsfähigkeit, moralische Vollkommenheit, Allwissenheit und Voraussicht abverlangen.

Alle Geschichtsschreibung, alle politische Parteiung, alle Moraltheologie, aller Klatsch nimmt den lieben Nächsten als Kugelgötzlein, in dessen Kugelkalotte Vergangenheit und Zukunft, Wille und Spannkraft durcheinandergerüttelt liegen und der so als im Vollbesitz all seiner Kräfte erscheint. Das Wort dafür, mittels dessen der Mensch eine allgegenwärtige Verantwortlichkeit sich aufladen hört, heißt *Selbständigkeit.* Von außen gesehen wirken wir wie selbständige Individuen.

Der Schein dieser Selbständigkeit ist im abgelaufenen Jahrhundert so groß gemacht worden, daß die ganze Welt von Individuen bevölkert

erschien, selbständigen vollfreien Wesen, allgegenwärtig herrschend über ihr eigenes Leben von der Wiege bis zum Grabe, Herren ihrer selbst, Brüder der Millionen anderen Individuen. Aus Individuen, deren jedes mit dem Lichtstümpfchen seiner Geisteskraft und Klugheit durchs Weltall stolpert, besteht hiernach die Menschheit. Man braucht nur einen Augenblick an sich selbst zu denken, um über diesen Anschein der Selbständigkeit aufzulachen. Und sollte man nicht über die Selbständigkeit — und das ist das deutsche Wort für Individuum — besser bei sich selbst als bei den anderen Rückfrage halten? Bei mir selbst ist aber vielleicht der beste, helfendste Gedanke nicht mein eigener, sondern der Rat eines Freundes, die Lehre meines Vaters. Das entscheidende Motiv meiner gescheitesten Tat ist vielleicht die Angst vor dem Urteil der Welt. Die Ursache für meine größte Freude ist in aller Regel nicht etwas aus mir selbst Stammendes, sondern von anderen mir Erwiesenes und Geschenktes. Wenn ich selber hingegen zu mir selbst komme, so sind das meist schmerzliche und peinliche Anlässe. Wenn wir zu uns selbst kommen, so ist das jedesmal im Kampf mit uns selbst. Wir werden uns bewußt unserer selbst, weil wir mit uns hadern und rechten. Wir zweifeln an uns, ein Zwiespalt durchzieht unser Inneres. Widerstreitende Gedanken durchstürmen die Brust. Ein Tummelplatz der Widersprüche, der Gegensätze, der Zerrissenheiten — das sind wir uns selbst. Schrickst du zusammen, so wirst du selbständig, so löst du dich aus dem Mutterschoß der Kultur, die dich bis dahin naiv umschließt. Schreck heißt Sprung; erschrecken heißt zerspringen: Der Erschreckende löst sich nicht mit seinem ganzen Selbst aus dem tragenden Schoß; das wäre ja sein Tod, er fiele ins Leere, ins Nichts. Sondern der Riß geht mitten durch sein Selbst. Er stellt sich erschrocken sich selbst gegenüber. Ein Teil von ihm also bleibt geformte Anlage und Erzogenheit. Von diesem Teil aber springt ein erschrockener Teil ab und wird vorgeschleudert, widersetzt sich der Form, zweifelt an allem, zermartert sich mit Reue oder Empörung und bricht nun aus der verformten Vergangenheit heraus.

Die Spannung zwischen der Vergangenheit und der Zukunft — diese spannt sich im Widerstreit mit uns selbst, den unser Selbstbewußtsein aufrichtet. Unsere Selbständigkeit ist die Spannung. Diese drückt und schließt uns selbst nur um so dringender, verzweifelter, heftiger ans Diesseits an. Ein gutes Beispiel gibt der allbekannte Vers: „Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an, hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft": das Bewußtsein soll die Energie dazu noch steigern. Aber mit dem Bewußtsein ist zugleich ein Bruch gegeben. Die naive Angehörigkeit ist nun fort. Man hat erst einmal jenseits Posto gefaßt, um das

Diesseits zu kritisieren, zu richten. Der Selbständige also hat noch ein Stück Kultur diesseits, aber im Gegensatz dazu auch ein Stück jenseits. Solange wir leben als selbständige Wesen, muß ein Stück von uns jenseits bleiben. Unser ausgebildetes Wesen mit allen seinen Anlagen und Gewohnheiten, seinen Verhaltensweisen und Gepflogenheiten trägt unser Diesseits. Und solange wir also leben, sind wir in den Schachbrettfeldern des Diesseits beheimatet. Aber das, was die Volkszählung von unserem bürgerlichen Dasein statistisch verzeichnet, ist ja nun immer nur die halbe Wahrheit, über die wir uns mehr oder weniger selbstbewußt mokieren und hinwegzusetzen trachten. Die andere Wahrheit ist immer die, daß alle diese Diesseitsregulativa der Konventionen und Titel und Würden durch unseren Tod zersprengt werden. In diesem haben wir eine letzte Freistatt, die jeden Augenblick des Diesseits relativiert. Der Mensch weiß vorher von seinem Tode, und diese einzigartige, keinem Wesen sonst verliehene Kunde ist der Kern seines Selbstbewußtseins. Nur muß man durchschauen, wie oft und wie lange wir in den Tod gehen. Der erste Schreck des Lebens ist auch der erste Anfang unseres Sterbens. Die Sprache sagt von den Nächten der Enttäuschung und des Grams mit Recht: Etwas ist da in uns gestorben. Des Menschen Sterben beginnt mit seiner Selbständigkeit. Die Selbständigkeit ist nichts anderes, als daß sich innerhalb unseres Selbst Leben und Tod polar auseinander trennen; Diesseits und Jenseits spannen sich. Und nun arbeitet sich das Diesseitige an uns immer stärker ins Diesseits hinein, bis „der Leib in Staub zerfällt", das Jenseitige aber sehnt sich immer mehr aus seinem Selbst hinaus. Es überwindet die angeborenen Schranken von Rasse, Heimat, Volk und Klasse. Es wirkt über das bloße Selbst hinaus. Denn es stirbt sich frei.

Bevor dieser Freitod — der eben das halbe Leben und kein bloßer Augenblick ist — noch näher erforscht wird, muß das naheliegende Mißverständnis abgewehrt werden, als handle es sich in der Selbständigkeit um die sogenannte Geistes- und Gedankenfreiheit des Menschen, also um Schatten und Einbildungen. Geist und Gedanken haben wir nur als Träger der Sprache, also als Vertreter der Gemeinschaft. Die Prediger des Individualismus und der Freiheit der Individuen, die Idealisten, haben allerdings die Irrlehre aufgestellt, unsere Selbständigkeit wurzle in unserer Geisteskraft. Die Vernunft mache uns frei. Dies beruht aber auf dem Irrtum über das Wesen der Selbständigkeit, als bestände diese statt in einem Schmerze unseres Wesens in einer Ausgelöstheit und Absolutheit aus der Wirklichkeit. Dann allerdings blieb für das Kugelgötzlein Individuum nur die Vernunft als regula-

tives Prinzip, als Steuerrad übrig. Aber die Vernunft ist gerade das Allgemeine, Gemeinschaftliche in uns. Wir müssen den mächtigen, ja übermächtigen Kräften des Diesseits, all der Erbmasse des Vererbten und Anerzogenen, des unbewußten Trieblebens — man denke nur an die unheimlichen Gewalten, die in der Vererbung wirken —, wir also müssen ihnen entgegen ebenso urhafte Kräfte des Jenseits entdecken, sonst käme kein Selbstbewußtsein zustande. Solche Kräfte nun gibt es allerdings.

Scham und Selbstüberwindung

Achten wir doch darauf, wie sich Selbstbewußtsein äußert. Was befällt die erschreckende Braut, den verzweifelnden Jüngling? Sie möchten vor Scham vergehen. Vor Scham verbergen wir uns. Ein Geheimraum wölbt sich um uns, der uns abtrennt von Eltern und Gespielen. Die Scham wird der Spielraum unserer Gefühle, der Wirkraum unserer Pläne und Entwürfe, der Kampfplatz unserer Seele, das Stadion unseres Ringens. Wir fangen an, uns zu schämen in dem Augenblick, wo wir selbständig werden, das heißt wo sich in uns Lebenspol und Todespol auseinandertun.

Nicht einfach, sondern zwiefach geschieht diese Spannung. Die Liebe der Geschlechter ist die eine Form, in der wir anfangen, den Tod zu schmecken. Hier werden wir uns der äußeren Halbheit unseres Menschentums bewußt. Ergänzung, dem Kind ungeahnt, wird von außen ersehnt. Der zweite, geliebte Mensch muß kommen, uns wieder zu einem vollen Menschen zusammenzuschließen. Dieser äußeren Halbwerdung als Geschlechtswesen geht parallel die innere Verdoppelung im Denken!

Das unselbständige Kind ist bald Hörer, bald Sprecher der Sprache, aber in beidem, dem Hören oder Sprechen, ist es ganz darin. Der Denker hingegen verdoppelt sich, wie wir schon wissen; er wird sein eigener Zuhörer. Er bildet also auf diese künstliche Weise in sich ein Menschenpaar, eine Gemeinschaft, und wird nun ihr Träger.

Zwiefacher Bruch: Hälftelung im Erwachen der Geschlechtsübermacht, Doppelung im Erwachen des Selbstbewußtseins: beide werden begleitet vom Erwachen der Scham. Es ist längst unter den Völkerkundlern anerkannt, daß die reine Sexualität nicht die Urwurzel der Scham sei. Ihr komplizierter geistiger Charakter ist eben aus all den Zeugnissen der Reisenden ebenso deutlich wie aus unserer eigenen Erfahrung. Zunächst

ist Liebe etwas anderes als Sexualität: diese letztere kann ohne Spannung bleiben, ohne wahre Bräutlichkeit. Ferner begleitet die Scham den Menschen durch sein ganzes Leben. Der Schamlose aber ist schon bei Lebzeiten tot. Er lebt seinem Geschlecht, seiner Geltung, seiner Weltanschauung und seinen Prinzipien. Mit all dem wirkt er in die uns schon bekannten Wirklichkeitsbereiche; aber nicht mehr kann der Schamlose die Selbständigkeit dessen erwerben, der um seinen Tod wie um sein Leben weiß und wissen will. Wem nicht die Pulse schneller klopfen können aus irgendeinem Lampenfieber, irgendeinem schlechten Gewissen, irgendeiner Liebe oder irgendeiner Erkenntnis, in dessen Leben ist die zweite Wirklichkeit der Zeit: das Jenseits, nicht eingetreten oder abgestorben. Geistige Frechheit mag den Geistlosen imponieren. Sie ist doch kraftlos, weil entspannt. Ein innerlich unverschämter Mensch mag im Augenblick triumphieren. Er hat keine Zukunft. Derzeit siechen Hunderttausende an Krankheiten ihrer Scham. Die Heilung kommt nicht aus der völligen Wegätzung ihrer Schamfetzen, sondern aus ihrer pfleglichen Wiederherstellung. Denn der Mensch bedarf des „Raums um sein Gefühl", wie ihn der Dichter schön genannt hat, für jede eigene Tat.

Die Tat springt aus dem Gewölk des innersten Geheimnisses wie der Blitz. Ihre überraschende Gewalt, von uns als Kennzeichen der Zukunft längst erkannt, beruht auf diesem ihrem Ursprung im Dunkel des in sich selbst gespaltenen Trägers, des Menschen. Diese Spaltung gilt es zu ertragen. Aller Ursprung ist schmerzhaft; die leibliche Liebe und die geistige, Gebären der Mutter, Taten des Mannes gehen ans eigene Leben und opfern dies, ein Stück von ihm mindestens, auf. Das Wirken aus dem Jenseits, unter dem Mantel der Scham, ist immer Liebesopfer, Todestat; wie Cromwell es genannt hat: stückweis täglich sterben. Der Rauschzustand, der im Frühling die Schöpfung befällt, daß sie zum Opfer in Liebestrunkenheit sich aufmacht, dies ist ein Sinnbild dessen, was den selbstbewußten Menschen allein in die Wirklichkeit hinüberträgt: seiner Liebesfähigkeit. Nicht das Selbstbewußtsein macht uns wirklich als Persönlichkeit, sondern nur das Maß von Überwindung eben dieses Selbstbewußtseins. Die Sehnsuchtskraft, die uns verwandelt — die entscheidet über unsere Verwirklichung auf dem Pfad in die Zukunft. Jenseits unserer selbst liegt nur der Tod unserer selbst.

Unsere Liebeskraft ist also der Prozeß dieses Todes an unserem Selbst, ist die Macht, mit der er unser Diesseits an sich zieht und seine Verwandlung trotz unserer Scham erzwingt. Die Liebe ist die Anziehungskraft des Todes, durch die wir uns selbst vergessen. Aus diesen Opfern

unserer Liebe aber erneuert sich die Wirklichkeit. Diese Erneuerung ist eine Trägeraufgabe für den Menschen, anders als alle bisher uns bekanntgewordene Trägerschaft. Denn in der Gattung wird die Wirklichkeit nur behauptet und fortgepflanzt. Im Geist und in der Wahrheit wird sie geglaubt und gehofft, da ist sie lebendig. In der Form der Kultur wird sie erhalten und bewährt. Aber in der Liebe wird sie neu, wird sie von allen ihren Schlacken gereinigt und von ihren Wunden geheilt; sie wird gerettet und verwandelt. Sprechen und denken, zeugen und gebären, erhalten und pflegen, das sind alles jedermanns Verrichtungen, und man ist bei ihnen einer unter Millionen Tropfen im Meere. Aber die Selbstüberwindung geht hervor aus der tiefsten Einsamkeit einer einzelnen Seele. Hier erst muß sich dieser homo sapiens für sich allein zum Menschen aufgipfeln; wenn das Wort Individuum, oder besser Individualität, Sinn hat, so nur hier. Als Gattungswesen sind wir halb, als Geistwesen entzweit, als Kulturträger gleichen wir den Tieren der Herde mit ihren festen Rangordnungen und Regeln. Aber die Selbstüberwindung, weil sie Zukunft verwirklicht, beruft und bestimmt nur und gerade den, der da liebt. Er trägt nicht mit, sondern im Augenblick eines Opfers trägt er allein: es ginge nämlich nicht ohne ihn. Auf das Liebesopfer kann nicht gerechnet werden. Das Opfer läßt sich weder bedenken noch besprechen. Das Opfer ist das Ereignis, das zwar prophezeit sein kann, das aber immer ein Wunder und eine Überraschung darstellt. Sonst wäre es eben kein Stück Jenseits. Natürlich können Opfer, die einmal geschehen sind, nun nachträglich angeordnet und wiederholt werden. Und das geschieht. Solange in der Nachfolge dann ein Fünkchen der Sterbenskraft glüht, die das erste Opfer hervorrief, reift auch der Nachfolger zu seiner bestimmten Individualität, zur Einzigartigkeit seiner liebenden Seele.

Die Handlungen vom Tode her

Für unsere soziologische Betrachtung ist nun wichtig, daß dieses Jenseits genau so allmächtig uns durchwirkt wie Gattung, Triebe und Sprache. Das Jenseits ist genau so langwierig wie das Leben. Allerdings scheint der Tod zunächst nur die natürliche Tat des Greises, denn der alte Mensch lernt entsagen. Ihm werden der Thronverzicht, der Verzicht auf die Geliebte, die Abdankung und der Amtsrücktritt, der Auszug auf das Altenteil vor allen Dingen nahetreten. Im Alter ist dies uns selbstverständlich. Aber deshalb ist nicht auf das Alter beschränkt, was Zukunft aus-

löst. Wie auch die anderen Wirklichkeiten von unserer ganzen Lebenszeit getragen werden können und von ihr getragen werden, so steht es auch hier.

So liegen Verzicht und Verzeihung, Hingabe und Opfer auch dem jüngeren Menschen nahe genug. Im Tod fürs Vaterland ist er, dem Wesen des Begeisterten entsprechend, auch äußerlich Gemeinschaftshandlung, uniformiert. Wenn sie so auch vorzugsweise unselbständig ist — denn der Knabe weiß noch nicht, was er aufgibt und so ist seine Selbstüberwindung gering —, ein Stück Opfer ist immer in ihm lebendig. Anders beim Söldner. Hier ist der Tod in der Schlacht das bloße äußere Risiko unter den Chancen seines Kämpferdaseins. Eine zweckhafte Rechnung läßt ihn abwägen, welche Chancen überwiegen. So ist der äußere Tod an und für sich gewiß noch nicht weitgehende Bestimmung unserer Sterbekraft. Man kann so verschieden sterben wie leben. Und dennoch ist der Tod wie die Geburt ein Stück endgültiger Bestimmung unserer Wirklichkeit. Wie die Geburt immer den Tatbestand der Vererbung und der Anlagen unwiderruflich macht — so ist der Tod doch immer das Maß und die Grenze unserer Geltung in der Welt. Er ist immer ein Verzicht. Immer machen wir notgedrungen Platz. Der Tote scheidet aus. Und eben damit schafft jeder Tod, der ihn Sterbende mag darum wissen oder nicht, Zukunft. Denn es wird Raum für Neues. Diese Leere aber kennen wir schon als Ruferin der Verwandlung. Die Wirklichkeit ist wie ein Haushalt, den seine Lücken schmerzen. Umgekehrt braucht er Lücken, um sich zu erneuern. Ohne Verzicht und Ausscheiden wäre die Wirklichkeit heillos! So ist aller Tod heilsam, aller Tod mild und tröstlich, soweit das Gute, das da ist, eben der Feind des Besseren ist, das sein könnte.

Zur wirklichen Kraft unseres Lebens macht der Tod aber erst den Umstand, daß wir um unseren Tod vorher wissen. Dadurch allein wird es möglich, im Alltag aus diesem Jenseits des Todes heraus zu handeln. Das, was den Namen der Tat verdient, die Liebestat und Opfertat, kann ja nur hieraus entspringen. So kann man aus diesem Bewußtsein um den Tod zu Handlungen schreiten, gerade wie aus seinem Wissen um das Leben. Max Weber hat eine Vierzahl von Handlungen unterschieden: aus Pflicht, Gewohnheit, Gefühl und Zweckmäßigkeit. Ihnen stellen sich vier Handlungsweisen vom Tode her gegenüber, den Handlungen des Weberschen abstrakten Menschen die Handlungen der wirklichen Mitglieder der Gesellschaft:

1. Sich selbst auslöschende Verzichthandlungen. Ihr großes Beispiel ist der Mönch oder Asket.

2. Verewigende Handlungen, wie die Pyramide und die Ruhmestat des Helden.
3. Hinterlassende und vererbende: Jeder Testator und Stifter handelt so.
4. Vorbildliche und erziehende: Jeder Lehrer oder Meister tut dies Wunder.

Schon diese Beispiele zeigen, wie wichtig und zahlreich die Jenseitshandlungen aus Todesweisheit sind und daß sie ebenso vollzählig in die alltägliche Wirklichkeit eindringen können wie die aus Lebensweisheit vollzogenen.

Trotz ihrer Fülle werden diese Handlungen übersehen oder als weniger ursprünglich nirgends zur Grundlegung der Wirklichkeit mit herangezogen. Wir wollen eben — besonders in der Wissenschaft — nur jene Hälfte unserer Natur wahr haben, kraft deren wir zum Leben erschaffen sind. Wir sind aber genau so mit der anderen Hälfte zum Tode erschaffen. Das Leben wird uns freilich gegeben, während wir zum Tod selbst Stellung nehmen müssen. Die Todeshälfte schaffen wir selbst. Dies Schaffen verändert jene auswechselbare Kulturwelt, die sonst veralten würde und die sich in den „Lebensaltern" verkörpert.

Obwohl wir alle dies Wissen haben, weichen wir zum größten Teil diesem Wissen um den Tod aus. Die menschliche Kultur hat sich zunächst entfaltet im Krampf und Kampf gegen den Tod. Der Mensch will nicht sterben. Er hat Angst davor. Er dringt gerade vor bis zum Selbstbewußtsein, schwebt nun in dem Zwischenzustand zwischen Diesseits und Jenseits, zertrennt in Natur und Geist und überwindet sich nicht. Die Vorzeit des Menschen, seine primitive Wirklichkeit sieht im Tod nicht die Erneuerung und den Ursprung, sondern das bittere Ende der Wirklichkeit. Diese primitive Haltung wirkt in uns allen. Soweit sie in uns nachwirkt, ist Vorzeit in uns lebendig. Es gibt nun nicht wenige Behelfe, um die Wirklichkeit von dem Tode des einzelnen Menschen wenigstens unabhängig zu machen. Die Angst vor dem Tode des einzelnen Trägers der Wirklichkeit brachte alle möglichen Einrichtungen zustande, um die Welt unabhängig von einzelnen zufälligen Trägern aufzubauen. Alle Richtungen der Wirklichkeit sind so vom Tode des einzelnen abgelöst und gesichert worden. Und das gleiche geschieht noch heute. Davon handelt des näheren die Gestaltungssoziologie. Hier genüge ein Beispiel: Ein Verein scheint „unsterblich", weil ja der Tod eines seiner Mitglieder ihn nicht tötet. Tatsächlich kann man bei den meisten Soziologen lesen, dergleichen Gebilde seien unsterblich. Hieraus aber entspringt der ungeheure Irrtum, als sei der Tod nur eine

Eigenschaft des einzelnen Menschen! Die Einrichtungen können sich freilich von den Folgen eines Einzeltodes freimachen. Deshalb bleiben sie doch auch als Ganzes unter dem Gesetz des Todes! Der Verein geht bestimmt eines Tages ein. Ein Geschlecht stirbt aus, ein Volk geht zugrunde, eine Gedankenwelt wird zum überwundenen Standpunkt. Kein Staat ist ewig.

Aber die Gemeinschaften versuchen, die Ewigkeit zu erlisten, indem sie auf die Scham ihrer Mitglieder spekulieren. Die Scham ist ja so stark, daß daraufhin ein gewisses Maß von Todesüberwindung vom einzelnen gefordert werden darf. Feigheit vor dem Feinde wird mit dem Tode bestraft. Das Strafrecht hat hier eine seiner Wurzeln. Wer einen bestimmten Grad von Schamhaftigkeit nicht hat, fällt aus der Gemeinschaft heraus. Er „schändet" die Gemeinschaft. Den Feigen, Ehrlosen, Schamlosen soll man strafen als einen tollen Hund oder ein räudiges Schaf. Er hat als Träger der Wirklichkeit versagt. Wer sich nicht schämen zu können scheint, wird von allen anständigen Menschen gemieden. Der wirkliche Mensch zieht den Tod der Schande vor. Denn die Schande selbst stellt einen Todesschmerz dar. Es ist dies aber der Todesschmerz nicht unseres Leibes, sondern unseres Selbst.

Hier kommen wir zum wichtigsten Satz dieses Abschnittes; aber wer ihn durchdenkt, wird finden, daß er der Schlüssel zu aller Wirklichkeit des beseelten Menschen ist. Er lautet: Scham ist Todesschmerz der Gemeinschaft in uns und verhindert unsere vorzeitige Verselbständigung. Unsere Scham läßt lieber unseren Leib aus dem Ring herausbrechen als unsere übrige Wirklichkeit. Edmond Rostand hat bei seiner Aufnahme in die Akademie über die Scham seines Helden Cyrano wundersam gesprochen. Wie der Leser weiß, sind die einzelnen Menschen wie die Früchte am Baum auch in sich selbst kleine Königreiche. Jeder fruchtbare Mensch ist eine Gemeinschaft in sich selbst. Und siehe da, Rostand sagt, daß eben sein Held deshalb auch vor sich selber noch Scham verspüre. Es sei La Panache — das letzte Wort des Stückes — „wie ein Lächeln, durch das man für die eigene Erhabenheit Abbitte leistet." Nur schamhaft Gesprochenes oder Geschriebenes bringt Frucht, denn nur dies ist im Zusammenhang des Lebendigen in diesem Augenblick stockend aufgebrochen.

Natürlich, der Schmerz der Scham ist zu heftig für viele Seelen, und wo sie ihre Scham überwinden müßten, da schweigen sie. Männer sind viel schamhafter mit dem Wort als Frauen. Diese sind es in der Tracht. Wo ein Mann Gefahr läuft, von der Gemeinschaft, guten Gesellschaft, Kollegenschaft als räudiges Schaf gebrandmarkt zu werden, entwickelt

sich die Heuchelei. Die Heuchelei ist die schlimmste Entleerung der Wirklichkeit, die eintreten kann. Der Heuchler hat nicht genug Liebe zur Gemeinschaftserneuerung im Leibe, um die gesellschaftliche Scham zu überwinden. Die Braut überwindet die Scham, und aus dem Elternhaus folgt sie dem Geliebten, und durch diese Selbstüberwindung erneuert sie das Menschengeschlecht. Der Heuchler zieht es vor, die alte Bildung vorzutäuschen; er verhindert so ein zweckmäßiges Verhalten gegen die schon eingetretene Schwäche und täuscht eine Übereinstimmung vor, während der Gemeinwille in Wahrheit schon auseinanderklafft.

Heuchelei ist daher viel tödlicher für alle Kräfte der Wirklichkeit als irgendein Verbrechen. Trotzdem pflegen die einzelnen Gemeinschaften durchweg die Heuchelei der Selbstüberwindung vorzuziehen. Deshalb ist jede einzelne Gemeinschaft sterblich. Der Tod steht nicht nur über jedem Menschen, sondern über jeder Teilwirklichkeit, wenn und insoweit sie Heuchelei über Sünde oder Verbrechen stellt! Verbrechen verwunden sie, Heuchelei aber bedeutet, daß der Gemeinschaft die Kräfte unterbunden werden, die ihre wirkliche Aufgabe erfüllen. Sie wittert nicht mehr, was geschehen wird, sie spürt nicht mehr den Sinn, der den Ereignissen innewohnt. Die Zukunftskraft also (~~s. oben S. 105~~) fehlt. Wir kennen schon Verlogenheit als Ursache geistiger Stockung (~~S. 148~~); Heuchelei ist Liebesmangel, die zweite große Ursache des Todes. Kraftlosigkeit (~~S. 8ff.~~) und Pflichtlosigkeit (~~S. 217~~) sind die Mängel der Natur und der Kultur. Damit haben wir eine Tafel der vier großen Entartungen der Wirklichkeit. Kraftlosigkeit im Naturbereich, Zuchtlosigkeit im Kulturleben, Verstocktheit im Geistesleben, Heuchelei gegenüber dem Tod. Aber aller dieser Entartungen oberste, aus der heraus alle anderen unheilbar werden, ist die Heuchelei. Daher wie die Witterung für das Lebendige die höchste Geisteskraft, wie die Braut die höchste Schönheit in der Natur, so ist der Seele erste Tat, aus der Verkrampfung gegen das Sterben, in der die Gemeinschaft mittels Scham- und Ehrgefühl alle ihre Mitglieder festkettet, herauszuspringen, nicht weil man zu feige ist, sondern weil man zu sehr liebt. Diese Selbstüberwindung ist es, durch die in den Menschen göttliche Kraft fährt. Kraft ihrer vermag er nämlich Neues zu schaffen. Aus Bereichen, die von der Gemeinschaft gemieden werden wie der Tod, erneuert der Selbstüberwinder die Wirklichkeit. Und damit erst wird die Wirklichkeit vollständig. Denn nun erst empfängt sie aus der Schöpfertat des Liebenden ihre Weitererschaffung.

Das vom Anfang nach vorwärts stracks und geradeaus mit dem Altern vorlaufende Leben und die aus der Zukunft bis weit nach rückwärts von der Selbstüberwindung gebahnte Wiedergeburt: Lebenslauf und Todesbahn zusammen erst sind die wirkliche Zeit, die der Wirklichkeit ihre Ewigkeit verbürgt. Eine besondere Berufung ist erforderlich, um zu solcher Tat die Kraft zu geben. Und dieser Ruf ergeht an den einzelnen in seiner ganzen Einsamkeit. Dem Tod seine Stelle im Leben zu verschaffen, kann nur Sache des schöpferischen Eingreifens einzelner sein. Die Bejahung des Todes ist ausdrückliche Stiftung und Schöpfung. Das Jenseits kommt nur über die Brücke der Einzelseele zu irgendwelcher Auswirkung im Diesseits. Weitere Auswirkung geschieht dann in der Form der Nachfolge der Millionen auf den Pfaden, die solche einzelnen Todesüberwinder vorangegangen sind.

Es kann aber dem einfachen Weiterleben offenbar in vierfacher Weise der Tod entgegengesetzt werden: im Bereiche des Innen wie des Außen, der Kultur wie der Zukunft. Und die Menschenseele hat in vier Stiftern ihre Scham und Scheu vor dem Tode durch Religion überwunden und sich ihre Berufung zu Schmerz und Tod eingestanden. Diese vier Stifter sind Buddha, Laotse, Abraham und Jesus.

Buddha und Laotse wirken beide in der Raumwirklichkeit, jener der äußeren Natur, dieser des inneren Geistes. Das Leben in der Natur kennen wir als Kampf, tierische Wildheit, geschlechtliche Wollust; Buddhas Überwindung zielt auf den Lebensakt des Kampfes. Er verneint den Kampf. Er glaubt das Selbst damit schon ganz zu entselbsten, daß er es kampflos macht. Er legt das Leben still. Nun wird die Kette der grausigen Morde und Selbstzerfleischungen zerbrochen. Die Stille des Nichts tritt an die Stelle der lebendigen Kampfkraft. Buddha überwindet so in der Tat die äußere Wirklichkeit. Und der Buddhist mit ihm tut ihm nach bis heute. Freilich, darin, daß er Leben nur als Kampf sieht, liegt die Schranke seiner Selbstüberwindung. Seine indische Heimat zerspaltet die Wirklichkeit in lauter Einzelwesen. Sogar das Volk wird in Kasten, ja der einzelne Mensch wird in Lebensalter zerlegt. So steht alles in zweckhafter Begrenzung einander gegenüber, Gegenstände, die einander widerstehen. Dieser Widerstand erlischt dank Buddha. Mehr als den Widerstand aber überwindet der Buddhist nicht.

China ist das klassische Land des Universismus, der Einräumigkeit der Welt. Alles wird dort als innere, zusammenhängende Raumwirklichkeit erlebt. Konfutse ist ein Zusammenordner des gesellschaftlichen

Diesseits, aus dem nichts draußen bleibt. Das Außen jenseits der chinesischen Mauer wird nicht beachtet im chinesischen Weltbild. In China sind die Menschen wie ohne Haut. Der einzelne ist wie eine leise Wallung des Gemeinwillens, ein Tautropfen. In diese reine Innenwelt tritt Laotse mit dem Mut der Selbstüberwindung. Dort, wo alle bestimmten sozialen Pflichten und Vorschriften, Prüfungen und Akten obliegen, wo alle fieberhaft sich drehende Rädchen sind, um die unendlichen Handlungen der Pietät, der Vaterlandsliebe, des Ahnenkultus, der Literaturkenntnis, der Zusammenarbeit zu erfüllen, in dieser Einmütigkeit der Gesinnungen erklingen die kurzen Sprüche des Tao als überraschende Aufhebung dieses vielverflochtenen Tuns. Laotse kommt, um durch seine Aufhebung des Tuns erst allem Tun Sinn zu geben. Sein Tao ist nicht — wie des Buddhas Stille — außerhalb des sozialen Lebens. Laotse kann sich ein abgesondertes Dasein des Menschen gar nicht vorstellen. Auch er sieht — wie alle Chinesen — das politische Leben und den sozialen Kosmos allenthalben. Die Angst, daß etwa einer aus ihm herausfallen könnte, die Vorstellung der Weltflucht oder Isolierung, wird von ihm gar nicht verstanden. Wer hinter das soziale Tun ins Nichtstun der Passivität einsinkt, der nimmt damit nur an der Passivität teil, die dem Getriebe des Volksganzen und der sozialen Wirklichkeit Sinn gibt. Tao, die eigentliche Bahn jenseits der Einzelwege der Tätigen, lenkt alle diese Wege als Un-wege. Es gibt einen Satz bei Gottfried Keller: Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn. Er spricht etwa Laotses Tao-Lehre aus. Nur geht Laotse rein vom Menschen aus. Das Tao, der Sinn und seine Träger sinken bis in jene Tiefe der Nabe des Weltrades, wo alles um ihn kreist. Er überwindet am Leben also die Begeisterung, die stürmische Leidenschaft, er befiehlt nicht, er berechnet nicht. Er singt und schweigt unter allen Lauten und Stimmen als ihr schweigender Unterton: Laotse verschwindet! Das ist seine ganze Biographie!

Und siehe da, eben dieser Nichthandelnde lenkt alle Handelnden mit seiner Gelassenheit. Buddhas Weltflucht überwindet den Wettkampf. Laotses Gelassenheit oder genauer Zerlassenheit überwindet die Wogen des Volkswillens. Das also ist die Todesenthüllung, die er kennt. Sein 50. Spruch führt zu dieser „engen Pforte des Lebens“:

Ins Leben treten, zum Tode wallen:
Drei auf zehn fronden dem Leben,
Drei auf zehn fronden dem Tode,
Drei auf zehn denken zu leben, verfallen dem Sterben.
Warum das? Aus Gier nach dem Leben ...
Der eine hat des Todes Stelle nicht.

Er, der Berufne ... (Spruch 3) führt das Volk wissens- und wunschlos, kirrt die Kenntnisbetörten. So schwinget, hindernislos, das Rad der Gemeinschaft ... (Spruch 11). Dreißig Speichen treffen sich in einer Nabe. Auf der Leere der Nabe beruht des Wagens Brauchbarkeit.

In dieser ewigen Ordnung hat die Zeit nur astronomischen Sinn, entsprechend also ihrer naturhaften und geistigen Ausdeutung auch in der europäischen Neuzeit. Die lebendige Zeit, gar der Tod als Akt der Wirklichwerdung ist innerhalb des (von de Groot so genannten) Universismus schon deshalb nirgend anzutreffen, weil das Menschentao nur das Tao, das Naturgesetz des Himmelsraums ist, spiegelt. Statt dieser künstlichen „Verewigung" hat der Buddhismus bekanntlich die Zerhackung der Zeit in lauter einzelne Weltzeiten. In gespenstischer *Vielfachheit* klaffen sich verschlingende, sich bekämpfende Epochen gewalttätig auf. Es sind Traumzeiten; die „Fata Morgana" gibt die typische Unfähigkeit des Inders an, mit der Zeit wirklich Ernst zu machen.

Beide Todesüberwinder Asiens sind ohne Zeit im Sinne der wirklichen Zeit. Sie rücken dem Tod, dem Zeitgewaltigen, mit welträumlichem Jenseits zu Leibe. Sie erziehen zur Kampflosigkeit und Lautlosigkeit. So stehen sie dem Tode ferner, kommen ihm nicht so nah wie die beiden Stifter des Glaubens an die wirkliche Zeit, an den lebendigen Gott, der da war im Anfang, ist und sein wird jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Denn der Tod gehört zur wirklichen Zeit. Abraham und Jesus offenbaren den Tod innerhalb der Spannung der beiden Zeitpole. Schon damit erweisen sie sich als Erfüller der Zeit, daß sie zusammengehören; der eine kann auf dem anderen aufbauen. Gemeinsam schaffen sie das ewige Leben. Laotse und Buddha haben es untereinander nur zu einer seltsamen Mischkonkurrenz gebracht. Synagoge und Kirche hingegen vollenden erst zusammen das ungeheure Werk, den Tod in das Leben hineinzuziehen und jeden Menschen zum Sterben im Leben zu erziehen. Sie sprechen zueinander, gegeneinander. Abraham hat aus dem Horizont der Zukunft alle scheinbare Gegenwart zur heidnischen Vergangenheit gemacht. Jesus läßt alles so Entwertete in einer Heilsgeschichte zu Worte kommen.

Abraham stiftet — wieder ein schroffer Gegensatz zu dem Weltaußen Buddhas, dem Reichsinnern Laotses — ein Volk unter den Völkern. Was der einzelne Laotse in dem einen Reich der Chinesen, das wagt das jüdische Volk unter den Völkern der Erde im Ganzen zu sein! Die Juden sind unter der Zucht ihres Gesetzes am Ende aller Kultur schon angekommen und erwarten hier das Nachkommen der Heiden. Gog und Magog,

aber auch Griechen und Römer, Germanen und Romanen und Slawen sind also die von den Juden Erwarteten. Nicht sich selbst, sondern jene ziehen sie der Vollendung des Todes zu. Sie bezeugen Gott durch die „unnatürliche" Gestorbenheit ihrer Kultur. Isaaks, des Sohnes, Opferung drückt diese Hingabe aller eigenen Zukunftsziele aus. Abraham überwindet alle Gelüste nach eigener Macht und eigenem Vaterland. Er stiftet das Volk, das unter den Völkern als das schon am Ziele angekommene all deren Kulturgeschichten überlebt hat. Es ist ganz Gewordenheit, eine „alte Rasse", es ist ganz Vergangenheit, und nur in diesem Opfer des Volkes hat der Zusatz des „auserwählten" seinen erlaubten Sinn.

Von Abraham, der aus Glauben den Tod freiwillig vorwegnimmt, spannt sich — man vergleiche die Rede des Stephanus — ein Bogen zu Jesus, der aus Glauben das neue Leben jenseits der Schranken der Einzelvölker, der Juden und Griechen, vorwegnimmt. Abraham überwindet die Angst der Zukunftslosigkeit in dem Schmerz um Isaak. Jesus überwindet die Scham des Heraussterbens aus diesem Gottesvolk im Tode am Kreuz. Aber er überwindet sie nur aus Liebe. Er stirbt in die Völker zurück, damit er sie nachziehen kann hin zu dem Einen, in dem alle Seelen Frieden finden. Soviel Vergangenheit der alte Bund hat, so viel Zukunft erwirbt der neue.

Wir wissen schon, daß Scham der Todesschmerz der Gemeinschaft in uns ist. Jesu Angst und Leiden ist dies Herausgerissenwerden aus dem alten Bund. Nur von daher kommt ihm die unerhörte Kraft, als erster Bürger des neuen Bundes, in den alle Völker eingehen können, zu überleben. Und in Jesus erst gewinnt nun die Überwindung des Todes selbst die Richtung nach vorwärts in die Zukunft. Wie der Mann am stärksten die äußere zweckhafte Natur innerhalb der Gattung, wie der Sänger am stärksten die innere Begeisterung der Gemeinschaft verkörpert, wie der Greis am deutlichsten die Kultur nach rückwärts verkörpert, so ist Jesus innerhalb der Todesüberwinder der volle Überwinder, weil er den Tod auf seinem eigensten Gebiete, dem der Zukunft, heimsucht und von hier das Jenseits ins Diesseits zu erstrecken anhebt. Daher werden die Träger des Christentums, gestützt auf das Judentum, zu den Trägern der Weltgeschichte, soweit diese nicht ewigen Mord und Totschlag, sondern endgültige Weltverwandlung bedeutet.

Wo Wahn und Bahn — der erste brach,
Folgt an und an — der letzte nach. (Goethe)

Die Todesschmerzen schaffen die Seele. Es gibt keine Seele, bevor nicht ihr Träger Anteil am ganzen Wesen des Menschentums empfangen

hat. Dazu muß er aber offenen Blickes die doppelräumlich doppelzeitliche Wirklichkeit ertragen lernen. Die Seele tritt im Menschen zu seinem natürlichen, geistigen, kulturellen Leben als hinzugeschaffen aus seinen Todesschmerzen, seiner Selbstüberwindung, seiner Berufung und seinen Liebestaten. Deshalb vermag nur die Seele im Menschen offen das für Natur, Geist und Kultur geheime Wesen des Todes zu ertragen. Deshalb spricht man wohl von der Seele als von der Trägerin der „offenbarten" Wirklichkeit.

Weil die Seele zunächst in einzelnen bestimmten Menschen, Stiftern der Religion, aus ihrem Krampf und Kampf gegen den Tod erlöst worden ist, deshalb sind wir in diesem Abschnitte schon über die Darstellung der bloßen Kräfte der Wirklichkeit hinaus an die Schwelle der Gestaltungssoziologie vorgedrungen. Denn Laotse und Buddha, Abraham und Jesus haben zwar für immer die offenbare Wirklichkeit ertragen gelehrt; gleichzeitig aber spielen sie eine historische Rolle mit ihren Jahreszahlen (600, 300 v. Chr. usw.) und Wirkungskreisen. Nur in ihnen verbindet sich das ewige Kräftespiel mit der einmaligen Gestaltung. Nur sie stehen vor jedem vom Weibe Geborenen als beides zugleich: ewig unerreichtes Ziel und längst geschehene Gestalt. Denn alle anderen Menschenarten: die Alter des Lebens, die Typen des Geistes, die Geschlechter der Gattung, sind zwar wirklich, aber ohne Geschichte. Die Liebe, die den Tod überwindet, ist nie ohne Geschichte. Sie zieht Millionen und aber Millionen in die neue geöffnete Wirklichkeit hinüber und verwandelt die Welt. Nun geschieht nicht mehr nur immer dasselbe, sondern Natur, Geist und Kultur werden zu Trägern der Geschichte, wenn sie angeschirrt an den Triumphwagen mithelfen, die Wirklichkeit der Seele zu gestalten.

Erst damit wird aus Weltkräften, die maßlos, grenzenlos und ziellos *immer* wallen, Gestaltung, die ein für allemal waltet. Die Todesüberwinder haben *ein für allemal gestiftet*, was immer wieder die Sehnsucht aller ist, die sich die volle Wirklichkeit des Lebens erflehen. Aus Naturflucht und Volksbesinnung, Kulturentsagung und Selbstüberwindung jener einzelnen wird die Geschichte aller.

Die Gestaltungen, die das natürliche und das gestiftete Kräftespiel hervorbringt, werden in der Gestaltungssoziologie dargestellt.

B. Die Lebensräume im Zusammenhang.

1. Abschnitt

DER MENSCH: SOZIALPSYCHOLOGIE

Jedes wirkliche Leben oder Sterben wirkt auf uns und wird von uns gewirkt als Natur, Geist, Kultur oder Seele. Naturzweck, begeisternder Wert, Kulturzusammenhang und seelischer Sinn sind die wechselnden Dominanten, die wir aus der Wirklichkeit heraushören und in die wir einstimmen oder zu denen wir mitwirken durch unsere Anerkennung. Die Wirklichkeit kann uns jeweils mehr als Naturform von außen oder als Geistform von innen anmuten. Sie kann uns bald in der Wirkweise der Kultur festhalten, bald in der Wirkweise der Seele heimführen.

Diese Wirkweisen ordnen alle Gebilde, in die Menschen mit eingebaut sind, in zweckmäßige oder in geistig-ideale, in Bedeutungszusammenhänge, d. h. Kulturgebilde, oder in beseelende und erneuernde Vorgänge. Der einzelne Mensch aber tritt auf bald als natürliches Wesen, bald als Kulturmensch, als liebende Seele oder als Fackelträger des Geistes.

Der Mensch ist also nicht der ruhende Pol in der sozialen Erscheinungen Flucht. Er ist in der Ehe und im Geschlechterkampf ein ergänzungsharrendes Fragment, im Geistesleben aber ist der Denker mindestens ein Duett von Denker und Nachdenker seiner selbst! Während das Geschlechtswesen „Mensch" bestenfalls die „bessere" Hälfte, oft aber nur Viertelmensch ist, ersetzt umgekehrt ein Plato in Wahrheit eine ganze Universität, trägt ein Leonardo da Vinci in seinen geistigen Landen ein Dutzend technischer Wissenschaften. Nichts hindert das Geistwesen, eine Gemeinschaft von Tausenden zu verkörpern, deren Geist es ausspricht, wie es Goethe getan hat. Der echte Philosoph ist eine wahre Polis. Als Kulturträger ist der Mensch weder Scherbe noch Verband, sondern Glied; d. h. er gibt ein Beispiel der Gattung, und er wäre, getrennt vom Stammbaum der Art, bedeutungslos. Gerade nur soweit er diesen Zusammenhang geduldig erleidet, ist er kultiviert.

Umgekehrt, als Liebender, schafft er Gemeinschaft, überwindet die Scham, d. h. er stirbt der vorhergehenden Gemeinschaft und wird dadurch einsam und einzig. Er aber, der Einsame, ist das Gegenteil des sogenannten „Individuums", dieses Wesens, was man irgendwie angeblich als Mensch „ist". Der einzelne kann ja gerade nur werden. Hingegen ist ein Individuum, also etwas Seiendes, wenn man es am wirklichen Menschen sucht, nur seine Natur als Weib oder Mann. Denn

als Individuum soll ja etwas Objektives erfaßt werden. Objektiv kann immer nur ein Stück außen gegebener Natur sein.

Die einzelne Seele im Sinne des Transsubstantivum ist also gerade kein „Individuum", denn das Naturhafte, von außen Gegebene, opfert der einzelne, wie wir wissen, gerade aus Liebe, aus seelischer Kraft, auf. Der echte einzelne läßt sich durch keinen Staats- oder Natur- oder Denkzweck zum Individuum stempeln. Denn er bezwingt mich und meine an ihm versuchte Zwecksetzung gerade, wenn er ein wirklich einzelner ist. Denn dann liebt er; ja, und dann muß ich ihn irgendwie wiederlieben. Und wo bleibt dann meine Objektivität, die zur Aufstellung des Begriffs „Individuum" gehört?

Durch diese Einsichten wird „der Mensch" frei von allen Vorurteilen einer objektiven Doktrin über sein Wesen. Wir lösen uns durch sie heraus aus der ungeheuerlichen Alleinherrschaft einer „objektiven" Psychologie, die seit Aristoteles „den" Menschen festlegt auf sein Wesen.

Der Mensch ist weder „in erster Linie" ein Objekt der Zoologie; noch ist er in erster Linie ein Subjekt der philosophischen Freiheit. Er ist, wie Dostojewskij nicht müde wird, es zu zeigen, kein „Stift", keine bekannte Größe, sondern er ist eine ständige, unvorhergesehene, unausdenkliche Überraschung. Worein er sich verwandeln wird, weiß niemand. Sobald man ihn aber festlegen will, etwa auf seine Vernunft, revoltiert er dagegen gewiß. Denn er wird der nächste Mensch.

So können wir die Würde seiner Vernunft, die Stärke seiner Natur, die Schönheit seiner Seele nur dadurch retten, daß wir ihnen die Bereiche einräumen, die ihnen zukommen, keinen aber übertreiben.

Preist uns jemand den Menschen als den Idealisten, den Geistmenschen, so werden wir dem erhobenen Haupt des Menschen die Kraft und Ehre geben, die ihm gebührt. Aber die Bereiche des Herzens, der Gattung oder der technischen Handhabung darf der Kopf nicht von der unmittelbaren Verankerung im Wirklichen und von der Erkenntnis des Wirklichen ausschließen wollen. Die Gestalt des Menschen zeigt auch rein körperlich, wie unsinnig es ist, die großen Organgruppen alle vom Kopf ausgehen zu lassen. Die Gattung oder der Stamm in uns rebelliert gegen den Kopf. Die Hände tun und formen nicht, was er will, sondern was sie können und müssen im Kampf. Und das Herz überwindet des Kopfes klügsten Gedanken durch die unergründliche Weisheit seines Schlages.

Wir sehen so auch an und im einzelnen natürlichen Menschen die großen Verwendungsmöglichkeiten alles Wirklichen. Auch er kann sich wandeln aus Außen (Hände) in Innen (Kopf), aus Innen (Theorie) in

Außen (Praxis), aus Rückwärts (Gattung) in Außen (Geschlechtlichkeit), aus Außen (Naturzweck) in Rückwärts (Arterhaltung) und so fort. Er wird je nachdem ganz Kopf, ganz Handlung, ganz Herz, ganz Stammhalter. Der Theoretiker des Kopfes kann in seltenen Fällen vom Sinngeber der Zukunft (vom Herzen) überwunden werden; häufiger läßt er sich vom Kulturzusammenhang, z. B. der Nation, des Stammes (Gattung) oder von den Naturzwecken (Sinnlichkeit) regieren.

Aber wohlverstanden: wir sehen auch im leiblichen Bau des einzelnen Menschen nichts als das in der Natur gegebene Gleichnis der Wirkweisen, es fällt uns nicht ein, die übliche metaphysische Verabsolutierung des Geistesmenschen durch eine mythische Vierteilung des Menschenleibes verschlimmbessern zu wollen. Auch hinter dem „Leib" bleibt der „Mensch" noch selber übrig. Seine leibliche Vierfalt ist nur seine Übersetzung ins Natürliche, Äußere.

„Der Mensch" kann uns in den Funktionen seiner Einheit — um mit Kant zu reden — auch nach der geistigen Seite aufgehen. Aber was die philosophische Psychologie für „den ganzen Kerl" ansieht, ist ebenso nur eine, nämlich die geistige Erschließungsform seines Geheimnisses. Und deshalb treten wir aus dem Bannkreis der Metaphysik-Dreiteilung heraus, durch die „der Mensch" in Sinnen, Kräften und Wirken künstlich auf eine Dreiheit eingeschränkt wird. Schon in unserem Geistkapitel brach diese Dreiteilung der geistigen Menschentypen in sich zusammen (oben S. 151). Als Frucht unserer Begegnungen mit der Wirklichkeit in den letzten vier Abschnitten wird nunmehr eine Überwindung der landläufigen Einteilung der Menschenseele möglich. Diese Einteilung fristet sich seit Aristoteles. Sie ist noch einem Wilhelm Wundt selbstverständlich! Sie ist aber handgreifliche Metaphysik.

Man teilt die Seele unveränderlich — bei allen Varianten im einzelnen — ein in drei Vermögen des Vorstellens, Wollens, Fühlens. Kant selbst, der Befreier von aller Metaphysik, hat seine drei Befreiungstaten bekanntlich an dies Schema angelehnt. Denn seine drei Kritiken der reinen Vernunft, der praktischen Vernunft und der Urteilskraft entsprechen jenen drei angeblichen Grundkräften der menschlichen Psyche. Die Kritik der Urteilskraft faßt allerdings das Gefühl ganz von der Seite des Ästhetischen an. Aber auf diese Seltsamkeit kommen wir noch zu sprechen.

Man sieht sofort: Denken, Wollen, Fühlen ist eine ähnlich wichtige philosophische Trias wie zu Kants Zeit die andere Trias: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, die alle Geister erregte. Für diese letztere Zusammenstellung hat heut der gewöhnliche Sterbliche kein Organ. Sie klingt uns

willkürlich oder gleichgültig oder unverständlich. Wenn aus der Zeit der französischen Revolution noch eine parallele Drei zu uns herüberragt, um neben jenem metaphysischen Drilling einen psychologischen festzuhalten, so ist Mißtrauen am Platze.

Und in der Tat, die Dreiteilung der Seelenvermögen ist eine ebenso bedenkliche Zusammenstellung wie Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. Sie ist ein logisches Additionsexempel von Einzelheiten unter Verzicht auf Ganzheit. Das ist keine Analyse von Funktionen der Einheit, wie Kant sie selbst fordern müßte.

Die Dreiheit Denken, Wollen, Fühlen muß berichtigt werden. Sie ist nur aus einer Abwendung des philosophischen Kopfes vom Wirklichen, aus Metaphysik entstanden. Der Hauptfehler steckt im Begriff des Fühlens.

Das Fühlen enthält ganz unvereinbare Dinge. Genau so wie die Philosophie die Grundbedeutung der Ästhetik (die Witterung des Lebendigen und der Zukunft) in Vergessenheit gebracht hat (siehe oben S. 98), und wir diesen vierten Zukunftssinn, den Führersinn, erst wieder in seine sinngebende Rolle einsetzen mußten, genau so steckt im Fühlen ein Doppeltes. Das Fühlen ist ein metaphysischer Rest für zwei getrennte Wirkweisen der Einzelseele.

Einmal: Der Mensch kann erleben. Alle moderne Lebensphilosophie z. B. meint ja in ihrer Wendung gegen die bisherige Philosophie nicht das „bloße" Leben, sondern diese Erlebniskraft des Menschen, sein Leben zu erleben. „Erleben" ist aber nur die unserem leidgewachseneren Geschlecht positive Wendung für das, was den Alten der Gang unter ein schweres Joch, ein Dulden, ein „subire vitam" schien. Daher haben die lateinische und griechische Sprache für Erleben kein Wort mit gleich zuversichtlichem Klang. Sie sprechen von Pathos und pati, in abgeblaßter Weise von recipere, rezeptivem Leben. Und deshalb sprechen wir in Ermangelung eines technischen Wortes für Erlebnis vom „Passivum". Aber es ist das Erlebnis nur die allgemeinste Form dieser uns schon vertrauten Wirkweise des Passivums, mit dem wir uns dem Zusammenhang der Dinge und ihrer Bedeutung hingeben.

In dem angeblichen Gefühl der Seele „für Lust und Unlust" ist also als die eine selbständige Kategorie die Kraft zu leiden oder zu erleben als „Wirklichkeit" auszuscheiden. Leiden ist keine Verneinungsform der Lust. Wir leiden ganz ohne Abneigung, weil und insofern wir erleben.

Zum anderen: Die Gegenkategorie zum Erleben liegt unter dem Begriff der Lust ebenso bis zur Unkenntlichkeit verschüttet. Der Idealismus (siehe oben II, 5) hat vor allem das Schöne und Häßliche als Gegenstand der fühlenden Urteilskraft angesehen. Jenes erwecke Lust, dieses

Unlust. Wir haben die Kunst und damit das Schöne als Erscheinung des Göttlichen anerkannt, aber eben doch als bloße Erscheinung. Die göttliche Wirklichkeit, auf die aller schöne Schein zurückweist, oder vielmehr, die er ankündigt und vorwegnimmt, der er prophetisch die Fackel vorträgt, ist die Liebe. Die Kraft zu lieben ist das Göttliche im Menschen. Sie ist seine Schaffenskraft. Nur ihr Reflex ist die Richtung des Gefühls auf Schön und Häßlich, wie ja auch z. B. der Sinn für Zeremonien und Ritual uns als Reflex der Kulturkraft aufgegangen ist (oben II, 4). Diese reflexive Form des Gefühls ist also von der Reflexion des Denkens zu Unrecht vor die volle Wirklichkeit der Mächte im Menschen gesetzt worden, aus deren Vermögen die Seele uns sich offenbart. Das kunstvergötternde Übergewicht der Ästhetik über die Liebes- und Schaffens- und Erlebenslehre ist unhaltbar.

Das Gefühl ist mithin als Einheitsvermögen fallen zu lassen. Auch die beiden körperlichen Substrate des Gefühls: Tast- und Geruchsinn sind uns ja schon als kontradiktorische Gegensätze aufgegangen (oben III, 2). Der Tastsinn erlaubt uns die Wahrnehmung des Toten, der Geruchsinn aber des Lebendigen!

Die Psychologie hat die Dreiheit der Kategorien von Denken, Wollen, Fühlen aus einer künstlichen Einengung der menschlichen Seele auf die „reingeistigen" Werte des Wahren, Guten, Schönen gewonnen. Sie hat damit statt des Gemeinwillens, der Kulturzusammenhänge und der Liebe einzig die „objektiven" Ideale des Kopfmenschen, des philosophischen „Individuums" zur Erkenntnis des „Menschen" herangezogen. Die Seele aber hat ein Vermögen zur Begeisterung für Werte und zur Vergeistigung,

ein Vermögen zum Kampf und zweckmäßigen Handeln,

ein Vermögen zum Leiden und Erleben von Gewordenem,

ein Vermögen zum Lieben und zum Schaffen von Werdendem.

Stellen wir die allgemeinen Wirklichkeitsformen, die aus ihnen gewirkten Kräfte der Gemeinschaft und die des einzelnen Menschen zusammen, so ergibt sich:

I. Der wirkliche Raum und die wirkliche Zeit

Rückwärts	Innen
Außen	Vorwärts

II. Die Kräfte der Gemeinschaft

Kultur	Geist
Natur	Seele

IIIa		IIIb		IIIc	
Verhalten		Organe des Menschen		Bewußtseinszustände	
Erleben	Begeistern	Gattung	Kopf	Leiden	Denken
Kämpfen	Schaffen	Hand	Herz	Tun	Lieben

Diese Tabelle ist noch unvollständig insofern, als in ihr die geschichtlichen Verbandsformen neben denen des Menschen fehlen. Aber sie zu nennen, kann erst die Aufgabe eines zweiten Bandes sein.

Was gewinnen wir durch dieses Heraustreten aus dem Dunstkreis der akademischen Psychologie? Wir werden uns nicht nur hüten, uns an einem Menschen zu vergreifen, als müsse oder dürfe er über den Leisten des philosophischen Kopfes oder des Volksgenossen oder des leiblichen Tieres oder der mystischen Seele geschlagen werden. Von alledem kann nicht mehr die Rede sein, weil man eben nie wähnen darf, man könne „von vornherein" über den Menschen Bescheid wissen. „Der Mensch" hat kein a priori. Er bleibt ein Wunder zwischen all dem vielen von ihm Bekannten. Das psychologische Experimentieren an seiner Natur, genauer an seiner natürlichen Seele, ist wertlos und sinnlos. Denn als Objekt der „Individualpsychologie", als „natürlicher Seele" verbleibt dem Menschen nur das Denken, Wollen, Fühlen! Gerade das erklärt ja ihren Irrtum: Ein beobachteter Mensch kann allerdings weder erleben noch schaffen! Dem beobachteten Menschen steht statt dieser beiden Wirkweisen in der Tat nur ihr abgeschnittener Stumpf, das Gefühl für Lust und Unlust, zu Gebote. Die Beobachtung kastriert ihn. Wir gewinnen also Einblick in die Gründe des Irrtums aller Individualpsychologie. Die bloße Selbstbeobachtung, die zu jener Dreiteilung der Seelenvermögen geführt hat, vertreibt den Menschen aus der Wirklichkeit seiner Leidenschaften und seiner Liebesmacht. Aus ihrer Gegenwart entrückt, wird er auf „metaphysische Gefühle" von Lust und Unlust beschränkt; und dieser Kerker wird nur gemildert durch die uns schon sattsam bekannten Ausbrüche in das Genieland künstlerischer Ideen.

Aber diese Klärung gewinnt auch einen praktischen Nutzen für die Soziologie. Denn nun wird der ungenießbar aufgebauschte Gegensatz von Individuum und Gemeinschaft, Individualismus und Sozialismus, Einzelnem und Gesellschaft gleichgültig. Dieser Gegensatz hindert uns seit hundert Jahren daran, auch nur das geringste wirkliche Leben nüchtern zu erfassen. Er ist heut als Schlagwort wohl hoffentlich nicht

nur breit-, sondern auch totgetreten. Wenigstens deutet es darauf, wenn Ottmar Spann die (ihm gleich verhaßten) Begriffe Sozialismus und Individualismus durch „Ganzheit und Gezweiung" ersetzt. Denn darin zeigt sich schon der Ekel, der alle ernsthaften Forscher wegen dieses Streites ergriffen hat.

Nur Köpfe à la Bentham oder Shaw, die man bei uns Westler nennt, unter den Soziologen z. B. v. Wiese oder Oppenheimer, kommen über die rein rechnerische Unterscheidung von Einem und Mehreren nicht hinweg und halten sie für real. Alle andern fühlen längst und setzen beredt auseinander, daß der Einzelne nur scheinbar ein Einzelner ist und die Mehrzahl nur scheinbar eine Mehrheit. Aber alle nehmen die Widerlegung dieses Begriffspaares Individualismus und Gemeinschaftsstreben dennoch furchtbar ernst und widmen ihre ganze Erörterung diesem Problem.

Das Problem existiert nur solange, als es „den Menschen von vornherein" zu geben scheint, auf deutsch: „das a priori gegebene Individuum". Aber in der Wirklichkeit rechnet niemand mit solch festen Größen. Und in der Wirklichkeit nimmt niemand den Gegensatz Individuum und Gemeinschaft ernst. Weder der Laie noch der echte Denker plagt sich um diese Schulschlagworte. Beide haben Besseres zu tun.

Denn den echten Philosophen plagt es, daß seine Gedanken zwar Tausende verschiedener Rollen spiegeln können, daß er also zwar König eines geistigen Gemeinwesens sein darf, daß aber dieser sein reflektiver Teil seinem aktiven oder passiven Menschentum, seinem natürlichen und geschichtlichen Beruf Gewalt antut. Der Geist ist grausam gegen den Menschen im Philosophen.

Der echte Laie, ein Weib oder Kind, fühlt umgekehrt genau, daß die Wirkweisen aus der Einheit wirken müssen, daß er sonst verloren ist. Das führt z. B. ein Mädchen auf seinem Weg durch tausend Versuchungen ihrer Natur sicher, daß es eben nicht dem kurzen Naturzweck nach außen die sinnvolle Bieographie seiner Liebe nach vorwärts aufopfern darf — während der Mann eher zwischen Begeisterung (Innen) und Pflicht (Rückwärts) schwankt; aber auch ihn vermag die Pflicht meistens zu leiten. Der Mensch im Laien nämlich verschließt sich jedem Übermaß an Geist oder Natur.

Der Gegensatz zwischen Einzelnem und Gemeinschaft muß bei der Wahl des Rüstzeugs für die Beurteilung der wirklichen Kräfte außer Anschlag bleiben. Nur Zeit und Raum sind die aller Wirklichkeit übergeordneten Formen oder besser Wirkweisen. Sie geben die Grundkategorien sowohl für Verbände wie für Individuen. Es gibt nicht „den

Menschen" einer Psychologie außerhalb der Soziologie. Die Psychologie ist keine Tochterwissenschaft der Philosophie. Dieser Irrtum hat sie zur Metaphysik verurteilt. Der Mensch ist ein politisches Lebewesen in viel höherem Maße, als es der Metaphysiker Aristoteles geglaubt hat. Denn auch der Philosoph und die Seele des Philosophen strecken sich nicht nur nach dem abstrakten Wahren, Guten, Schönen. Sogar der Philosoph gehört zur Wirklichkeit, sogar der Philosoph hat eine Seele, sogar der Philosoph muß neben denken und erleben auch kämpfen und schaffen, um zu philosophieren, und indem er philosophiert. Es liegt umgekehrt, als die Metaphysiker es darzustellen lieben: Das Ziel des Menschen ist es nicht, Philosoph zu werden, sondern das Ziel des Philosophen muß es sein, trotz seines Denkens ein wirklicher Mensch zu bleiben. Kein Handwerk steht dem so im Wege als das des Kopfes. Denn die Begeisterung, mit der er jede Gemeinschaft zu denken vermag, erzeugt allzu leicht die Einbildung, mehr als ein Mensch zu sein. Aber der Mensch ist das Maß aller seiner Teile, auch seines Kopfes, auch des Philosophen im Menschen. Der Philosoph ist deshalb nicht identisch mit dem Denkapparat „eines Menschen". Er kommt vielmehr zu Gedanken, die „den anderen" abgehen! Die Kultur zeitigt Erlebnisse, die Seele datiert nach Ereignissen, der Naturkampf liefert Ergebnisse. Zu diesen drei Ausschöpfeweisen des Geheimnisses der Wirklichkeit tritt ebenbürtig das Schöpfen der Erkenntnis.

Erlebnisse, Ereignisse, Ergebnisse sind also umschaffbar in den Raum des Geistes. Dabei handelt es sich aber nie um Gedanken eines Einzelnen, sondern um Erkenntnisse der Geistesgemeinschaft, für welche die Denker amtieren.

SCHLUSS

Der Tyrannei der Päpste und ihr Zusammenbruch.

1. MYTHOS, METAPHYSIK, ROMANTIK, UTOPIE

a) *Die Gefahren des Weges*

Unser Weg ist zu Ende! Und es stehen uns andere Wege bevor und wollen eingeschlagen werden, wenn wir die geschichtlichen Mächte und Gestaltungen „erörtern" wollen. Die Orte dieser Mächte liegen auf einer anderen Ebene. Diese Mehrzahl unserer Wege, unserer Methoden und die Notwendigkeit ihrer gegenseitigen Durchkreuzung ist schon in der Einleitung als das eigentümliche, vieleinheitliche Verfahren der Soziologie dargetan worden. Am Schlusse des ersten Bandes gilt es daher festzuhalten: Die beiden Wege in die Außenwelt hinaus und in die Innenwelt hinein sind hier — bei aller Kürze im einzelnen — grundsätzlich nicht nur halb, sondern bis ans Ende gegangen worden. Über sie können wir mithin schon hier abschließend sprechen.

Wir sind sie allerdings im ruhigen Bewußtsein ihres bloßen Teilcharakters gegangen, des Stückwerks dieser Methoden. Wir waren nicht darauf aus, diese Methoden als die einzig möglichen darzustellen oder nur das, was man auf diesem Wege antrifft, als die wissenschaftlich erkennbare Wirklichkeit gelten zu lassen. Wir brauchen z. B. nicht aus Respekt vor unserer eigenen Methode alle Erscheinungen entweder den geistigen Werten (Reflexivum) oder den Naturzwecken (Aktivum) zuzuordnen. So ernst wir die freiwillige Begeisterung des Innen im Reflexivum und die angespannte kämpferische Zweckmäßigkeit des Außen im Aktivum genommen haben, wir konnten uns von dem dialektischen Fanatismus freihalten, die beiden Glieder der Antithese Natur und Geist, Außen und Innen mit allem vollzufüllen, was sich an Lebensformen uns aufdrängte. Wir haben uns begnügt, „Kräftesoziologie" zu treiben, d. h. den im räumlichen Spannungsbereich des Lebens immer wirkenden Kräften nachzusinnen. Neben dem zeitindifferenten Raum gibt es aber auch die gegen den Raum gleichgültige Zeit, die überall wirkliche Zeit. Unser Wissen um diesen weiteren Bereich der immer gewirkten Gestalten hat also unsere Darstellung entlastet. Und diese Entlastung ermöglicht uns nun an dieser Stelle ein kritisches Abgren-

zen unseres „polyphonen" Verfahrens gegen die „monotonen" wissenschaftlichen Versuche, aber auch gegen die unmethodische, nur populäre, dafür aber seit Jahrtausenden neben der Wissenschaft hergehende soziale Mythologie. Volksmythus und monotone Soziologie sollen beide in diesem Teile seiner Kritik unterzogen werden. Es gilt, unser Verfahren vor der Verdammnis als Unwissenschaftlichkeit des Mythus ebenso sehr wie als Unwirklichkeit der Eintönigkeit zu schützen. Diese Definierung ist eine negative Aufgabe. Sie muß an dieser Stelle einsetzen, um zu begründen, weshalb wir zwar am Ende des bisherigen Weges, aber nicht am Ende unseres soziologischen Wissens sind.

Sprechen wir in dieser Selbstprüfung und Disziplinierung, wie Kant eine solche nach außen sich schützende Erörterung nennt, zuerst gegen die Soziologie mit der Einheitsmethode, sei es nun philosophische oder geschichtsphilosophische Monotonie, in die sie verfällt.

Wir behaupten, daß die philosophischen Soziologen ihrem methodischen Prinzip zuliebe die Wirklichkeit verarmen, daß sie aus dem Mittelpunkt der Wirklichkeitserfassung in die reine Raumbetrachtung entweichen. Die Formensoziologen wollen die Türen zur Wirklichkeit nur mit einem Schlüssel aufschließen. Dafür geht ihnen nur eine Seite der Wirklichkeit auf.

Wir behaupten, daß die geschichtsphilosophischen Soziologen Mythologie treiben.

Wir selber aber berufen uns zur Rechtfertigung unserer eigenen Methode auf Kant.

Wir werden mit unserer Doppelkritik nach beiden Seiten wohl am ehesten Gehör finden, wenn wir zuerst eine merkwürdige äußere Ähnlichkeit unserer Bemühungen mit den aufsehenerregendsten Thesen eines Spengler und gewisser Formsoziologen eingestehen und ins rechte Licht rücken.

Die Soziologie sucht wie jede Wissenschaft nach Grundbegriffen. Seit geraumer Zeit ist das Problem der Kategorien des Soziallebens erörtert worden. Zum Beispiel unterscheidet Dunkmann in seiner „Krise der sozialen Vernunft" als polare Gegensätze Mitwelt und Umwelt. Berühmt ist die Einteilung aller menschlichen Sozialformen in „Gesellschaft" oder „Gemeinschaft" durch Tönnies geworden. Sie ist zwar nicht ohne Kritik geblieben, aber beherrscht doch sehr weitgehend die populäre Sozialliteratur. Tönnies nennt — roh ausgedrückt — Gemeinschaft die gewachsenen, organischen, unbewußten Gebilde, Gesellschaft alles bloß organisierte, zweckhafte, technische Zusammenleben. Die Tönniessche Einteilung — die auch im Ausland sehr beachtet worden

ist — ist neuerdings gefördert worden, indem Hermann Schmalenbach (an Max Weber anknüpfend), als dritte Kategorie — durch gewisse moderne Bünde und Gemeinschaften aufmerksam geworden — die des „Bundes" als der Begeisterungsform des Zusammenlebens herausgearbeitet hat. Derselbe Schmalenbach hat bereits eine vierte rein religiöse Grundform angedeutet, die er aber ohne Namen läßt, und auf Altertum, Mittelalter, Neuzeit und Spätzeit der Völker bezogen. In demselben Band der Dioskuren (1922) gebraucht Joachimsen für diese vierte Form das Wort „Gemeinde".

Gesellschaft, Gemeinschaft, Bund, Gemeinde oder mindestens also die Formen des Altertums, des Mittelalters, der Neuzeit und der Spätzeit sind von Schmalenbach zu vier Kategorien gestempelt, die in allem Sozialleben auffindbar seien. Diese Begriffe gewinnen aber eine um so größere Bedeutung, als Schmalenbach bereits versucht, ihnen auch eine gesetzmäßige Reihenfolge zuzusprechen. Er führt an, daß in Frühzeiten der Völker der Bund herrschte. Dann trete die Gemeinschaftsform in den Vordergrund, dann die Gesellschaft. Am Ende aber breche jene religiöse Form, die Joachimsen Gemeinde, Schmalenbach aber auch Bund nennt, führend hervor.

Die eigentümliche Wirkung dieser Vervollständigung der Tönniesschen rein formal-geschichtslosen Grundbegriffe ist aber, daß Schmalenbach auf diese Weise aus der reinen Philosophie in die Geschichtsphilosophie hinüberlenken kann. Seine Kategorien sind nicht nur Einteilungsprinzipien der Formen, sondern auch der Zeiten! Von ihm aus ist nur ein Schritt weiter zu dem genialen Russen Berdjajew, der „vier Momente des historischen Schicksals der Menschheit" unterscheidet: Barbarei, Kultur, Zivilisation, religiöse Verklärung (*Östliches Christentum*, Bd. II *Philosophie*, 1925, S. 301).

Wer sieht nicht, daß hier der Anschluß an Spenglers Jahreszeiten der Kultur unmittelbar erreicht ist, da dieser ja Frühling, Sommer, Herbst und Winter der Völker verkündet.

Aber auch ein auffallender Anschluß dieses Systems nach der entgegengesetzten, nicht geschichts-, sondern formphilosophischen Seite läßt sich feststellen. Nach dieser rein formalen Seite erinnert das philosophische System von Tönnies-Schmalenbach an die ökonomische Theorie, die als Kritik des Marxismus von Paul Weisengrün 1914, wenn auch erst mühsam ringend, gegeben worden ist. Weisengrün will „Die Erlösung vom Individualismus und Sozialismus" gleichermaßen, und er hat als erster die Gleichwertigkeit von vier soziologischen Sphären oder Urkategorien verfochten. Sein Verdienst wird nicht dadurch geschmä-

344

lert, daß er nicht sehr bestimmte Vokabeln für diese Sphären zu finden wußte.

Es ist sehr fruchtbar, diese verschiedenen Bemühungen um eine Vierzahl einmal aufeinander zu beziehen. Zwei gehen vom Formalen, zwei vom Geschichtlichen aus. Zwei haben daher Elemente, zwei Perioden benannt. Aber alle wollen mit diesen Namen sowohl den Elementen wie den Perioden zu Leibe rücken.

Weisengrüns Urkategorien	Tönnies-Schmalenbachs Modi	Berdjajews Momente	Spenglers Stufen
Stämmisch-völkisch-politische Sphäre	Bund des Altertums	Barbarei	Frühling
Geschlechtlich-familiäre Sphäre	Gemeinschaft des Mittelalters	Kultur	Sommer
Wirtschaftliche Sphäre	Gesellschaft der Neuzeit	Zivilisation	Herbst
Individuell-psychische Sphäre	Gemeinde der Spätzeit	Religiöse Verklärung	Winter

So haben wir das eigentümliche Schauspiel, daß reine Philosophen (Schmalenbach), Geschichtsphilosophen (Spengler), Religionsphilosophen (Berdjajew) und Ökonomen (Weisengrün) ganz unabhängig voneinander alle auf eine Vierzahl von Grundkategorien zusteuern, die in Geschichte und Gesetze des Soziallebens hineinzutragen von Wert sei. Die entscheidende Wichtigkeit solcher Grundkategorien sei ihre gegenseitige Unableitbarkeit. Jede sei uns gleich selbständig und ursprünglich gegeben.

So sagt auch der Rumäne Demetre de Gusti in seiner *Wissenschaft von der Sozialwirklichkeit* (Paris 1941, S. 69), daß die Gesellschaft vier Tätigkeiten aufweist, die nicht aufeinander reduziert werden können. Er nennt sie kosmische, biologische, psychische und historische Cadres.

Unsere eigenen Aufstellungen über die Durchkreuzung der Wirklichkeit nach vier Grundrichtungen gewinnt von diesen verwandten Bemühungen her zunächst eine Art Bestätigung. Es wäre wohl auch möglich, unsere beiden Paare Innen—Außen, Vorwärts—Rückwärts in die vorstehende Tabelle nach ihren Formen wie in ein Prokrustesbett einzuordnen, also das Aktivum und Reflexivum, Passivum und Transsub-

stantivum. Dürfen wir diese Namen als Bezeichnungen der Aggregatzustände alles Menschlichen auffassen? Dann wäre also der Augenblick gekommen, diesen Ausdruck des „Aggregat", den die Naturwissenschaften zuerst vertieft haben, von ihnen heut zurückzufordern und erfolgreich in seine lateinische Urbedeutung der Gesellung von Menschen wieder einzusetzen? Vier solche Aggregatzustände würden mithin von uns wie von den anderen unterschieden? Das scheint sehr bedeutsam.

Die Mythen um die Zahl Vier und die Metaphysik

Und doch müssen wir einen solchen zahlenmäßigen Vergleich unserer Grundkategorien mit den vorher aufgeführten als unfruchtbar, ja als die eigentliche Verkehrung unseres Beginnens ins Mythologische bezeichnen. Es haben nämlich die Vierzahlen in allen diesen Fällen und dem unseren nur etwas Negatives unter sich gemeinsam! Das Auftreten der Vierzahl bedeutet an sich nichts als die Hinwendung zur Fülle der Erscheinungen, bedeutet ein Hinauswachsen der Betrachtungsweise aus dem rein logischen Bereich! Wenn die Griechen den Kosmos erfassen wollen, so sehen sie in ihm vier Elemente: Wasser, Feuer, Erde und Luft. Und die Chinesen, das Volk der Soziologie vor allen Völkern, treiben die Bedeutung der vier Himmelsrichtungen aufs äußerste! Der soziale Raum wird hier von der Mitte her in Norden, Süden, Osten und Westen so einseitig aufgeteilt und ausgedeutet, wie bei Spengler die Jahreszeiten der geschichtlichen Zeit den Rhythmus geben. Auch für die Kosmodizee, die Schöpfungslehren der kirchlichen Theologie, ist die Vier grundlegend. „Sie ist das ‚Sinnbild' des nach vier Seiten ausgedehnten Raumes, der in vier Jahreszeiten geteilten Zeit, des in vier Altersstufen ablaufenden Lebens." Daher die Symbolik der vier Erzengel, der vier Kardinaltugenden, der vier Flüsse, die im Paradies entspringen, und der vier Flüsse, die vom Kreuze in die Welt verlaufen. „Was die vier Weltgegenden, Elemente, Winde, Jahreszeiten, Weltalter, Weltmonarchien usw. für die diesseitige Natur- und Weltgeschichte, das sind die heiligen Vervierfachungen für die Kirche. In ihnen breitet sich immer Göttliches aus in die Welt." Wie fein dieser Gedanke durchgedacht ist, zeige folgendes Beispiel: Weil das wirkliche Leben ins Zeichen der Vierung gesetzt wird, deshalb bedeutet der viereckige Heiligenschein statt des runden auf dem Haupte eines Heiligen, daß der Heilige noch in der Welt, mit anderen Worten: daß er noch

345

1) als Beispiel nenne ich den Abschnitt „Die Zahl im Aufbau biblischer Stücke" aus J. Schildenberger, „Vom Geheimnis des Gottesvolks". Heidelberg 1950, S. 136 ff.

am Leben ist! Die ausführlichste Verherrlichung der Vier als Weltordnungszahl findet sich bei dem in stärkster aszetischer Spannung des Weltgerichts lebenden Radulfus Glaber im 11. Jahrhundert. Den Gegensatz zur Vier der Welt bildet nach der Kirchenlehre die heilige Drei, in welcher Gott über die Welt hinausgehoben wird als der Dreieinige.[1])

Nach einer anderen Richtung ist erwähnenswert, daß Philo, der Jude, auf den sich alle Kabbalisten gern berufen, die Vier in seinem Buch von der Weltschöpfung behandelt hat. Er bemerkt, mir scheint, polemisch gegen das erste Kapitel der Schrift vom Himmel des Aristoteles, daß erst die Vier die Körperwelt des räumlich Ausgedehnten darzustellen gestatte. Denn die Eins symbolisiere den Punkt, die Zwei die Linie, die Drei die Fläche. An diese Philostelle knüpft übrigens wohl das okkulte Geschwätz von der Vierten Dimension, in der alles „ganz anders" sei, an.

Direkt an die Begriffe unserer Tafel erinnert schließlich auch die pythagoräische Tetraktys des Lebens, welche in vierfacher Steigerung das Leben sich aufgipfeln ließ, indem darnach

primitives oder Urleben	als Wurzel
vegetatives	als Stamm
animalisches	als Blüte
intellektuelles	als Frucht

aufeinander folgen sollen.

~~Genug der Beispiele für dies Bemühen, die Vier zur Erfassung~~ der Weltwirklichkeit zu verwenden. So wie niemand es natürlich fände, die Fläche eines Kreises gerade durch ein Dreieck zu beschreiben, sondern wie der naive Mensch die Quadratur des Zirkels gesucht hat, und wie dies Bemühen zwar selbst zum Scheitern verdammt ist, aber in Form der daher sogenannten Quadratrix für die Winkelteilung, in der Ludolfschen Zahl und vielem anderen reiche Frucht getragen hat, so ist es dem, der sich von den Spielen des logischen Denkens entschlossen zur Wirklichkeit hinüberwenden möchte, eine selbstverständliche Regung, ~~nicht unter die Vier in seinen Prinzipien hinunterzugehen.~~

Wir kommen damit zu dem überraschenden Resultat: Alle Welt- und Ganzheitserfassung hat von altersher in der Vierzahl eine Mindestgrenze für ihre Prinzipienlehre gesucht! Und in der Tat, denken wir nur einen Augenblick an das logische Schlußverfahren der reinen Dialektik! Noch und gerade die Drei — von Zwei und Eins ganz zu schweigen — hat jeden Denker, der sich ihr ergab, der rein logischen „Selbstbewegung der Begriffe", Dialektik genannt, in die Arme getrieben. Die Hegelsche Bewältigung der Weltgeschichte durch die Dreiheit Thesis,

1) „Drei und Vier" behandelt mein Aufsatz in „Quatember" 1952/53, 2. Heft. „Variationen zum Thema Quatember".

Antithesis, Synthesis ist nur das letzte und bekannteste Beispiel in der Reihe solcher Versuche, wie des Aristoteles geradezu religiöse Verehrung der syllogistischen Drei für die Naturphilosophie und Metaphysik verhängnisvoll geworden ist (vgl. oben S. [illegible]). Alle reine Geistesphilosophie sieht sich in dieser Versuchung und ihr nach alle Geisteswissenschaft. Der Bankrott dieser Methode für die Staats- und Sozialwissenschaften ist durch ihre Früchte bei Hegel und Marx an den Tag gekommen. Die Soziologie als Wirklichkeitserfassung mußte also von vornherein nach einem Selbstschutz gegen den Rückfall in die Bahnen der bloßen inneren Gedankenbewegung instinktiv suchen und greifen. Wer die graue Theorie von des Lebens goldenem Baum möglichst fernhalten wollte, wurde mithin auf das Ergreifen der Vier hingedrängt und mußte die Eins, Zwei und Drei meiden. Damit erlangt aber die Vier für die Soziologie eine Bedeutung, wie sie die Eins für die Naturwissenschaft hat. Sie ist nicht $1+1+1+1$, sondern sie ist selbst Prinzip! Die vier ist die unterste Stufe der Unübersichtlichkeit! Das Bedürfnis nach Vereinfachung stößt dort, wo eine Ganzheit festgehalten werden soll, beim Herabsteigen aus der Vielheit schon bei der Vierheit an ihre Schranke. Denn jedes weisere Erfassen der Wirklichkeit ist genötigt, sich vor dem Schein der Übersichtlichkeit zu hüten, weil dieser immer eine Überheblichkeit unseres Verstandes bedeutet und die Ganzheitserfassung ausschließt. Es ist verboten, weniger als Vier zu setzen, wo man nicht zusammenzählen will aus Atomen, sondern von wirklichem Leben erzählen will! Es ist die Sicherung gegen den Einbruch der rein objektivierenden Theorie, wenn der mit seinem Herzen und seinem ganzen Vermögen vergegenwärtigende Soziologe sich verbietet, unter die Vier hinunterzusteigen in die Schächte bloßer Reflexion ohne Erfahrung. (Den Gegensatz von Zahl und Erzählung als den Schlüssel zur soziologischen Methode haben wir in den *Sozialpsychologischen Forschungen*, Bd. II, 1922, aufgedeckt. Nun fällt uns ein Gesetz des Erzählens in den Schoß, das die von Samts verfochtene Lehre des „Obsolismus"„ von der Ganzheit, erst praktisch macht: Beim Erzählen spielt die Zahl nicht dieselbe Rolle wie beim Zählen. Denn beim Erzählen steigen wir vom Ganzen zu den Teilen hinunter und dürfen deshalb niemals unter vier hinuntergehen.

Deshalb ist umgekehrt die sogenannte Quaternio terminorum bekanntlich der beliebteste theoretische Denkfehler in politischen und soziologischen Debatten! Die Quaternio nennt man die Verdoppelung des Mittelbegriffs in einem Syllogismus. Ein gesunder Syllogismus umgreift drei Begriffe. Bei der Quaternio wird nicht mehr aus A und B auf C

geschlossen, wie im Schlußverfahren allein zulässig ist (Hauptstelle Aristoteles, *Erste Analytik* I, 24), sondern das scheinbare Mittelstück B müßte richtig als B_1 und B_2 auseinandergehalten werden. Aber vier Begriffe kann die Logik niemals in einen Beweis zusammenfassen.

Will sie sie fassen, so geht das nur beweislos als relativistische Proportion, also etwa $\frac{A}{B_1} = \frac{B_2}{C}$, deshalb endet alle rein theoretische Wirklichkeitserfassung, die sauber arbeitet, notgedrungen im Relativismus! Oder aber, der häufigere Fall, weil der Relativismus vermieden werden soll, man läßt eine Quaternio terminorum sich einschleichen und kann dadurch scheinbar im logischen Beweisverfahren drin bleiben. Die (meist unbewußte) Quaternio terminorum erlaubt dem theoretischen Denken, die heiß ersehnte Wirklichkeitserfassung als scheinbar doch „bewiesen" auszugeben.

Die beliebteste metaphysische Dreiheit verdient als Beispiel für alle anderen auf diese Verführung näher angesehen zu werden. Kant hat sie (Kritik der r. V. 395 a) klassisch gekennzeichnet: „Die Metaphysik hat zum eigentlichen Zwecke ihrer Nachforschung nur die Ideen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, so daß der zweite Begriff, mit dem ersten verbunden, auf den dritten als einen notwendigen Schlußsatz führen soll ... Die Einsicht in dieselben würde Theologie, Moral (d. h. Soziologie!) und durch beider Verbindung Religion, mithin die höchsten Zwecke unseres Daseins bloß vom spekulativen Vernunftsvermögen und sonst von nichts anderem abhängig machen." Daraus ergäbe sich auch der analytische Weg, „indem wir von demjenigen, was uns Erfahrung unmittelbar an die Hand gibt, der Seelenlehre, zur Weltlehre und von da bis zur Erkenntnis Gottes fortgehen."

Die Aufgabe, auf dieser dürren Weide logisch die bunte Fülle der sozialen Erscheinungen zu erspekulieren, führte zu dem Kunstgriffe, die Freiheit mit ihrem Träger, dem Menschen, so zu identifizieren, daß auch der unfreie, unvernünftige, leidende, gesetzliche Mensch schlechterdings als derselbe Mensch wie der philosophische Kopf galt. Philosoph und Bauerndirne wurden also wie ein Wesen angesehen, dessen Wesen die Freiheit des Philosophen sei (Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, S. 700). Die Folgen dieser Denkfreiheitslehre des Kopfmenschen für die Völker sind ja bekannt. Der Weg zu ihr war die unvermerkte Spaltung und Doppelung des reichhaltigen Begriffs Mensch, je nachdem es paßte, alles aber unter dem Schein, es sei immer nur die Rede von seiner, des Menschen, einen Freiheit in logischen Schlüssen aus Gründen zu folgern!

Hat man das zuchtlose Spiel dieses in sich so sauberen Syllogismus einmal durchschaut, so muß man das Bedürfnis aller Soziologie, diese Dialektik zu vermeiden, entschieden bejahen. Man muß begreifen, daß und wie alle Völker und alle Zeiten sich der Anwendung der Logik und Theorie — auch in Form der Metaphysik — auf das Volksleben mit Hilfe der Vier erwehrt haben. Nur so wurde gegen den Einbruch der Einzelheit, Einzelzahl, Vereinzelung, der Addition, des Atoms, der rechnerischen ratio in die höher gegliederten Formen des Menschentums ein Riegel vorgeschoben. Die theoretische Analyse kann zwar auch zum Mehr-als-Drei aufsteigen, aber doch immer nur so, daß sie es aus einzelnem zusammensetzt, also nur scheinbar.

Den Schluß von der Summe auf das Ganze kann alle Logik nur durch einen Saltomortale ziehen. Sie kennt das Einzelne genau, das Ganze nie. Aber jede Wirklichkeitserfassung kann eher auf die ganze Kenntnis des Einzelnen als auf die Erkenntnis der Ganzheit Verzicht tun! Das Festhalten der Ganzheit leistet die Vier, weil sie nicht nachträglich vom Einzelnen aufsteigend gefunden, sondern umgekehrt als untere Grenze der Ganzheit festgehalten wird.

Die Vier auch in unseren Beispielen ist mithin nicht als Ergebnis des Zusammensuchens von vier einzelnen Prinzipien, sondern als Urphänomen der Intuition und jeder schöpferischen Erkenntnis aufzufassen, als Form, das Leben der Menschheit in seiner Weltfülle zu ergreifen, als Mythos, wo sich ein Ganzes immer wieder durchsetzt. Eine Gewerkschaft und ein Kegelklub, Liechtenstein und die Vereinigten Staaten sind Ganzheiten, die sich trotz verschiedener Größe ihre Glieder ähnlich herausbilden müssen.

Sobald wir uns freilich über dieses antilogische Bedürfnis nach Mythenbildung als einen Urinstinkt einmal klar geworden sind, erhebt sich gegenüber jeder einzigen der in der Tafel oben S. 6 f wiedergegebenen Vierheiten ein großes Aber. Sie sind wissenschaftlich unhaltbar. Denn sie alle täuschen vor, im Wege der Forschung gefunden worden zu sein. Die Soziologen glauben ehrlich, sie hätten die einzelnen Kräfte oder Formen oder Sphären oder Modi einzeln gefunden und dann im Ergebnis erst zur Vierheit verbunden. Sie verkennen den eigenen triebhaften Weg zum Mythos und halten die Vierzahl für ihr Ergebnis, statt für ihre — natürlich subjektiv unbewußte — Voraussetzung.

Es muß genügen, diesen Vorgang der unbewußten Selbsttäuschung an einem Beispiel zu verfolgen. Wir wählen dazu Schmalenbach. Es drängt ihn über die Dialektik von Tönnies hinaus, der alles in Gesellschaft oder Gemeinschaft spaltet. Er fühlt, daß diese Begriffszange

ermüdend, ungerecht und vor allen Dingen unergiebig ist. Er glaubt nun, und nach seinen subjektiven Motiven sicher mit Grund, nur den dritten Modus des „Bundes" hinzuzubringen und hat daher seine Untersuchung *die soziologische Kategorie des Bundes* genannt. In dem Augenblick aber, wo er mit dieser Kategorie, wie er selber sagt, „ein wenig systematischer" (S. ●) zu arbeiten beginnt, benötigt er plötzlich die Unterscheidung zwischen dem Bunde im Altertum der Völker und dem Bund in der Spätzeit, das heißt, seine Kategorie bewährt sich als einzelne gerade nicht. Sie führt zu einer Quaternio terminorum. Er selbst verdoppelt den Begriff „Bund", um nun doch den vier Epochen Altertum, Mittelalter, Neuzeit und Spätzeit gerecht werden zu können. Sein Bewußtsein wird also hier, wie so oft bei dem echten, tieferen Forscher, überwältigt von dem Geist, den die soziologische Aufgabe in ihm geweckt hat. Sein Geist trägt ihn weiter als seine Logik. Sein a priori beherrscht ihn. Unsere Voraussetzungen brauchen eben weder zeitlich noch psychologisch unserem soziologischen Forschen vorauszugehen. Deshalb sind sie doch unsere wirklichen Voraussetzungen.

Aber natürlich hat die grundsätzliche Selbsttäuschung der Soziologen in bezug auf ihr Verhältnis zum Mythos und damit zur Vier ihre schlimme Folge. Mythologie als Wissenschaft ist so unhaltbar wie Metaphysik.

Bei den chinesischen Lehren ist uns das ohne weiteres klar. Wenn da unsere menschliche Welt mit dem äußeren Erdenraum gleichgesetzt wird, wenn die Mitte dieses Erdenraumes da ist, wo der Kaiser von China ist (deshalb „Land der Mitte"!), wenn sich ringsum die vier Weltgegenden mit ihren vier heiligen Bergen erstrecken, so dünkt uns das eine Kuriosität, wie die vier Elemente und die vier Winde der Alten. Unser europäisches Denken ist gegen solche Naturraum-Verabsolutierung gefeit. Weniger gefeit ist aber die abendländische Seele gegen den selben Kunstgriff, wenn man statt des Raumes die Zeit verabsolutiert. Das wirkt auf uns. Das ist unsere Mythenform. Und diesem Griff nach der Naturzeitlichkeit und ihrem Viertakt verdankt Oswald Spengler seinen verblüffenden Erfolg. Der musikselige und geschichtsüberladene Mitteleuropäer ist in die Welt mehr vom Zeitrhythmus her eingewachsen. Aber durch diese Neigung der abendländischen Seele wird die Zeitvergötterung nicht wahrer. Spenglers Rhythmologie mit ihren sechs Kulturen ist um keinen Deut wahrer als Chinas Staatslehre oder die griechische Mythologie mit ihren sechs Zeus, sieben Aphrodites usw. In die Zeitlichkeit den Menschen einzuschließen, bleibt genau so ein beweisloses mythologisches Gleichnis aus der Physik wie die son-

stigen reinen Naturerscheinungen das Ethos der Menschheit nicht aussprechen können.

Kants Kritik aller Metaphysik hält wie ein Cherub die Wacht vor dem verlorenen Paradies der Wirklichkeit, so daß kein dialektischer Systeme-Macher von der bloßen Logik aus mehr einzudringen vermag. Aber seine Kritik kann ohne weiteres übertragen werden auf die Bemühungen einer Raum- oder Zeitphysik, von der entgegengesetzten Seite ins Reich der Wirklichkeit mit bloßen Raum- oder Zeitsymbolen einzudringen. Unsere entscheidende letzte Frage in diesem etwas mühsamen, aber unvermeidlichen Ringen um die Definition unserer Soziologie, um ihre Abgrenzung gegen Aberglauben und Unwissenschaftlichkeit wie gegen bloße Theorie ist nun die, ob auch die Tönnies-Schmalenbachsche und die Weisengrünsche Begriffsbildung kritisch unhaltbar sei.

Hier wird ja allerdings nicht mit Raum- oder Zeitsymbolen gearbeitet. Sie verwenden keine physischen, sondern ethische Vokabeln (Gemeinschaft, Bund, Gesellschaft, Familie, Nation). Sie beweisen damit historisches Taktgefühl. Aber auch ihre historischen Kategorien bleiben willkürlich und daher pseudowissenschaftlich. Ihre Namenwahl für die Grundbegriffe erfolgt aus dem Bereich der in der Wirklichkeit selbst bereits ethisch gefärbten, geschichtlich zu Teilen der Wirklichkeit gewordenen Namen! Die Zange, mit der Tönnies oder Weisengrün begreifen wollen, besteht also selber aus einem Teil derselben im Fluß des Lebens sich wandelnden Namen und Kräfte, die sie mit Hilfe dieser Zange erkennen und beurteilen wollen. Weshalb wird aus diesen Namen gerade „Gemeinschaft" herausgehoben oder „Gesellschaft"? Wo liegt die Verpflichtung für den nächsten Forscher, von diesen Heraushebungen Notiz zu nehmen? Ohne diese Verpflichtung ist keine Wissenschaft, sondern persönliches Meinen da. Und selbst dies persönliche Meinen stolpert alsbald über seine eigenen Festsetzungen. Denn es muß vielleicht schon beim ersten Beispiel dieser bestimmten „Gesellschaft" alle Kennzeichen einer „echten" Gemeinschaft zusprechen oder dem und dem „Bunde" die Merkmale der Gesellschaft. Dafür ist irgendeine Gemeinschaft ein echter „Bund". Solcher Kennzeichnungen kann sich der autoritäre Gesetzgeber eines Staates unterfangen; denn er kann die Namen gesellschaftlicher Erscheinungen durch sein Gesetz zu Rechtsbegriffen versteinern. Der Soziologe aber, der in seiner Ohnmacht so befehlen will, spottet seiner selbst. Sein Wirken kommt ja gerade hinter Theologie und Jurisprudenz heut auf, weil auf deren Autorität für die Erkenntnis der Wirklichkeit nicht mehr vertraut wird. Er hat also erst

recht keine Autorität, von ihm erfundene Begriffe aus den Namen des Lebens herauszuheben und zu Richtern anderer Namen zu machen. Weil er diese Autorität nicht hat, deshalb ruft er eine Art Kreiselgefühl hervor, wenn wir ihn ein und denselben Namen in Gegenstände der Erkenntnis und in Mittel, d. h. in Grundkategorien der Erkenntnis spalten hören; man weiß nicht, wer wen beurteilt, man glaubt sich im Wortmasken-Verleihinstitut (oben S. 41). Für die Soziologie im ganzen erfüllt sich das Gericht, das Gottl an ihrer Tochterdisziplin, der Nationalökonomie, in seiner *Herrschaft des Worts* vollzogen hat. Er hat die wirtschaftliche „Dimension" vom Definieren ins Blaue hinein befreit. Alle soziologischen Dimensionen werden heut so mißhandelt, wie er es schildert. Es fehlt der archimedische Punkt, von dem aus man die Kräfte den verschiedenen Polen der Wirklichkeit zuordnen könnte. Es fehlt an jedem unverrückbaren Maßstabe außerhalb des wilden Tanzes der Erscheinungen, auf den sich alle Kräfte beziehen ließen.

Um dennoch eine solche geforderte theoretische Ruhe, ohne die „Wissenschaft" unmöglich ist, irgendwie aufzubringen, haben nun die Formalsoziologen den Ausweg eingeschlagen, ihre Vokabeln alle nur aus der einen Erscheinungswelt sozialer Kräfte zu entlehnen: Gemeinschaft, Gesellschaft, Bund usw., das sind alles Vokabeln, die einen Gegensatz zur Einzahl des Individuums ausdrücken. Der archimedische Punkt wurde dadurch ersetzt, daß man das Individuum als irgendwie konstant setzte! Nur die Arten seiner „Beziehungen" ergäben dann die bunte Fülle der Wirklichkeit. Aber das Thema der Soziologie bestände damit plötzlich nur noch aus den durch eine Mehrzahl von Angehörigen der Gattung homo sapiens gebildeten Verbänden. Wenn man die Namenskarte der Formsoziologen mustert, so hat man den Eindruck, am Sozialleben sei offenbar das wichtigste, daß der einzelne nicht darin vorkomme! Denn zwischen der leiblich sichtbaren Einzahl und Mehrzahl der Menschen, also aus einem rein sinnlichen Naturmerkmal heraus, wird ein prinzipieller Unterschied gesetzt, damit man wenigstens auf diese Weise an einem Punkte in Ruhe bleibe, beim Menschen! Wenn nur nicht gerade der vorhergehende Abschnitt bei der Analyse „des Menschen" gezeigt hätte, daß die Wirklichkeit uns Einzelmenschen aus aller Ruhe und Gleichartigkeit herauswirft! Rassen, Völker, Familien, Kirchen, Klassen, Stände — ja, der Mensch, der alle diese „Verbände", „Gesellschaften", „Bünde" in seiner Mehrzahl „bilden" soll, der ist ja in der Einzahl eine gerade von uns durchschaute Uneinheitlichkeit. „Den" Menschen gibt es „an sich" nicht. Wie kann man über die Länder und Zeiten hin von „Gemeinschaft" reden, wenn ein Philosoph, ein Mäd-

chen und ein Malaie so verschieden sind wie dieselbe Soziologie das lehrt!

Die Soziologen verwenden einen unerlaubten Begriff des Menschen, den des Individuums. Und weil sie das tun, deshalb können sie nur die Hälfte der Wirklichkeit beschreiben, nämlich die zufällig für den äußeren Blick aus einer Mehrzahl von menschlichen Wesen bestehenden Wirklichkeitsformen. Das also ist die Verarmung, die sie vollziehen. Alle die Wandlungen des Menschen selber, vom Weniger als Eins zum Viel-Mehr als Eins können, ja dürfen sie nicht erfassen. Damit ist es am Tag, daß ihre Begriffe alle an fünfzig vom Hundert der Wirklichkeit: am Menschen geflissentlich vorbeisehen, um nicht durch seine unaufhörlichen Verwandlungen beunruhigt zu werden. Die mythische Festlegung der Wirklichkeit auf die Natur draußen ging nicht. Aber diese historische Festlegung der Wirklichkeit auf „den" Menschen geht ebensowenig. Die Wirklichkeit läßt sich nicht festlegen von jemand, der sie festlegen will — ohne sich selbst festzulegen.

Sie ergibt sich nur dem, der in die wirkliche Zeit und den wirklichen Raum selbst eintritt, der diese Mitwirkung an ihnen zur offenen Voraussetzung seines Denkens macht, dem nachchristlichen — und natürlich erst recht: nachnaturwissenschaftlichen — Soziologen. In demselben Augenblick nämlich, wo der Soziologe zugestandenermaßen nicht außerwirklich, sondern mitwirkend denken darf, kann er die gesamte Wirklichkeit, Verbände und Individuen, beide an dem Maße der wirklichen Zeit und des wirklichen Raumes messen. Sobald wir eingestehen, daß uns um unsere Zukunft und Vergangenheit, unsere Freiheit und unsere Natur bange ist, haben wir einen Maßstab, auf den sich alle Kräfte beziehen lassen. Vor diesem Maßstab besteht für den Aufbau der Wirklichkeit zwischen einzelnen und mehreren kein Unterschied.

Mit den letzten Sätzen haben wir uns bereits über unsere eigene Stellung zur Vier erklärt. Nicht die Wirklichkeit selbst kennt die Vier; nur der Seele des Soziologen ist sie eingeschrieben. Solange die Soziologie Theoretik und das heißt Sache des Geistmenschen in uns bleiben will, hat sie keine Wahl: sie muß die Vier als Naturgesetz ausgeben. Und das hat eben nach langer Pause ein genialer Geist wie Spengler mit seinen vier Jahreszeiten getan. Vom reinen Geist her kann man ihn nur damit widerlegen, daß man alle Soziologie für unmöglich erklärt. Denn die Soziologie braucht die Vier. Aber der Geist hat in reiner Reflexivhaltung die seelischen Wirkweisen nicht zur Verfügung. Der reine Geist muß z. B. also leugnen, daß Geschichte eine Wissenschaft ist, weil sie ja die Wirkform des Passivums braucht, und er hat es geleugnet.

Aber er hat den Schaden davon gehabt. Denn er hat die Geschichte damit nicht aus der Welt geschafft. Jedermann weiß: es gibt sie und sicher irgendwie als Wissenschaft. Mit der Soziologie nun geht es dem reinen Geist geradeso.

Auch die Soziologie ist schon öfters als Wissenschaft totgesagt worden. Die Soziologie ist aber nur der immer sofort mitgegebene Gegenpol zur Geschichte. Alle Historiker arbeiten mit einer stillschweigend vorausgesetzten Menschenkenntnis. Das Aufkommen der Soziologie bezeugt nur die Tatsache, daß diese stillschweigende Menschenkenntnis niemanden mehr ohne weiteres geglaubt wird. Man wünscht eine ausdrückliche Menschenkenntnis. Man ist zu oft getäuscht worden. Also muß der Soziologe zum Miterleben des Historikers noch das Mitwirken auf sich nehmen, zum Passivum das Transsubstantivum. Nur indem er sich zur vollständigen Vierzahl der Wirkweisen als Wirker bekennt, kann er die Wirklichkeit selbst vor dem abstrusen Zahlenschwindel der Kabbalisten, vor Spengler usw. retten.

Jedes Soziologen Ganzheitserfassung bedarf der Vier. Aber nicht der Ganzheit, sondern dem Vorgang der Erfassung ist die Vier eingesenkt! Die Vier ist Vierfalt der Methoden, nicht Vierheit der mit einer Methode erfaßten „Gegenstände". Wir begegnen der Wirklichkeit nur, wenn wir ihr auf allen Wegen entgegengehen, die uns angeschaffen sind. Uns selber sind ja diese Wege der Seele, der Vernunft, der Kultur und der Natur aufgetragen. Denn sie sind nur die „Überbauten", in denen das Töchterliche, das Mütterliche, das Sohnhafte und das Väterliche in uns allen ins Allgemeine streben. Wir begehen also diese Wege, sobald wir unseren beiden Generationen und unseren beiden Geschlechtern in uns beherzt entgegengehen. Die hochtrabenden Namen „Kultur", „Natur" usw. sollten uns nicht davon abbringen, daß in uns das ganze Geschöpf zum Leben kommen soll.

Erst wenn von allen etwas in uns lebt, haben wir sprechen gelernt. Das Fragment Mensch ist stumm, es sei denn, daß vier Brückenschläge es mit den Grundzeiten und Grundräumen verbunden haben. Das geschieht dem, der als Bräutigam zwischen die Trennungen von Tochter und Mutter und Sohn und Vater tritt und in der umworbenen Braut die Mutter und Schwester und Tochter, oder der, die in dem Geliebten den Vater und den Bruder und den Sohn erahnen lernt.

Jeder erzogene Mensch kann gar nicht anders als die Gegenseite auch mitdenken und mitsprechen lassen. Der Soziologe fügt also nur das eine hinzu, daß er um diese Tatsache ausdrücklich weiß. Statt dessen fällt heut so mancher Soziologe unter die gebildete Sprache „hinunter", wenn

er von Menschen redet. In einer Zeitschrift stand: „Es kann nicht länger wissenschaftlich bezweifelt werden, daß Kinder Mutterliebe brauchen." Eine ganze Schule ist stolz auf diese neue Entdeckung. Der Satz ist lächerlich. Denn hier brüsten sich Leute, daß sie als neugierige Kinder neu entdeckt haben, was sie von ihrer Mutter wissen müßten. Wer vergißt, was wir gegenseitig alle wissen, ist ungebildet.

Aber deshalb ist die Soziologie bis heut keine gesicherte Disziplin, weil sie noch immer weniger vom Menschen weiß als der Laie, statt mehr.

Diese Schwäche der modernen Lehren vom Menschen hat die Psychoanalytiker auf den Plan gerufen. Unsere Lehre kann deren Aufkommen begreiflich machen. Dreiviertel des Menschen waren unvertreten, als Freud zu suchen begann. Aber da er vom Dich und Du und Wir nichts verstand und ebensowenig von den Namen, so stellte er dem „Bewußtsein des Scherbenmenschen" ein „jahrtausendealtes" Unterbewußtsein gegenüber. Dafür ist kein Grund vorhanden. Bei C. G. Jung wird das arme Unterbewußtsein der Träger von ägyptischen und indischen Urtümern. Ein Priester liest Nietzsche und träumt von Dionysos; flugs bricht der Mithraskult von 100 v. Chr. aus seinem Unterbewußtsein; bloß weil das Gelesene in ihm Bild geworden ist.

So geht das nicht. Das Unterbewußtsein ist als Gegensatz zum Bewußtsein ein Mülleimer für drei weitere Reiche, die dem „Bewußtsein" nicht nachstehen. Der Mann hat Wissen, der Sohn hat Gewissen, die Tochter hat Scham, die Mutter Weisheit. Die schamhafte Seele leidet durch *Selbstbewußtsein*, der träumende und spielende Sohn wird durch sein *Gewissen* gezügelt, der mißtrauische Vater handelt nur dort, wo er *weiß*, worum es sich handelt. Und die Würde der Mutter bedarf der *Weisheit* in allen überlieferten Formen.

Die Psychoanalytiker haben erst Wissen und Selbstbewußtsein in das sogenannte „Bewußtsein" zusammengezogen, dann Gewissen und Weisheit über Bord gehen lassen. Gegen den Descarteschen Stummel von Mensch haben sie recht. Aber nur gegen ihn. Das Geschlechtswesen in uns hat sein eigenes Licht, genau wie das Individuum. Uns „Specimens" leuchtet das Licht in die Scham der bräutlichen Seele und in das Gewissen und in die Weisheit und nicht nur in den Verstand hinein. Durch den Reigen vom Dich zum Ich des Lyrikers, zum Wir und zum Es, werden die tiefsten Geheimnisse aussprechbar in gesitteter Art. Das namenlose Dunkel der Analysen lichtet sich. Träume verlieren an Bedeutung, wo das Geschlechtswesen sprechen darf. Erst die Kränkung der Du-Bildung, die Verletzung der Scham, hat die Kategorie „Unterbewußt-

sein" verschuldet. Das brüchige Ich ohne Brücken schien dann ins Bodenlose zu sinken. Aber Jung phantasiert. Die „Höhere Grammatik" ist den Psychoanalytikern dadurch überlegen, daß sie die gesunde Seele auch in den Tiefen des Geschlechts begreifen darf.

Die Verlegung der Vielfalt in ihre Erfassung aus der Ganzheit erscheint uns daher als die Geburtsstunde einer von Metaphysik und Mythologie gereinigten Soziologie. Weshalb aber ist es zu ihr nicht schon in jenem Augenblick gekommen, wo Kant alle Mythologie von der Naturseite her und alle Metaphysik von der Geistseite her als Übergriffe entlarvt hat? In der Tat hat Kant negativ alles zu ihrer Ermöglichung vorbereitet. Er hat dargetan, daß alle vom Denken ausgehende Methode immer im Denken verharrt und nie an die Wirklichkeit herankommt. Die Methode des Denkens ist — die Methode des Denkens; nicht weniger, aber auch nicht mehr. Mithin gibt es kein inhaltliches Naturrecht, keine vollkommene Naturgesellschaft, es gibt keine natürlichen Völker und Ordnungen. Denn die Natur muß mit der ihr eigentümlichen Methode bearbeitet werden, um uns zur Natur zu werden. Zur Natur machen kann man aber nur einen Teil der Wirklichkeit. Die wirkliche Zeit und ihre Gestaltungen spotten dieses Bemühens; denn sie begegnen uns in der Natur nicht.

Es ist also offenbar, daß wir den unmittelbaren Anschluß an Kant suchen müssen, um unsere Soziologie gegen einen Rückfall in vorkantische Vorurteile sicherzustellen. Und es soll den Schluß dieses Abschnittes und damit dieser Darstellung der „Kräfte der Gemeinschaft" bilden, daß wir diesen Anschluß an Kant herstellen, in dessen Sinn wir übrigens auch das Wort „Gemeinschaft" gebrauchen. Kant hat nämlich für ein Teilreich der Wirklichkeit die von uns in diesem Werke gehandhabte Methode selbst, wenn auch ohne Deduktion, eingeführt und geübt! Er ist in diesem Sinne allen Nachkantianern und Neukantianern voraus und steht uns näher als sie.

Aber ehe wir Kants Vorgängerschaft zeigen, müssen wir eben dies Rätsel noch lösen, weshalb sich methodisch eher an Kant als an die Späteren anknüpfen läßt. Was ist das für ein Zwischenreich zwischen ihm und uns, zwischen der Krisis, in die er den Geist stürzt, und der Krisis, in der wir uns befinden? Wie kommt es zu diesem Zwischenreich? Und hat in diesem Zwischenreich nun wieder die alte Metaphysik und Mythologie wie vor Kant ihr Wesen treiben dürfen? Oder sind da noch neue Geisteskräfte aufgetreten, deren sich die Soziologie teils zu bemächtigen, teils zu erwehren hat?

In der Tat, es sind nach Kant neue Mächte hervorgebrochen, die mit der Schurfhacke der Wissenschaft und der Glut des Geistes die Themen der Soziologie zu bearbeiten unternahmen, Mächte, die in uns allen noch heute wirken. Und auch gegen sie müssen wir uns abgrenzen. Es sind die Geister der Romantik und der Utopie, von denen wir nunmehr zu sprechen haben; allerdings können wir uns da viel kürzer fassen, denn als Geschichte und Politik sind sie jedem Zeitgenossen wohlvertraut und daher bald bestimmt.

Romantik und Utopie rücken bald nach 1789 in den Raum ein, aus dem Metaphysik und Mythologie verjagt sind. Man bedenke, was diese Verjagung bedeutet! Es schien die völlige Entblößung der Menschheit von allem festen Wissen und Gesetz, die Revolution und die Anarchie der Geister wie der Völker. Ein panischer Schrecken griff um sich. Sollte es für die menschlichen Ordnungen keine gesetzgebende Wissenschaft mehr geben? War der Zusammenbruch aller seit Jahrtausenden für unveränderlich gehaltenen „ewigen" Wahrheiten unvermeidlich? In der Tat, Geister wie Hölderlin oder Goethe oder Saint-Simon haben vom achtzehnten geradezu ins zwanzigste Jahrhundert hinübergelebt. Sie hielten kein Kompromiß für unmöglich. Aber wie wenige hielten es in dieser gefährlichen, eiseskalten Freiheit aus! Und diese verzichteten eben auch alle gerade auf das, worauf die Völker nicht verzichten können: auf Volksordnung. Hölderlin, Goethe, Saint-Simon (wie später Schopenhauer und Nietzsche) haben außerhalb der Wirklichkeit ihrer Zeit bewußt leben wollen. Sie mußten es, weil sie die geistige Revolution als vollzogen ansahen.

Anders die Völker. Sie brauchten und brauchen immer Ordnung, Lehre, Wissenschaft. Zwar hob die Soziologie schon schüchtern den Finger auf, ihre Ansprüche anzumelden. Aber sie war noch ohnmächtig und leistungsunfähig. Man konnte sie schon leben, aber noch nicht lehren. Der panische Schrecken der Völker äußerte sich als horror vacui, als Furcht vor der Leere. Man mußte Zeit gewinnen, um der neuen Lage entgegenzureifen. Um deswillen wurde Kants Revolution — wie die französische — durch eine gigantische Geisteswendung noch einmal abgefangen und eingedämmt. Das, was man in der Politik Restauration und Legitimität nennt, das bedeutet im Wahrheitsgebiet die Herrschaft der Romantik.

Wir übergehen die Metaphysiken und Mythologien mit dem schlechten Gewissen, die nachkantisch das Vorkantische zu retten unternahmen,

also Schellings mythologischen und Hegels und Fichtes metaphysischen Einschlag mit all ihren Epigonen.

Wahrhaft fruchtbar wurde nur die Romantik von Schlegel und Ranke bis zu Max Weber und Troeltsch, die große deutsche historische Schule. Denn das war der einzige Weg, um der Anarchie zu steuern und den heiligen Geist des Christentums noch einmal für ein Jahrhundert wenigstens an Europa zu binden (Novalis), daß man das Gewordene nicht um seiner Vernünftigkeit oder Christlichkeit oder Gesetzmäßigkeit willen erhielt, sondern — im Sturmgebraus der großen Revolution — einfach deshalb, weil man es in seiner Gewordenheit verklärte. Von den drei großen Verhinderern Kants hat Hegel den augenscheinlichsten Erfolg gehabt, weil er diese begehrte Verklärung der Geschichte philosophisch ableitete. Aber sein Erfolg als Philosoph begleitete nur den Triumphzug der Geschichtswissenschaften selbst. Das Mittel der Romantik, zu restaurieren, indem man die geschichtlich gewordenen Bedeutungszusammenhänge der Kultur als letzte Werte setzte, war Kant noch unbekannt gewesen. Deshalb also brauchte man sich von seinen nur gegen Natur- und Denkvergötterung gerichteten Kritiken scheinbar nicht mehr getroffen zu fühlen, sobald man nicht das natürlich, sondern das geschichtlich Gewordene, das Organische verehrte. Solch organisches Leben aber war die Christenheit und das Christentum, die Kirche und das Abendland, mehr und mehr aber wurden es die europäische Kultur und die europäischen Nationen.

Man ließ Geister der Kulturen und Völker, Volksgeister auftreten. In ihnen meinte man beileibe keine mythologischen oder metaphysischen oder theologischen Substanzen heraufzubeschwören. Waren und sind es doch Geistnaturen, um die sichs handelte, Niederschläge des Geistes in Formen und Gefäße. Von theologischen oder Naturwahrheiten war man zurückgekommen. Man ersetzte diese beiden Wahrheiten durch den berühmten Begriff der historischen Wahrheit. Also z. B. die gegebenen Völker oder die europäische Kultur oder das Mosaik der Religionen oder die bisherige Geschichte der Philosophie sind als Geschichte Offenbarungen Gottes. Ihre Gewordenheit also ist an sich schon eine Vollkommenheit. Sie sind nicht bloße Gefäße, sondern in sich selbst sinnvoll. Die Nation braucht nur in berechtigtem Selbstgefühl und später in echt vaterländischem Geist und schließlich in sacro egoismo sich selbst zu wollen, ihre eigene Natur, so ist dies kein Naturgeist, den sie will — eine Naturwahrheit wäre nach Kant beweislos gewesen —, sondern ihre historische Mission, ihre Geistnatur. Sie erfüllt dann automatisch ihre Aufgabe, ihr sind alle ihre Pflichten klar. Auf diese Weise wurde jedes

Ziel, das nur irgendein Teil der Nation unter dem Ruf des Nationalen wollte, zum richtigen Ziel, jede Aufgabe zur historischen Mission, jede Zukunft durch die Vergangenheit gesegnet und geboten. So konnten Tschechen, Polen, Litauer und so fort ihre durch den Einbruch der Kirche, der Deutschen, der Wissenschaft, des Verkehrs international gewordene Geschichte hemmungslos rückwärts revidieren, bis sie ihren Völkernamen bei einem alten Historiker isoliert in einem Buche lasen. Hier war dann die ursprüngliche Einheit und Geschlossenheit, auf die man zuhalten mußte. Oder die europäische Kultur als Ganzes forderte stirnrunzelnd, von der übrigen Menschheit respektiert und geschützt, ja — im Weltkrieg! — gerettet zu werden. Sie appelliert bis zum Überdruß an das Urteil der Geschichte. Man kniet buchstäblich vor der Geschichte als der Göttin des Lebens. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, bei dem alles Gewordene sicher ist, in letzter Instanz über alle ungeschichtlichen Mächte seinen Prozeß zu gewinnen. Je unausweichlicher es wurde, dem Ende einer isolierten europäischen Staatenwelt entgegenzusehen und „in Erdteilen zu denken", desto weiter sprang die Angst vor dem Unvermeidlichen zurück, am Ende bis in die graueste Vorzeit. Die Romantik, die 1815 anhub, restaurierte das 18. Jahrhundert; heut schrecken Abgründe von Jahrtausenden nach rückwärts, die man im Geist zurücklegt, nicht, weil wie damals der wirkliche Sprung über den Abgrund nach vorwärts unmöglich, als ein Bruch mit allem und jedem bisher verehrten Werte erscheint. Es ist heut leicht, jene Wege nach rückwärts als Vergewaltigungen der Wirklichkeit zu erkennen, noch leichter, den Museumscharakter unseres Historismus zu bemerken. Es ist wichtiger, festzustellen, daß die europäische Kultur, die „in einer Tortur der Spannung" dem Abgrund zueilte (Nietzsche), nur durch die Geisteskräfte der Romantik noch einmal ein Jahrhundert Zeit gewonnen hat. Als Technik und Kapital schon als Weltmächte uns tyrannisierten, rettete sich das historische Europa noch einmal in unsere Phantasie und in unsere Herzen und blieb hier noch Meisterin und Herrin!

Mit Recht hat sich daher die Soziologie noch neuestens von einem Historiker vorwerfen lassen müssen, daß doch alle wertvolle soziologische Arbeit im 19. Jahrhundert von der Romantik geleistet worden sei. Das ist insofern richtig, als der Zwischenraum von 1789 bis zum ersten Weltkrieg gerade in seinen schöpferischen Leistungen durchaus im Zeichen der Restauration, dem Ausweichen vor einer transeuropäischen Zukunft gestanden hat.

Inzwischen ist aber auch „die ewige Wahrheit" der europäischen Kultur im balkanisierten Europa ein Mythologem geworden. Die Viel-

zahl der Nationalitäten kann z. B. sich nicht mehr gegenseitig ausweichen, noch an den übernationalen anderen Erdteilen vorbeidenken. Bei jeder unerläßlichen gegenseitigen Berührung, Grenzverschiebung, Wirtschaftsverbindung, Geistesarbeit, Eheschließung zwischen Gliedern verschiedener Nationalitäten kann auf diese „ewigen Wahrheiten" der Einzelnation offenbar nicht Bezug genommen werden, ebensowenig gegenüber Amerika, Afrika und Asien auf das Abendland oder die europäische Kultur.

Für die Geistessprache der Welt ist Europa Fragment geworden. Nicht die ewige Wahrheit seiner Kultur, sondern die Frage einer Mitgliedschaft in einer nicht durch das kleine „Vorgebirge Asiens" abgesprengten Welt steht heut zur Entscheidung, soll sie und sollen ihre Nationen gerettet werden. Die Rettung der Nationen vor dem Schicksal der „graeculi", der Kleinstaaten im Römerreich, hängt also — genau entgegengesetzt wie unter dem restaurierenden Aspekt — nicht an der Absolutsetzung ihrer Geschichte, nicht an der romantischen Lehre von der ewigen Wahrheit des Gewordenen, sondern daran, daß ihnen nun erst recht neue, unerhörte, eigenartige Schöpfungen als Glieder entspringen. Sie können sich nicht „ausleben"; sie können nur mitleben.

Der siamesische Zwilling der Romantik, der Geist der Utopie, teilt ihr Schicksal.

Der große und notwendige Gegenspieler alles Geschichtssinns ist ja die Politik im 19. Jahrhundert. Nur so fand das Leben sein Gleichgewicht. Politik aber wurzelte mehr und mehr in der Utopie. Als die Geschichtswissenschaft mit der Schaffung einer künstlichen Pragmatik durch die Bedürfnisse der Reformation anhob, romantisch zu werden, erhob sich auch die Utopie. Die erste Utopie des Thomas Morus, in der er den Zukunftsstaat als Nirgendsland schildert, ist noch heute unübertroffen, wie noch heute die entscheidende im 16. Jahrhundert geschehene Ineinsziehung und Verwechslung der Epochen Konstantins und Kaiser Heinrichs II. die Geschichte nach rückwärts verfälscht. Weltmächte werden beide doch erst seit 1815. Seit 1815 werden Geschichte und Utopie vom gegenwärtigen Menschen neu geschaffen, trotzdem beide als von ihm unabhängige Mächte hingestellt, die er anbetet. Wie Hegel die nationale Romantik, so rechtfertigt Fichte den utopischen Sozialismus und in seiner letzten Epoche den Anarchismus des Mystikers. Fichte ist der Philosoph der Utopie. Utopie ist die Mutter des Sozialismus. Der Kraft der Utopie verdankt der Sozialismus seine Herrschaft über die Masse.

Die Utopie hat ihr gut Teil zur Verfälschung der Soziologie beigetragen.

Auch ihre Stunde hat mit der der Romantik geschlagen. Wen ekelt nicht diese utopische Politik und die politische Utopie? Sie sind zu billig. Die beiden großen Mächte des Zwischenreiches Romantik und Utopie sind beide geistige Willkürlichkeiten wie Mythologie und Metaphysik. Statt das unlösliche Wechselspiel der Wirklichkeit zu respektieren, zersprengen es diese vier Mächte mit ihren ungeheuren Einseitigkeiten. Sie stürzen über die Wirklichkeit aus dem Wetterwinkel ihrer Tendenz her, rücksichtslos alle anderen Tendenzen verleugnend. Sie wissen sich nicht selber als Geschöpfe der Gegenwart, sondern tyrannisieren sie als ihre Götzen, wie die Götter des Olymp ihren Erzeuger Kronos gestürzt haben sollen, damit sie nicht selber sterben müßten. Als sie ihn aber gestürzt hatten, erstarrten sie sogleich alle zu unwirksamen Statuen, zu bloßen Göttern. Die Soziologie kann sich in dem Auseinander dieser vier Geister für keinen entscheiden. Was soll ihr ein Viereck, in dessen Ecken vier verschiedene Geister hausen, nachdem sie sich längst am Kreuz der Wirklichkeit über die Einheit in jenen vier Äußerungen Gewißheit verschafft hat? Die Frage lautet also:

Gelten die unvereinbaren, sich gegenseitig zerstörenden Einzelverfahren wie in diesem Viereck?

oder

Besteht die Einheit des soziologischen Verfahrens gerade in der Vierfalt seiner Sätze?

Kants Schöpfung der soziologischen Disziplin

Die Soziologie wird Wissenschaft, weil sie heut dies Problem zugunsten der Einheit entscheiden kann. Wie sie diese ihre Methode auszubauen hat, kann positiv erst am Ende des zweiten Bandes entwickelt werden. Denn wie der erste Abschnitt des zweiten reflexiven Teils die Reflexion über unsere Methode gegeben hat, so können wir hier im aktiven Teil auch nur den Kampf nach außen gegen die Gegner zu Ende bringen, hingegen muß der schaffende Methodenbau aufgeschoben bleiben bis in die Gestaltungsdarstellung überhaupt. Aber als Einleitung dazu darf doch hier schon die angekündigte Verbindung mit Kant hergestellt werden.

Kant hat es abgelehnt, die Wirklichkeit selbst zu ordnen. Kritik ist sein Geschäft gewesen. Aber um diese Kritik zu vollbringen, mußte er einen Teil der Wirklichkeit doch ordnen, und zwar eben den Teil, dessen Nichterfassung bis zu ihm hin aller Wirklichkeitserfassung im Wege gestanden hatte. Um die Metaphysik zu zertrümmern und die Er-

fahrungswelt von der Vergewaltigung durch bloße Logik zu befreien, mußte Kant der *Naturforscher* des menschlichen Verstandes werden.

Dieser Verstand ist freilich im Verhältnis zur Gesamtwirklichkeit ein Geringes. Gerade dieses Zurückführen der Logik auf ihr bescheidenes Maß ist ja Kants Tat. Das reine Denken ist scherzhaft gesprochen ein Viertel des Viertels des Viertels. Denn wenn wir uns fragen, wo wir die Logik systematisch abzuhandeln hätten, so können wir nachträglich feststellen, daß sie bereits uns begegnet ist als eine, und zwar die reflexive Form der vier Kräfte des Geistes. Der Geist aber ist uns seinerseits in seiner Beschränkung als Reflexivum des Aktivums aufgegangen (III, 2), als die Form, in der die Freiwilligkeit bei der Entgegnung der Außenwelt auf die Wirklichkeit sich offenbart. Die Erkenntnistheorie ist — um es korrekt, wenn auch unverständlich auszudrücken — die Reflexion eines Denkens, das nur sich selber innen läßt, alles andere aber sich zum Außen gemacht hat. Die große Aktivform des Außen ihrerseits endlich als unsere Entgegnung auf die Wirklichkeit ist wieder nur die eine der vier großen Wirkweisen, die uns regieren. Die zweimalige Brechung der Wirklichkeit, und zwar nur ihre Aktivität, ist das Denken.

Aber trotz dieser Einschränkung — die Kant ja selbst streng betont, wenn auch natürlich nicht in diesen Ausdrücken —: immer bleibt das Denken ein Stück Wirklichkeit. Die Methode der Soziologie ist aber dieselbe, ob sie ein Kaffekränzchen oder die Wissenschaft, das Dorf oder den Erdteil erforscht. Der Kritiker der reinen Vernunft betrieb Soziologie. Denn er wollte das Denken als eine Wirklichkeit vergegenwärtigen. Wenn Kant bei diesem Geschäfte, ein Stück Wirklichkeit zu vergegenwärtigen, unbestritten Erfolg gehabt hat, so muß er die Frage der soziologischen Methode entschieden haben! Er mußte, wenn auch nur für diesen Unterfall gefragt haben: Kann man die Tatsachen und Gesetze des Kopfes, dieses inneren Verstandeskastens des Menschen, bloß logisch deduzieren oder nicht? Wenn er sie nämlich dialektisch aus einem Prinzip deduziert hätte, so hätte er damit sich selbst widerlegt. Denn er hätte damit bewiesen, daß man mindestens diese eine Tatsache der Wirklichkeit mit bloßer Logik beweisen könne. Damit hätte er der Metaphysik den kleinen Finger gereicht.

Kant hat aber naturgemäß die Gesetze der Logik nicht logisch deduziert. Er hat sie aus der Kraft der Erkenntnis entfaltet. Er wird nicht müde, diesen umgekehrten Weg hervorzuheben und ihn, diesen umgekehrten Weg, als den einzig gangbaren zu preisen. „Die analytische Einheit der Apperzeption ist nur unter der Voraussetzung irgendeiner synthetischen möglich." Wie die Logik wird die rohe Induktion abgelehnt: „Diese

Einteilung ist systematisch aus einem gemeinsamen Prinzip, nämlich dem Vermögen zu urteilen (welches ebensoviel ist, als das Vermögen zu denken), erzeugt und nicht rhapsodistisch aus einer auf gut Glück unternommenen Aufsuchung seiner Begriffe entstanden, von deren Vollzähligkeit man niemals gewiß sein kann." Und er kommt zu den lapidaren Sätzen, deren logische Deduktion seit einem Jahrhundert bekanntlich vergeblich versucht worden ist und die nie gelingen wird:

„Die Funktionen des Verstandes können also insgesamt gefunden werden, wenn man die Funktionen der Einheit in den Urteilen vollständig darstellen kann. Daß dies aber sich ganz wohl bewerkstelligen lasse, wird der folgende Abschnitt vor Augen stellen." „... So finden wir, daß die Funktion des Denkens (im Urteil) unter vier Titel gebracht werden kann." Die Titel aber sind in Kants bekannter Anordnung

1. Quantität

2. Qualität 3. Relation

4. Modalität.

Die Modalität aber ist dabei Kants eigentliche Entdeckung. Hier handelt es sich nämlich um etwas, was in jedem anderen Urteile mitwirkt, um das Verhältnis des lebendigen Denkers zu seinem Denken! Das modale Urteil gibt an, ob etwas sein kann oder ob es wirklich ist in einer bestimmten Zeit oder ob es gar notwendig ist heut und alle Zeit. „Die Kategorien der Modalität haben das Besondere an sich, daß sie den Begriff, dem sie als Prädikate beigefügt werden, als Bestimmung des Objekts nicht im mindesten vermehren, sondern nur das Verhältnis zum Erkenntnisvermögen auszudrücken." „Die Grundsätze der Modalität sind aber nicht objektiv-synthetisch, weil die Prädikate der Möglichkeit und Notwendigkeit den Begriff, von dem sie gesagt werden, nicht im mindesten vermehren, dadurch daß sie der Vorstellung des Gegenstandes noch etwas hinzusetzten. Da sie aber gleichwohl immer synthetisch sind, so sind sie es nur subjektiv, das ist, sie fügen zu dem Begriffe eines Dinges, (realen) von dem sie sonst nichts sagen, die *Erkenntniskraft* hinzu, worin er entspringt und seinen Sitz hat." Er nennt nun die Grundsätze der Modalität „Postulate des empirischen Denkens", weil das Verfahren, das sie fordern, gerade das sei, wodurch wir den Begriff zuerst erzeugen (S. 287 der zweiten Auflage).

In allen diesen Angaben wird der, der unsere eigenen Verfahren sich vergegenwärtigt, unschwer die Rolle des Transsubstantivum (vgl. z. B. oben I, 5), naturgemäß beschränkt auf das Logische, widerfinden. „Erkenntniskraft" ist ein Unterfall der Schaffenskraft, ist nichts Re-

flexives, sondern etwas Gestaltendes und Verwandelndes im Gedankenreich.

Danach ordnen sich aber auch die Kategorien und Grundsätze, so daß wir die Qualität dem Innen, die Quantität dem Außen, die Relation (und also Kausalität) der Vergangenheit, die Modalität der Zukunft zuordnen dürfen. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, diese ja natürlich nur in der doppelten Brechung des zweimaligen Reflexivum zutreffende Zuordnung im einzelnen zu erörtern. Statt dessen sei noch auf die vier Sätze hingewiesen, die Kant (S. 280 ff.) auf die Grundsätze hinordnet.

Sie lauten: es gibt in der Welt diese Vier nicht:

Sprung	Lücke
Zufall	Schicksal

Dies alles wird verneint. Und in der Tat, alle Wirklichkeit ist die Verneinung dieser vier Gefahren, der Kampf gegen sie! Denn das Transsubstantivum ist nichts als die Aufhebung des Fatum durch seine Beseelung, die Reflexion duldet keine Lücke (Hiatus) in ihrem Innenreich. Das Passivum setzt alles in entwickelnden Wirkzusammenhang ohne Sprung oder Riß, und wie könnte für die Wirkform des Aktivum an seiner eigenen von ihm behandelten und gehandhabten Außenwelt ein Kasus, ein Zufall existieren?

Auch in dem Schematismus der reinen Verstandsbegriffe weist Kant dem Schema der Modalität und Kausalität, unserm Vorwärts und Rückwärts, die eigentlich zeitordnungschaffende Aufgabe (S. 183 ff.) zu — so wenig er dort ahnt, daß es zwei Arten der Zeit gibt.

Und all dies, die vier Sätze von Zufall, Lücke, Sprung und Schicksal, die Kategorien, die Grundsätze, die Urteile, ist aus dem Begriff der Einheit „erzeugt", unter Verzicht auf jedes logische Abrakadabra, frei von rein zufälliger Induktion, als prinzipielle Vierfältigkeiten!

Die Methode Kants denkt nicht in kontradiktorischen Gegensätzen wie die Logik. Ihre Kategorien stehen sich nicht feindlich gegenüber wie Mythologie und Metaphysik, Romantik und Utopie. Sie sind vielmehr so sehr Funktionen des einen wirklichen Vernunftgebrauchs, daß sie in jedem Urteil zusammenwirken! Es sind ja Urteile, die zugleich alle vier Kategorien der Quantität, Qualität, Relation und Modalität enthalten, nicht nur möglich, sondern sie bilden die Regel!

So hat Kant die Wirklichkeit des Denkens, rein abgesondert als Weltteil in der Welt, mit einer Methode entdeckt, die zwar nicht der Gesamtwirklichkeit gerecht werden kann — denn er kennt nur die ein-

dimensionale Zeit und den dreidimensionalen Raum, die beide der bloßen Naturform der Außenwelt angehören —, die aber von ihm deutlich von jeder Deduktion und Induktion unterschieden wird! Die Streitigkeiten der Wissenschaften, z. B. der Nationalökonomie, ob sie deduktiv oder induktiv verfahre, können vorkantisch heißen. Seine Methode wird von ihm statt mit jenen alten Namen, mit einem damals ziemlich jungen und noch poetischen Worte (Grimms *Wörterbuch* VI, 737) Leitfaden genannt (S. 91, 95, 102). Ohne diesen Leitfaden „laufen die Beweise wie Wasser, welche ihr Ufer durchbrechen, wild und querfeldein dahin, wo der Hang der verborgenen Assoziation sie zufällig begleitet" (S. 811, vgl. Goethes *Werke* 25, 329). Genau das hat uns unser Koordinatenkreuz geleistet; es verhinderte das verlogene Verborgenbleiben der eigenen Assoziationsleidenschaft, es leitete die Wasser der Beweise zwischen den festen Ufern der von uns selbst in der Arbeit durchlebten Vierfalt.

Aber es ist noch mehr als ein bloßes Gleichnis gegeben. Kant selber hat am Ende seines großen Werkes in der freier und müheloser geschriebenen *Methodenlehre* nicht mehr nur wie in den bisherigen Beispielen für einzelne Probleme, sondern für die streng gesetzmäßige Komposition des eigenen Werkes der gleichen Methode wie wir in unserem Buche sich bedient! Seine Methodenlehre zerlegt er nämlich in die vier Titel: Die Disziplin, der Kanon, die Architektonik, die Geschichte. So fest steht ihm dieser Aufbau, daß er den vierten Teil wenigstens als Attrappe hinzeichnet; er sagt: der Titel der Geschichte „steht nur hier, um eine Stelle zu bezeichnen, die im System übrig bleibt und künftig ausgefüllet werden muß". (S. 880.) Nun treten diese vier Hauptstützen von Kants Methodenlehre aber völlig hinüber in die bestimmte Zeit und den lebendig gegliederten Raum, die uns zur Wirklichkeit geworden sind. Denn seine „Disziplin" soll nach Art „neidischer Feinde" durch den Zwang von außen einen schon vorhandenen Zwang einschränken und vertilgen. Das ist die klassische Kennzeichnung des Aktivums der Außenwelt (vgl. dazu oben II, 3 S. 88). Die „Architektonik" zweitens ist die innere articulatio (861) des Ganzen durch das Reflexivum der Systematik. Die „Geschichte" drittens weist nach rückwärts, der „Kanon" aber viertens streckt sich nach dem Willen Kants in das ihm allein bekannte Zukunftsreich der gesetzlegenden Vernunft nach vorwärts als Transsubstantivum.

Also nicht nur die Anordnung einzelner Gegenstände seines Denkens, sondern gerade die Anordnung seines eigenen Werkes zeigt die Entschlossenheit der Kantischen Wirklichkeitszuwendung.

Sein Begriff der Architektonik paßt entsprechend auf unseren einleitenden Abschnitt des Reflexivum, der den Plan unseres Vorgehens entfaltet (II, 1). Er hat das Denken als einen Lebensprozeß behandelt. Was ist ein Lebensprozeß? Die Kraft gegen den Strom des Todes, der Entropie, der Schwerkraft, bergauf zu steigen und eine Wasserscheide zu überwinden. „Wir sind wie Ströme, die vom Meer zur Höhe finden, und eine Wasserscheide überwinden." Kant hat Denken gleich Leben gesetzt kraft seiner Kategorie „Modalität"; in ihr fügt der Denker dem Gedachten eine Kraft hinzu, die dem Gedachten sonst fehlen würde: er liebt es genügend, um ihm wenigstens in seinem eigenen Geiste die Gunst der Gegenwart zu schenken. Der Denker, in seinem winzigen Bezirk des Wirklichen, sagt dem geliebten Gegenstand seines Denkens: sei mir gegenwärtig. Und so schenkt er ihm ein wenn auch schattenhaftes Dasein, indem es schüchtern seine Flügel wieder regen darf.

Wo Kant beim Denken Modalität sagt, da haben wir am Eingang dieses Bandes vom lückenausfüllenden Menschen zu reden gehabt. Das Denken lebt sich in eine Lücke des Lebens hinein. Es erinnert, schafft Inwendigkeit[1]! Daraus ergibt sich ein weiterer Umstand des Lebens: Es ist ein Meer, eine Flut, ein Strom, der durch alle Formen weitergeht und dessen Einheit sich gerade darin erweist, daß in seine Unterbrechung durch Todesfälle die Liebe und der Geist „einberufen" werden. Kant hat dieses überflutende Prinzip, durch welches die Liebe das Lebensschiff wieder flottmacht, als modale Form des Denkens ermittelt und damit die bloße Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt, diesen Tod der Liebe, vernichtet. Unsere Soziologie ist der Wiederentdeckung dieser Wahrheit als der Seele aller menschlichen Gruppenbildung gewidmet. Die Trennung in Objekt und Subjekt ist Unsinn.

Dort wo der Unsinn regiert, dort gibt es Objekt und Subjekt. Der Unsinn regiert im ganzen Reich des Todes. Wo immer Tote und Leichen und mechanische Abläufe beschrieben werden, stellt sich die Auftrennung des Sinns in Objekte und Subjekte her. Die klassische Physik beschreibt den Unsinn der Vernichtung des Weltalls. Die aufklärerische Geschichte beschreibt den Untergang Roms oder des Abendlandes und deshalb schreiben da Subjekte ihre objektiven Todesurteile. Aber schon Einstein sucht sogar für die Physik die Wissenschaft vom Leben. Sein „Beobachter" ist ein lebendes, soziales Phänomen, ein geschichtliches, lebendes Geschöpf und seine Physik ist nur eine sozial zu erlebende

[1] Das Zeitalter der Scholastik haben deshalb Joseph Wittig und ich im *Alter der Kirche* mit „Innerung" überschrieben! Das Denken bemächtigte sich der Kirche. Vgl. über Goethes *Innerung* oben S. 131.

Modalität. Denn dieser Beobachter kann sich nur ausbilden, solange er innerhalb einer befriedeten Gesellschaft zur Beobachtung delegiert wird. Die gesamten Fortschritte der Wissenschaft beruhen auf dem lebendigen Glauben des Menschengeschlechts, und ohne diesen Einfluß und Einschuß von Lebensüberschuß schritte nichts und niemand fort. Mit Einstein hat Physik aufgehört, die Grundlage aller Wissenschaft zu sein, und ist nur ein Bruchteil der sozialen Organisation des Gemeinschaftslebens.

Damit wird sogar die Physik der Biologie untergeordnet, und die Biologie wird ein Unterfall der Soziologie, und die sozialen Vorgänge werden zu Leistungen des Geistes, der liebend in die Lücken tritt, die der Tod reißt. Arthur Meyer in *Bios* 1934 hat aus meiner Soziologie die Anwendung auf die Biologie gemacht. Wo die Uexkuell-Schule schon den Forscher selber zum Organ des beobachteten Lebens erklärt hatte, da erhebt Meyer unser volles Kreuz der Wirklichkeit zum Koordinatensystem des Biologen.

Jedes dem Tode entgegeneilende Leben kann durch einen Liebesakt gerettet werden.

Dieser Liebesakt tritt in die Lücke, den Sprung, den Zufall, das Schicksal, diese vier Unterbrechungen. In der wirklichen Welt ist es der Liebende, der den Sprung springt, die Lücke füllt, den Zufall zum Zweck gestaltet, das Schicksal nicht weiter geschehen läßt, weil er „die Sense des Saturn zerbricht" und die Kette bloßer Ursachen unterbricht. Im Denken geschieht dasselbe als Gleichnis der Liebe kraft der Modalität, kraft der Erklärung des Denkers, wie ernst es ihm mit der Wahrheit sei.

Kant hat gesehen, daß „diesem Spiel der Wissenschaft das allein den ernsten Sinn menschlicher Bestimmung unterlegt, daß es ein Gleichnis der Geschichte der Liebe ist. Denn die Geschichte ist das Schicksal der Liebe, die Liebe das Auge der Geschichte. Denn worauf kommt es an? Auf Liebe." (V. von Weizsäcker, Einleitung zu *Kant, der Organismus,* Frommann's Philosophische Taschenbücher, herausgegeben von Hans Ehrenberg, S. 20).

Der Geist und die Liebe sind also die Mittel, kraft derer das Leben Gemeinschaftsleben werden kann, weil immer dann, wenn ein Stück Leben sich abzureißen droht, wenn eine Ursache den Tod herbeiführt, wenn ein Fall den Menschen straucheln macht und alles zum Zufall stempelt, was bisher geschehen ist, weil immer dann das Fatum in ein Fiat umgewandelt werden kann. „Denn das Leben ist die Liebe und der Liebe Leben Geist." Kant hat in seinen Kritiken von der Aufteilung der wirklichen Welt in Metaphysik und Physik Abschied genom-

men. Denn er hat die Froschperspektive aufgegeben, aus welcher man das höhere Leben aus dem niederen erklärt. Das war und ist ja die Besessenheit der „Generatio Equivoca". Durch die letzten vier Jahrhunderte war es der Ehrgeiz der Wissenschaften, das Leben aus dem Tod, die Seele aus dem Stein, die Chemie aus der Physik und Gott aus der Drüsensekretion seiner Gläubigen zu konstruieren.

Der Mensch wird nicht aus dem Stein erklärt, sondern der Tod des Menschen erklärt das Wesen aller Versteinerungen.

Die Mathematik erklärt nicht das Weltall. Aber die liebende Gemeinschaft der Geister erklärt die Mathematik. Das Höchste ist das, was allem Niederen das Licht des Erkanntwerdenkönnens verleiht. Denken ist die Liebe eines Höchsten zu dem niederen Leben, das von der Liebe gerettet wird. Denn nur die Liebe, die kühn genug ist, den Tod zu überspringen, kann ihn überhaupt beherzt ins Auge fassen. Man denkt immer vom Jenseits des Todes, weil man im Geist trotz des tödlichen Charakters alles Lebens sich auf das Leben liebend eingelassen hat. Wer mit seinem Denken im Leben steckenbleibt, kann Annoncen und Propaganda schreiben. Er kann nicht denken.

Aber die Leben von Kant, von Goethe, von Saint-Simon wurden nicht als Liebestaten begriffen. Und so haben alle drei bis zu der tiefen Krise der letzten dreißig Jahre warten müssen. Wir haben diese Soziologie dankbar eine nachgoethische Soziologie genannt. Im zweihundertsten Jahre von Goethes Geburt schickt es sich wohl, sein Leben wie das Saint-Simons ernst zu nehmen. Beide haben sich beherzt in die Lücke gestellt. Saint-Simon in die Krise der Zeiten, Goethe in die Lücke zwischen den Völkern. Deshalb haben ihn die Nationalisten ausgespien. Und deshalb hat er gesungen:

Doch wenn sich die Völker trennen
gegenseitig im Verachten,
keins von Beiden will bekennen,
daß sie nach demselben trachten.

Als 1925 dieses mein Buch zuerst erschien, glaubte ein Kritiker in der Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte es dadurch zu vernichten, daß er schrieb: „Das Buch setzt sich offenbar in erster Linie die Erhebung der wissenschaftlichen Prosa zur Poesie zum Zweck und würde daher seine vornehmsten Rezensenten in Zeitschriften finden, die den Fragen der poetischen Produktion gewidmet sind." Diesen Giftpfeil habe ich als Ehrendolch aufgefaßt und in mein Handexemplar beglückt eingetragen. Ja, immer nach einem Jahrhundert muß die Poesie zur Wissenschaft geworden sein, oder Kunst und Wissenschaft

haben ihre Pflicht nicht getan. Das Gedicht von gestern und die Prosa von heute wären nicht in der Wahrheit und aus der Liebe, und beide hätten keinen Geist, wenn sie nicht beide Temperaturgrade der Wahrheit wären. Dies ist eine nachgoethische Soziologie, weil wir aus der Dichtung Schleier zuerst die Wahrheit empfangen, aber darin nicht spielerisch verharren dürfen. Es muß uns Ernst damit werden. Und das Leben ist die Liebe, und der Liebe Leben Geist, ist wortwörtlich wissenschaftlich wahr. Und das Gegenteil, also die naturwissenschaftliche Trennung in Objekt und Subjekt, ist nihilistisch. Und hat daher zu zwei Weltkriegen logisch mit tödlicher Sicherheit geführt.

Wir können aber heut über die wahnsinnige Krise von 1914 bis 1945 hinüberkommen, wenn wir an Kants Sieg anknüpfen, mit Saint-Simon leiden und mit Goethe sprechen.

Und dieser letzte Abschnitt selbst muß daher in Kants Sinn die „Disziplin" heißen. Denn indem er zwischen den von Kant gegeißelten „Blendwerken" hindurch die methodische Verbindung mit Kant hergestellt hat, dadurch, daß er am Ende Kants Kritik in eben dem Sinne methodisch als Beispiel einer Wirklichkeitslehre erwies, wie sie inhaltlich Erkenntnistheorie ist, bestimmt er sich als das von Kant in der Disziplin geforderte „eigentümliche Geschäft, lediglich den Irrtum abzuhalten", als „ein System der Vorsicht und Selbstprüfung, eine negative Gesetzgebung" (739). Wir mußten uns aber gerade hier dieser „Disziplinierung" unterwerfen, denn wir stehen ja in diesem Teile noch immer im Außenraum der Wirklichkeit, wo alles in Gestalt von aktiven Widerständen und Entgegnungen sich äußert. Unser Erfolg ist denn zunächst auch nur eine Verwahrung gegen alle die methodischen Irrtümer, die bereits wissenschaftlich durchschritten und erledigt worden sind. Mehr als eine solche Verteidigung brauchte an dieser Stelle noch nicht geleistet zu werden; denn mehr hat der Kritiker von außen nicht zu fordern.

Aber als ungewolltes Geschenk tritt dazu die Entdeckung, daß „der letzte Renaissancephilosoph", daß Kant der Soziologie den Wirkraum im Reich des Geistes verschafft hat.

Kant ist nicht der Vater der Soziologie, das gewiß nicht. Aber er ist der Schöpfer ihrer Disziplin, jener „negativen Gesetzgebung", durch die Soziologie als Wissenschaft möglich geworden ist, und außerdem der erste Handhaber ihrer Methode für den Wirklichkeitsbereich des Denkens selbst.

Damit ist die tiefere Ursache aufgedeckt, weshalb während des Zwischenreichs von Romantik und Utopie die Geister an Kant hingen

und auf ihn warten mußten. Wir warteten mit Recht. Denn er begrenzt des Zwischenreichs Anfang wie Ende. Seine Kritik hat Mythologie und Metaphysik bewußt widerlegt, unbewußt aber auch schon jenseits von Romantik und Utopie die Vierfalt der „Erkenntniskraft" selbst durchwandert.

So hat Kant die Reiche des Verstandes und der Natur in der Raumebene, die Reiche des Gesetzes und der Liebe in der Zeitbahn endgültig voneinander getrennt und keinen einzigen logischen Trugschluß als tröstende Brücke zwischen ihnen stehen lassen. Eben durch den Beweis aber, daß sie von Natur oder von Gedanken wegen nie und nirgends zusammen sind, hat er uns aufgefordert, sie übers Kreuz zusammenzubringen! Wir allein schaffen die bis auf den Grund zerspaltene Wirklichkeit zusammen mit Leib und Seele. Eben deshalb müssen wir sie auch auf den Wegen des geistigen Schaffens übers Kreuz verknüpfen, durch neue Methoden der Wissenschaft, auch in ihnen lebendige Seelen, aus den Kräften der Gemeinschaft.

2. Abschnitt

DAS KREUZ DER WIRKLICHKEIT

Gegenseitig und Einsam

Die Kräfte der Gemeinschaft sind uns nun bekannt. Sie stellen keine Liste einzelner isolierter Kräfte dar, sondern sie entfalten die lebendige Einheit, in der wir zu Menschen werden. Es ist ja nicht so, daß wir einzeln auftreten und hernach Gruppen bilden. Nein, wir wachsen als Früchte am Baum des Menschengeschlechtes und treten in jeder Lebenszeit und Menschenart in Wirkweisen desselben uns alle durchströmenden Lebens auseinander. Die Art wirkt sich kraft unserer Eigenarten aus. Sie bedient sich unserer Eigenart, sie trägt unsere Eigenart, damit das ganze Menschengeschlecht nicht entarte. Jesus oder Abraham sind nicht Individuen, sie sind nicht Spielarten unseres Geschlechts, sie sind Menschen, ohne die es nicht weitergegangen wäre. Ohne sie wäre unser Geschlecht entartet. Und von jedem einzigen Mitglied der Art gilt, daß er auf ein Entweder-Oder zu antworten hat. Unsere Art hat aber eben diese den Menschen auszeichnende Wirksamkeit, daß sie die weitesten kosmischen Räume und zeitlichen Spannen wie ein einziges Lebe-

wesen durchwalten will. Der Mensch will überall und immer sein. Das kann der kleine Mensch nicht. Die Welt ist ihm zu groß; die Zeit ist ihm zu kurz. So spielen sich die kleinen Menschen in angemessene Räume und Zeiten hinüber. Der Raum des Universums wird von uns Menschen unausgesetzt in „Spielraum" und Lebensraum, das heißt durch Zwischenwände unterteilt. Die hastenden Augenblicke der Natur werden von uns unaufhörlich zu Zeiträumen, Stunden, Jahren, Jahrtausenden komponiert. Nur in einem begrenzenden Raum, einer „Heimat", und nur in einer entgrenzten Zeit, der Geschichte, gedeihen wir. Heimat und Geschichte sind übernatürlich und vornatürlich. Sie sind daher unbegreiflich, aber ergreifend.

Der Mensch wird also vom Leben der Gemeinschaft ergriffen. Damit werden vier Aussagen über unser Leben gleichberechtigt, obschon sie sich widersprechen. Es ist gleich sinnvoll zu sagen: 1. daß wir gelebt werden; 2. daß wir leben; 3. daß wir Leben erzeugen, und 4. daß wir Leben nehmen. Unser Verhältnis zum Leben ist gleichzeitig passiv und reflexiv, trans-substantiv und aktiv. Um den Irrtum abzuwehren, daß der Mensch bloß aktiv (das heißt leben-nehmend, also „tötend") sein Leben zu meistern habe, ist dieser Band selber in aktive, passive, reflexive und transsubstantive Kapitel aufgegliedert. Und es wird dem Leser nunmehr leicht fallen, diese am Eingang des Buches beschwerlichen Ausdrücke aktiv, reflexiv usw. zu begreifen. Sie bilden „die Liturgik", das heißt die höhere Grammatik jeder Gemeinschaft. Sie sind vielleicht imstande, die landläufigen Irrtümer über „den Menschen" von unseren Wegen fernzuhalten. Hier am Ende seien die grundlegenden Ergebnisse noch einmal jenen Irrtümern gegenübergestellt, damit der zweite, geschichtliche Band sich auf sie gründen kann. Damit bildet dies Kapitel den Schluß des ersten und zugleich die Vorbereitung des zweiten Bandes.

Die erste Irrlehre ist die herkömmliche Lehre aller Schulen, die von „Zeit und Raum" spricht, in denen sich der Einzelne vorfinde. Eine solche unaufhörliche Zusammenstellung erweckt in uns zwei falsche Eindrücke, nämlich erstens, daß wir Zeit und Raum als Einzelne erleben können und zweitens, daß jeder Einzelne das Wesen der Zeit und die Art des Raums sozusagen parallel erfährt. Beides ist unwahr. Zeit und Raum sind soziale Erfahrungen. Kein Einzelner kann Zeit oder Raum erfahren. Versucht er es oder wird er durch ein grausames Schicksal dazu gezwungen, so wird er entweder wahnsinnig oder aber „wahnherzig" (wie die Kirche tiefsinnig in einem Hymnus sagt). Und Zeit und Raum sind nicht parallel gestaltet.

I. Zeit und Raum werden nur gegenseitig oder gemeinschaftlich erlebt. II. Um „Zeit" zu erleben, nimmt die Gemeinschaft die entgegengesetzte Struktur auf sich als beim Raumerlebnis. Dieselbe Gruppe ist nämlich in den Raum in der umgekehrten Weise verstrickt wie in die Zeit. Darauf hat dies Kapitel schon anfangs hingewiesen. Zuerst erfahren wir den Raum im großen und ganzen und leisten unseren Beitrag zur Raumfrage als Unterteilung, Einräumung, Beschränkung, Hausbau, Grenzziehung, Definition. Die Zeit aber erfahren wir zuerst als Sekunde, als abgeschnittenen Augenblick und leisten unsern Beitrag zur Zeitfrage mittels „Denkmaligkeit"; Denk-male sind Epochenbildung, Kalender, Biographie, Überlieferung und jede Vererbung erworbener Eigenschaften, da sie ein erstmals Geschehenes ein für allemal festhält.

Unsre Spielplätze und Spielrekorde bilden diese unsere beiden Hauptanliegen deutlich aus. Die Wiederkehr der Olympiade alle vier Jahre ist eine Epochenbildung, die jedes Kind versteht. Da längt sich die Zeit. Die Beiseitesetzung eines Fußballfeldes vor der Großstadt ist eine Raumabteilung, die sogar ein Grundstückspekulant vornimmt: da begrenzt sich der Raum; er „zerfällt" in Mietskasernen und Spielplätze.

Indem wir das Grunddogma der letzten Jahrhunderte hinter uns ließen, nach dem man von „Zeit und Raum" gedankenlos wie denselben Erfahrungen redete, fielen eine ganze Reihe anderer Dogmen in sich zusammen. Ja, diese Dogmen wurden nun erst als Dogmen erkennbar. Vielleicht das sonderbarste Dogma ist das der Naturwissenschaft. Laplace hat es formuliert: „Die Vergangenheit verursacht die Gegenwart. Die Zukunft ergibt sich aus Vergangenheit und Gegenwart zusammen." Niemals ist eine Unwahrheit naiver geglaubt worden als dieses Dogma von den Zeiten.

Dies Kapitel über „die Ergebnisse" soll es dem Leser erleichtern, ohne diese Renaissancedogmen den zweiten Band über „Die Gewalt der Zeiten" zu lesen.

Daher werden wir uns noch einmal hier in aller Kürze auf den Punkt hinbewegen, an dem die fromme Einfalt eines Laplace, daß die Zukunft auf Gegenwart und Vergangenheit folge, kindisch erscheint.

Dazu erinnere sich der Leser unserer Entdeckung, daß alle Zeiten und Räume soziale Schöpfungen auf Gegenseitigkeit sind, so daß es zwar einsame, aber keine einzelnen Menschen gibt. Denn „den" Menschen, Sohn, Mutter, Jungen, Bauern, Arbeiter, Denker, Dichter, Deutschen, Japaner gibt es immer nur gegenseitig. Jeder Mehrzahl von Menschen liegen *gegenseitige* Haltungen voraus. Die Liebe bindet und prägt

sie übers Kreuz. Wo der Mensch ohne Gegenseitigkeit leben soll, tritt der Tod ein. Die Todesüberwinder aber heben sich nur durch ihre Gegenseitigkeit über den eigenen Tod hinüber. Gegenseitig lebt der Mensch, haben wir gesehen, weil wir ja möglichst intime Räume und möglichst lange Zeiten zusammen schaffen sollen. So gliedert uns die Liebe in Brückenpfeiler von Zeitbahnen und in Tragbalken von Raumwänden. Der Mensch wird sein ganzes Leben lang aufgefordert, Momente in der Zeit und Plätze im Raum für das gesamte Geschlecht zu verkörpern. Er muß daher in die Kultur, die Natur, die Gedankenwelt und das Reich der Zukunft, der Seele sich eingliedern. Dies ist sein Leben, daß er die Koordinaten dieser zwei Räume und zwei Zeiten beide verkörpern hilft. Wir müssen uns auswärts und einwärts wenden, rückwärts und vorwärts, um der Herausforderung des Lebens gerecht zu werden. Deshalb ist vor allem den Theologen Krieg anzusagen, soweit sie ihrem Hang frönen, alle Erfahrung über den Menschen auf seine Zeitlichkeit einzuschränken. Sie reden vom vergänglichen, sterblichen, vorübergehenden Sünder und von der unvergänglichen, unsterblichen ewigen Seele; sie reden vom Schöpfungstag und vom Jüngsten Gericht, von den ersten und den letzten Dingen (was so „Eschatologie" heißt), als ob der Mensch nur ein in die Zeit gesandter Engel oder ein durch die Erbsünde gekennzeichneter Sünder sei. Engel und Sünder zusammengenommen sind noch lange nicht ein einziger Mensch von Fleisch und Blut.

Ebenso einseitig verfahren die Philosophen, ganz gleich welcher Schule, weil sie umgekehrt von Objekten und Dingen im Universum, im Todesraum ausgehen und diese objektive Welt in ihrer subjektiven Gedankenwelt widerspiegeln. Sie beschränken die wirkliche Erfahrung auf objektive Tatsachen und subjektive Erkenntnisse, also auf den äußeren und den inneren Weltraum. Geist und Natur zusammengenommen sind noch lange nicht das wirkliche Universum.

Diesem Entweder-Oder der Kirchen und Schulen stellten wir die Erfahrung entgegen, daß wir uns alle in vier Richtungen gerissen fühlen: der wirkliche, wirkende, eingewirkte Mensch wird vorwärtsgerissen in die Zukunft als sich erst noch formendes Präjekt, er nimmt sich als Tatsache, als Objekt, er wird als Rollenträger, als Kulturträger und Amtsperson, als fix und fertig angesehen — also als ausgeformtes Trajekt, und er ist fieberhaft tätig, sich der Wirklichkeit gedanklich, also subjektiv von innen her zu bemächtigen.

Indem wir die Begriffe Trajekt und Präjekt den eingebürgerten Begriffen Subjekt und Objekt zuordnen, brechen wir den Wall zwischen

Religion und Wissenschaft nieder. Es fällt uns wie Schuppen von den Augen. Die Religion hat nur die beiden weiblichen Grundhaltungen der bräutlichen Seele und der Mutter Kirche verklärt; sie ist ungerecht gegen Natur und Geist der Männer. Die Philosophie hat nur die beiden männlichen Existenzweisen von objektivem Vaterhandeln und subjektivem Sohnesdenken umkreist; sie ist blind gegen die zeitstiftenden Gewalten.

Das ließ sich ertragen, solange die Weiblein, die Mütter und Bräute im Hause, die Gewalten der Zeit betreuten, und Männchen, das heißt Freier und Ehemänner in der Welt, die Kräfte der Gemeinschaft verkörperten; da ließen nämlich die Männer die weibliche Einsicht in die Gewalt der Zeiten unversehrt. Heute aber wird in jedem der ganze Mensch, Mann und Weib, lebendig. Niemand kann es sich leisten, einen der vier Dämonen zu überhören, die uns abwechselnd in Vergangenheit und Zukunft, in Außenwelt und Innengeist hineinreißen. Jeder Mann ist sozusagen auch jede Frau. Unsere Sinne sind ja auch nicht auf die Geschlechter aufgeteilt. Sie sind alle in jedem tätig. Diese Sinnes-Tore aber reißen uns vorwärts wie rückwärts, einwärts und auswärts. Der Sehende blickt außer sich; der Hörende lauscht in sich, dem Witternden wird die Entscheidung über lebenswärts oder todeswärts abgefragt. Die tastende Hand und die Haut finden sich in der schon gestalteten, fertigen Weltgeschichte zurecht. So sind Objekt, Trajekt, Präjekt und Subjekt Ausdrücke, welche die Tatbestände weiblichen und männlichen sinnlichen Daseins verallgemeinern. In den neuen Termini werden jedem Menschen die Erfahrungen beider Geschlechter und die Erbschaften der Theologen und Philosophen, der Kirche und der Welt, zugänglich gemacht. Wir sind ja Glieder unserer Rasse, wenn wir lebendig sind, ob wir Präjekte, Subjekte, Objekt oder Trajekt spielen.

Damit wird jeder Irrlehre der Naturwissenschaft oder Soziologie der Boden entzogen, die von der bloßen Anschauung der Dinge oder Menschen im Raum ausgeht und die Zeit erst hinterher nachbringt, als sei sie vielleicht „die vierte Dimension". Kein Raum wird ohne Zeit vorgestellt. Sie sind aber voneinander unableitbar. Wir werden zwischen Räumen und Zeiten hin- und hergerissen. Jeder unserer Sinne predigt ein anderes Evangelium. Der Tastsinn huldigt der in der Vergangenheit gestalteten Welt. Der Geruchsinn vertraut einer ungestalteten Zukunft. Die Augen stellen uns den Gegenständen gegenüber. Das Gehör versetzt uns in die innerste Schwingung des Alls. Danach wird es möglich, Grade der Wirklichkeit beim Menschen zu unterscheiden. Der Mensch, der nur objektiv lebt, ist weniger wirklich als

der, den alle vier Richtungen bewegen! Eine Diagnose wird möglich, die beim lebenden Menschen Mangel an bestimmten Wirkweisen nachweist. Zu diesem Zwecke enthüllen sich Leib und Seele, Rolle und Geist der Menschen als Anordnungsweisen der vier Grundkräfte Präjekt, Trajekt, Subjekt und Objekt. Weder der leibliche Mensch noch der geistige Mensch sind je bloß Leib oder bloß Geist. Der Amtsträger ist nie nur „Rolle", die Seele nie reine Seele. Vielmehr führt nur jedesmal eine andere Grundkraft und verdeckt vielleicht die drei anderen. Aber immer sind alle vier in jedem wirklichen Menschen wirksam und nur die Führung wird an eine oder die andere abwechselnd abgegeben.

Die Zeit ist also nicht die vierte Dimension des Raums. Und sinnvoller, als dem Raum drei Dimensionen zuzuschreiben, wäre es, von unseren drei Zeitdimensionen, Vergangenheit, Zukunft, Gegenwart auszugehen und ihnen die Zeiträume, innen und außen, Denkmal und Augenblick, zuzuordnen. Die herrschende Meinung über die Zeit ist eine schreckliche Irrlehre. Sie nimmt unbesehen an, daß die Gegenwart sich aus der Vergangenheit herleite, und daß aus Vergangenheit und Gegenwart die Zukunft „entspringe". Die Wissenschaft von der Natur hat diesen Unsinn angenommen, weil sie naiv die Allgegenwart als Eigenschaft Gottes von den Kirchen erbte und kurzab auf die „Natur" übertrug. Aber Moses erhob die Gegenwart zum Gott, weil der Natur Gegenwart nicht eignet! Seitdem wissen wir, daß Gott Allgegenwart ist. Gott und Allgegenwart sind zwei Worte für die Wirklichkeit, die der Außenwelt abgeht. Denn in dem toten Weltenraum galoppiert die Zeit „wie Wasser von Klippe zu Klippe geschleudert" und ist nie gegenwärtig. Vielmehr wissen wir von der Zeit erst dann, wenn wir nicht mehr im Außenraum stehen. Erst wo eine Wand uns vom Toten trennt, wölbt sich uns aus Vergangenheit und Zukunft die Gegenwart. Gegenwart heißt nämlich die Zeitspanne, in der sich eine Zukunft und eine Vergangenheit überschneiden und auseinanderlösen. Kein Mensch hat daher je Gegenwart, es sei denn im Verein mit anderen, die ihm Vergangenheit und Zukunft und Gegenwartsarbeit bezeichnen. Ältere und Jüngere, tote und künftige Menschen sind für den Menschen Vorbedingungen, damit er „jetzt" sagen kann. Kann er aber nicht „jetzt" sagen, so bleibt er sprachlos, zeiten- und räumelos, unbewußte Natur. Die Natur ist ohne Gegenwart. Laplace war ein Mystagoge; er vergottete die Natur, als er ihr Gegenwart zuschrieb. Seine Art Naturforscher sind Götzendiener.

Es ist eine Irrlehre, von „Zeit und Raum" zu reden, eine der Erfahrung widersprechende Erfindung der Philosophen. Diese Erfindung be-

ruht auf ihrer Verkennung der Sprache. Die menschliche Sprache ist das Koordinierungs-System, mit dem wir unausgesetzt Zeiten und Räume gegeneinander in polarer Zweizahl abgrenzen und *uns selber auf sie verteilen!* Sprechen heißt uns selber in Räume und Zeiten übers Kreuz schlagen. Alle Zeiten und alle Räume sind Früchte der gesellschaftlichen Gegenseitigkeit. „Europa war einmal"; „Europa wird sein". In diesen Sätzen setzen wir uns selbst in die Zeiten. „Der Franzose liebt es so; der Russe anders." Da versetzen wir uns in Räume. Die Philosophen haben diesen Sinn alles Sprechens nie verstanden. Sie wollten immer hinter die Sprache dringen. So mißdeuteten sie ihre Leistungen. Und warfen die schöne Stiftung unserer Zeiten und Räume durch das Wort auf den Kehrichthaufen ihrer Abstraktionen.

Schließlich ist es Unsinn, vom Individuum und der Gemeinschaft oder von Einzelnen und der Gesellschaft zu reden, so als setze sich die Gruppe aus Einzelnen zusammen.

Solch ein mechanisches Verhältnis vom Menschen im Singular zu Menschen im Plural ist immer ein krankes Verhältnis, nämlich das der Masse. Alle Gruppen und „der" Mensch stehen vielmehr in einem Zusammenhang gegenseitiger Verkörperung. Wenn die Familie zusammenschmilzt, dann repräsentiert der letzte Sproß die Familie. Wenn das Judentum verknöchert, dann wird Jesus zum ganzen Israel. Umgekehrt, vierhundert Jahre nach Lionardo ist aus dem einen Genie das Millionenheer der Techniker und bildenden Künstler geworden. Sie stecken schon alle in dem einen Lionardo. Daß alle Christen schon in Jesus wie in der Nußschale stecken, ist der einzige Grund für seine Einzigkeit.

Der einsame Mensch verkörpert die Gruppe. Das ist doch nichts Rätselhaftes. Die gesamten Lebewesen verdichten sich in ihrer Frucht, ihrem Samenkorn, ihrem Ei. Die Raumsoziologen, die statistisch „den" Menschen erklären wollen, vergessen, daß er sich fortpflanzt. Wir sind Blüte, Blatt, Zweig, Frucht und vielleicht Samenkorn der nächsten Gruppe. Wie könnte es denn bei uns Lebewesen anders sein?

So ist also dem einsamen Menschen in jeder Soziologie ein Platz einzuräumen, wie wir es im Kapitel von Stiftern, wenn auch nicht breitspurig, getan haben. Ohne die einsame Braut, in der sich die alternde Familie verjüngt, ist auch von dem gemeinsamen Familienleben nichts Rechtes zu sagen. Die Erscheinung des menschlichen Lebens ist also „einsam und gemeinsam" (Lippert). Beides ist untrennbar. Es ist indessen nicht alles Leben entweder einsam oder gemeinsam. Wir haben das Hauptgewicht auf seine dritte Erscheinungsform gelegt. Alle Men-

schen leben *gegenseitig* in einem in der Natur buchstäblich „unerhörten" Grade. Denn nur der Mensch hört unaufhörlich, weil er spricht. Sprechen ist die Umbestimmung des Menschen aus einem Tier zu einem Antlitzträger. Wir sprechen von Angesicht zu Angesicht. Wir geben einander Ansehen, während wir sprechen. In jeder angeblichen „Mehrzahl" von Menschen offenbart sich neben „einsamem" und „gemeinsamem" Verhalten als oberster Vorgang ein *gegenseitiges* Verhalten. Dies gegenseitige Verhalten beruft jedes Mitglied der Gesellschaft an eine Zeitfront als älter oder jünger und an eine Raumfront als weiblicher oder männlicher. Und zwar beruft uns jede neue Gruppierung neu. Kein Mensch kann also ohne *gegenseitiges* Verhalten um Zeiten und Räume wissen. Denn diese entstehen erst aus Gegenseitigkeit! Ohne diese Gegenseitigkeit werden wir bewußtlos, verrückt, schizophren. Der bewußte Mensch wird übers Kreuz der Zeiten und Räume dank der Teilnahme anderer Menschen ausgeprägt. Ohne dies Liebeskreuz stirbt der Mensch ab. Wir verdanken unser Denken dem Umstande, daß andere anders denken. So wie wir unsern Arbeitsplatz der Arbeitsgliederung danken, auch dann, wenn dieser Arbeitsplatz ein Soziologenschreibtisch ist. Weil die Gegenseitigkeit hoch über Einsamkeit und Gemeinsamkeit waltet, deshalb lassen sich die Kräfte der Gemeinschaft nicht aufzählen. Sie müssen vielmehr alle als aus einer Wurzel hervorgehende Gegenseitigkeiten angeschaut werden. Jeder ist nur deshalb eigenartig, weil die Art sich in ihn und andere hinein gegenseitig und wechselseitig entfaltet.

Um dem kritischen und nur blätternden Leser diese Gesetze an einem ihm vertrauten Tatbestand aufzuweisen, will ich die Wissenschaft der Physik zum Beispiel der Zeiten- und Räumebildung, der Gegenseitigkeit, Einsamkeit und Gemeinschaft wählen.

Derselbe Naturforscher, der das Weltall erforscht, denkt in einer dem äußeren Weltall gegenüberstehenden Innenraum fortschreitender Forschung. Kraft seines Amtes als Naturforscher setzt er also zwei Welträume voraus, die Welt der Natur und die Welt der Wissenschaft.

Derselbe Physiker, der die Zeit mißt, steht auf den Schultern seiner Vorgänger und will von seinen Nachfolgern überboten werden. Kraft seines Amtes setzt er also Zukunft und Vergangenheit voraus und hätte gar keine Geistesgegenwart ohne dieses Angesprochenwerden vom Ende und Anfang der Zeiten her. Er hört und will gehört werden. Einstein hört auf Galilei, und der zukünftige Physiker wird Einstein hören. Die Physiker leben also in einer erschaffenen Gegenwart. Und sie ist dadurch gebildet, daß sich in Einstein Galileis Vergangenheit und der

zukünftigste Physiker ineinander umsetzen, sich „übersetzen" oder überschneiden. Sogar der Naturforscher setzt also zwei Zeiten und zwei Räume voraus, er, der seine Aufmerksamkeit so stark auf die Außenwelt richtet, daß er sich und andere ganz und gar in die Natur hineinstürzt, so daß die Masse der physikalisch denkenden Laien tatsächlich blind dem Raumwahn verfallen scheint. Der heutige Laie glaubt, es gebe nur die Natur. Diese „Monisten" beten das Geschöpf ihres eigenen Denkens, den Naturraum, an. Aber die Naturwissenschaft selber würde mit solchemWahn aufhören, fortschrittsfähig zu bleiben. Fortschritt der Wissenschaft kann es nur geben, wenn er sich innen abspielt, dort, von wo die Natur betrachtet, erforscht, bezweifelt und gemessen wird, weil Kopernikus. Archimedes und Planck Brüder sind und Zeitgenossen. Dieser Fortschritt schreitet nicht in dem einzelnen Newton oder Planck fort. Nein, er überschreitet die Leben der Naturforscher X und Y. Er verbindet alle Physiker zu einem einzigen Experimentator und Theoretiker über Jahrhunderte hinweg. Nur weil alle Physiker einen Physiker darstellen, weil es „die Physik" von 1600 bis 1950 gegeben hat, nur dank dieser Allgegenwart von Physik über 350 Jahre, ist die Kette von Experimenten und Irrtümern der Physiker sinnvoll. Die Physik kann sich gigantische Irrtümer und Irrlehren leisten, tausendmal mehr als der einzelne Sterbliche, weil sie eine große Gegenwart besitzt, auf welche die fernste Zukunft und die älteste Vergangenheit einwirken.

So wächst die Physik in einem geglaubten und geschichtlich erzeugten Kreuz der Wirklichkeit, einem Kreuzungspunkt von Zeiten und Räumen. Und dieser Kreuzungspunkt wird von jedem Physiker selber im Verein mit allen anderen Physikern hervorgebracht. Die gegenseitige Liebe der Physiker erschafft ihre innere Geistesgegenwart. Die gemeinsame Hoffnung der Gesellschaft, die sich Physiker leistet, erschafft ihre Zukunft. Der einsame Glaube der Laien, die sich entschlossen und entschließen oder entschließen werden, sich der Physik zu widmen, erzeugt ihre Vergangenheit, nämlich ihre Wurzeln vor aller Physik, dort wo „der" Mensch in den Physiker übergeht.

Gegenseitig, gemeinsam, einsam sind also drei immer gleichzeitig gegebene Wirkweisen menschlicher Existenz.

Dies alles haben wir hier von den Physikern gesagt. Es gilt aber von jeder Gruppe; auch sie braucht die Einsamkeit. Denn im Notfall erneuert sich die Familie gerade, wenn die Gegenseitigkeit von Eltern und Kindern sich erschöpft und keine gemeinsame Hoffnung mehr waltet. Dann zieht sich das gesamte Kreuz der Familie in den Einzelnen. Er erschrickt. Denn er merkt, die alte Familie ist zu Ende. So sehnt er

sich in der Einsamkeit nach einer neuen Familie, und wie die Frucht der einsam gewordene Baum, so ist der Liebende die einsam gewordene und verzweifelnde Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit von vorgestern. Er erschrickt. Das heißt er entzweit sich mit sich selber. Und so wird der einsame, der erschrockene Liebende zeugungsfähig.

Der Unsinn hat hundert Jahre lang von Einzelnen und der Gemeinschaft, vom Individuum und der Gruppe geredet. Das führt zu nichts.

Gegenseitigkeit, Gemeinsamkeit, Einsamkeit verhalten sich wie Blüten, Blätter und Frucht. Das Samenkorn des Einsamen ist einsam, aber beileibe kein Individuum und kein Einzelner, sondern es ist das Gemeinschaftsleben im Übergangszustand, durch diesen Einsamen hindurch. Wir sind einsam, damit sich neue Gegenseitigkeiten bilden.

Nur wenn wir die Ergebnisse des ersten Bandes festhalten, werden wir geschichtsfähig und können wir uns im zweiten Bande der Gewalt der Zeiten öffnen. Denn nur dann fällt es uns wie Schuppen von den Augen: Auch Leser und Schreiber dieses Buches sind nicht Einzelne. Sogar sie sind verteilt auf älter und jünger, als zwei Zeiten-Träger. Jeder Autor ist „älter" als seine Leser. Diese sind „jünger" im Hinblick auf den Buchinhalt. Daher heißt der allgemeinste Ausdruck für das Nachrücken in der Bibel „Jünger". Die Apostel heißen „Jünger", weil ihr Herr ihr Priester, d. h. ihr Älterer (presbyteros) ist. Menschliches Leben heißt eben gemeinsame Zeiten aus Liebe erzeugen, und Ältere und Jünger werden menschlich, wenn sich ihre Zeiten kreuzen.

Erst recht sind alle wichtigeren Gruppen der Geschichte Gegenseitigkeiten von Älteren und Jüngeren oder von Inneren und Äußeren oder von Toten und Lebenden oder von Lebenden und Nachkommen. Überall herrscht das Gesetz der doppelten Zeit und des doppelten Raums, in die hinein sich alle vom Weibe Geborenen ergießen wie flüssiges Metall in die Form.

Unsern zweiten Band unterscheidet vom ersten, daß wir diese Gegenseitigkeiten nicht mehr beweisen, sondern voraussetzen werden. Weil wir sie voraussetzen, kann der Leser seine Aufmerksamkeit von jetzt ab auf den Hauptpunkt richten: wie schreiten wir in unsre Zeiten und Räume fort? Wie vollzieht sich der Fortschritt der geschichtlichen Räume und Zeiten? Die Antwort steht auch schon im ersten Band, aber erst im zweiten Band wird sie die Hauptverantwortung übernehmen.

Wir wissen es schon? Wir sprechen uns in unsere Doppelräume und Doppelzeiten hinein; wenn wir uns verloben, schwören, Berufe wählen, abstimmen, Namen geben und Visitenkarten abgeben, dann schaffen

wir Zeiten und Räume, die es „sonst" gar nicht gibt, sondern die ausschließlich auf unserm Aussprechen beruhen.

Die Geschichte des zweiten Bandes ist deshalb eine durchweg namentliche Geschichte. Wo Leute Erfolg haben, da haben sie eben mit Erfolg gesprochen. Nun wird von ihnen gesprochen und es wird ihnen ein Raum zugeschrieben. Die Spartaner heißen Spartaner und sie sind Widersacher der Athener. Sie sind nicht ein bloßer griechischer Stamm unter vielen anderen. Nein, kein anderer Griechenstamm ist den Spartanern gleich. Sie sind etwas für sich, weil sie in den eigenen Namen beherzt hineingeboren sind, weil sie einen Namenstag haben.

Im zweiten Band geht es namentlich zu, weil wir da von der Gewalt der Zeiten sprechen. Im ersten Band ist es noch immer abstrakt zugegangen, weil wir ja in die Kräfte des Raumes, Natur und Kunst, Ernst und Spiel, Innen und Außen, zuerst hineingeblickt haben. Da der moderne Leser von irgendwelcher Philosophie oder Wissenschaft herkommt, so pflegt er immer mit dem Raum anzufangen, z. B. nennen die Physiker die Zeit eine vierte Dimension des Raumes. Schlagender kann man nicht beweisen, daß die Weltmänner ihre Gedanken mit dem Raum anfangen. Das ist ein Anfang, der zu nichts Lebendigem je führen kann. Im Raum herrscht der Tod. Es ist natürlich Wahnsinn, dem Raum drei Dimensionen und die Zeit als vierte zuzuschreiben. Es ist eben umgekehrt: Die Zeit hat drei Dimensionen, Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart. Wo sie die hat, da ist der Raum der Physik, der Außenraum die vierte Dimension dieser dreidimensionalen Zeit.

Diese vierte Dimension des Außenraums ist Todes-raum. In sie fällt das von der Zeit Abgestoßene und Zurückgelassene. Der Raum der Natur ist der Mülleimer der dreidimensionalen und damit wirklichen Zeit. Bei allem bloß im Außenraum der Physik betroffenen Ding ist von der Zeit abgesehen, und so ist es seines lebendigen Anteils an der Zeit bar! Das zeigt sich darin, daß es keinen Namen mehr hat. Der wird ihm abgestreift. Und statt dessen kriegt es eine Etikette, eine Ziffer und einen Begriff, eine Atomzahl oder eine chemische Formel. Es ist seiner Zeit entsetzt.

Jeder vernünftige Mensch, den die Universitäten nicht verthomisiert oder verkantianisiert haben, denkt aus übermorgen und vorgestern mit Vor- und Zunamen. Der unvernünftige Dr. phil. denkt „links" und „rechts", Ostblock und Westmächte, Frankreich und Deutschland; er endet in Geopolitik und Weltkriegen, weil er mit dem Raum angehoben hat. In jedem Außenraum wird am Ende alles kurz und klein geschlagen. Der Schutthaufen ist der physikalischste Raum.

Der lebendige Mensch rechnet nach Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen. Und die Völker würden ohne ihre falschen Lehrer auch so rechnen, nämlich nach Pfingsten, Weihnachten und Ostern, Sedanstag und Goethes Geburtstag; diese zeitlichen Feste suchen unsere Gedanken zu bestimmen, mit der Zeit statt mit dem Raum anzuheben. Sie predigen: denken wir alle Räume als Ausformungen der Zeiten, der Stunden!

Unser erster Band hat redlich den räumlichen Vorstellungen ihr Eigenrecht gelassen. Aber nirgends haben wir ihnen erlaubt, die Zeitspannen und Zeiträume der Liebe mit zu umspannen. Diese Vergewaltigung der Zeiten durch das Raumdenken ist die Tyrannei des griechisch-akademischen Schuldenkens, das „Philosophie" heißt.

„Soziologie" ist immer noch bloß schlechte Philosophie, solange sie Räumen statt Zeiten den Vorrang einräumt. Unsere Wirklichkeit stammt ja aus der günstigsten Stunde. Weil unser Denken, so sagten wir im ersten Kapitel, seine Stunde hat, deshalb kann es als Heilskörper in den Gesellschaftskörper eintreten. Hernach aber haben wir in diesem ersten Bande eine Konzession gemacht, eine Konzession an die raumbesessene Gegenwart. Denn obwohl wir uns scharf für die Führung der *Stunde* entschieden, haben wir dem zum Trotz zunächst die Kräfte der im Raum sich zeigenden Wirklichkeit aufgedeckt, bevor wir geschichtlich werden. Der erste Band hat die Räume und die Kräfte, die sie durchwalten, behandelt.

Wird der Leser uns diesen Kompromiß mit seinen eigenen Denkgewohnheiten für den ersten Band verzeihen? Die Lehre vom Kreuz der Wirklichkeit ist ihm gerade dadurch vielleicht aufgegangen, daß wir uns auf die herrschende Reihenfolge: erst Raum, dann Zeit, einließen. Im zweiten Band wird kein Kompromiß den Aufbau stören. Die Zeiten stürzen da hervor, wie sie seit dem ersten Tag immer urgesprungen sind, und bilden ihre Räume im Liebeskreuz wirklicher Menschen, mit Leib und Seele, Geist und Ämtern, in ihrer Gegenwart zwischen vorwärts und rückwärts, auswärts und einwärts. Denn das ist die Gewalt der Zeiten. Und die Kräfte der Räume, die Kräfte der Gemeinschaft treten in den Dienst der Zeiten, sobald diese zu walten anheben. Wo sich Zukunft und Vergangenheit liebevoll überschneiden — wie in der Familie — und sich eine Gegenwart bildet, da waltet die Zeit und da überwältigt sie die Raumkräfte und stellt sie in Dienst.

Das vorige Kapitel schloß: Wir zwingen die geborstene Wirklichkeit aus den Kräften der Gemeinschaft zusammen. Der neue Band zeigt, *wann* die zerborstene Welt unter die Gewalt von *uns* geraten kann.

Was gibt Gewalt? Das Wörtchen „Wann" scheint keine Mehrzahl grammatisch zuzulassen. Aber der zweite Band hat es gerade mit dem „Wann" in der Mehrzahl, im Plural zu tun. Die „Wanns" der Geschichte sind sein Thema. Der Ausdruck, „Die Gewalt der Zeiten" ist also ein Versuch, den Plural von „Wann?" auszudrücken.

Ist der Leser in diesem ersten Band genügend darüber erschrocken, daß er gar nicht in einem Raum zu Hause ist, sondern auf mindestens zwei Räume zersprengt lebt, dann werden ihm diese seine Räume notgedrungen zu Zeiträumen: Statt dem eintönigen Raum der Natur zu verfallen, sieht er, wie sich die Wände zwischen Innen und Außen unaufhörlich verschieben. Seine Räume werden Bahnhöfe oder Tankstellen seiner Zeitbahn. Von den Zeiträumen, das heißt von den dank ihres Gehorsams gegen die Zeit erlösten Räumen, von den Räumen in der richtigen Reihenfolge sozusagen, soll nun im nächsten Abschnitt die Rede sein. Damit sühnen wir den aus Schwäche gegen unsere ererbte Denkweise begangenen Fehler dieses ersten Bandes, die Räume zunächst „an und für sich" betreten zu haben.

Nur Zeitenraum!

> „In der Struktur der menschlichen Seele muß die Anlage zu einer Zusammengehörgikeit zur Ganzheit vorhanden sein[1]."

Wir wissen bereits, daß dieses neueste Postulat der Psychiatrie den Ausgangspunkt und das Ziel jedes Menschen ausspricht. Wäre das Menschenkind auf sich als eine Iidividualität angelegt, wäre es nicht lebensfähig. Es ist so machtlos und kraftlos, daß es unter das menschliche Maß ins „Nichts", ins „Minder", in die „Spaltung", also in zerstörende Vorgänge absänke. Der vereinzelte Mensch ist nicht der Baustein der Gruppe oder der Gesellschaft; denn der „Einzelne" wird schizophren, wahnsinnig, nihilistisch oder begeht Selbstmord.

Die Vorgänge, die zum Leben führen und in denen der kraftlose Säugling zum Meister des Lebens wird, sind Gegenseitigkeit, Gemeinschaft, Einsamkeit. „Einzeln" sind wir Nichtse, und Nihilismus, Selbstmord, Schizophrenie sind die geistige, die leibliche und die seelische Abart dieses Nichts. Wir erwachsen aneinander, erstarken zusammen, meistern allein. Den Anfang macht die Stufe der Gegenseitigkeit, wie sie sogar Leser und Verfasser eines Buches eint. Ihre allgemeinste Form

[1] A. Maeder, *Wege zur Seelischen Heilung*, Zürich, 1945, S. 213.

ist die Polarität von Hörer und Sprecher, Tochter und Vater, Schüler und Lehrer.

Die Mitte des Wegs bildet die Stufe der Gemeinschaft. Das Gegenseitige, das sich wiederholt, erscheint als Gemeinschaft. Vater und Tochter, Sohn und Mutter erleben die geschehenen Gegenseitigkeiten als die Gemeinschaft der Familie. Lehrer und Schüler finden sich in der „Schule" vor, die sie doch erst selber hervorgerufen haben usw.

Die dritte Stufe, am Ende des Wegs, hat dem Einsamen die Meisterschaft eingebracht; er ist damit der Erbe der Gegenseitigkeit und der Gemeinschaft. Durch seine Einsamkeit hindurch kann der Prozeß nun neu anfangen. Niemals verwechsele das Individuum und den Einsamen! Den Einsamen hat gerade die Gemeinschaft erzeugt.

Dies ist aber nur wahr, weil über uns Menschen nicht die Logik herrscht, die auf dem Satz vom Widerspruch gründet. Am Satz vom Widerspruch halten wir uns fest, wenn wir den Dingen der Natur gegenüberstehen. A kann dann nicht auch Nicht-A, B nicht auch Nicht-B sein.

In der menschlichen Familie gilt eine andere Wahrheit. Der Ursatz der soziologischen Logik lautet: Wir müssen einander im gegenseitigen Widerspruch treu bleiben. Denn die Kraft zum Bewußtwerden entspringt erst unserem Gegenseitig-Werden. Weil ein Mensch sagt: Du bist mein Vater, muß ein anderer sagen: Du bist meine Tochter[1], und ein dritter vielleicht: Wir sind Geschwister. Alle Wahrheit ist symphonisch. Jeder Satz, den der sprechende Mensch wahrheitsgemäß setzt, zweigt aus der gemeinschaftlichen Mitte ab. Aus dieser Mitte wird ein jeder zu seiner Seite gezwungen, um „den" Menschen im großen und ganzen zu verkörpern.

Wir kleinen Menschen sprechen und leben, um den ganzen Menschen zu verkörpern. Als der Mensch erschaffen wurde, da ward ihm der Sinn, die Panik des Raums durch sein „Überall" und die Angst des Augenblicks durch sein „Immer" zu meistern. Gott hat den Menschen erschaffen, sagen wir leichthin, als ob es nicht auf der Erde heute zwei Milliarden Menschen und 77 Generationen durch die Zeiten gebe. Trotz unseres Leichtsinns ist der Satz wahr: Noch die kleinste Gruppe verkörpert einen großen Menschen, den Menschen, der durch Zeiten und Räume dauert, die dem einzelnen Nichts verschlossen sind. Dieser Verkörperung dient das Wissen, das Gewissen, das Bewußtsein. Das sogenannte Selbstbewußtsein aber ist der unaufgelöste Rest, ist das

[1] Die sentimentale Entwertung des Mutter-Sohn-Verhältnisses veranlaßt mich, diese Gegenseitigkeit so zu formulieren, wie sie dem Leser das frische Erfassen erleichtern kann.

noch nicht oder nicht mehr investierte Verkörperungs-Kapital. Die Solidarität mit unsern Mitmenschen, unsern Gegenüber, ist also eine Vorbedingung dafür, daß ein Mensch seiner selbst oder der Welt überhaupt bewußt werden *kann!* Ich wiederhole den Ursatz: *Wir müssen einander im gegenseitigen Widersprechen treu bleiben.* Das Gewissen, das Wissen, das Bewußtsein, das Selbstbewußtsein sind die Abwandlungen dieser Treue, je nachdem wir selber uns als Du, Wir, Ich, Es vorfinden. Sie sind einfach dasselbe Licht der Vernunft in vier Brechungen. Wer zum Beispiel als leiblicher Mensch mit „der Natur" den Kampf aufnimmt, Dämme baut, Krieg führt, aktiv auf die Außenwelt re-agiert, der vertritt damit an der leiblichen Front alle Menschen und spricht für sie eine Wahrheit auch dann aus, wenn sie selber nicht im Kampf stehen. Umgekehrt werden gleichzeitig dieses Aktivisten Kulturrolle, werden sein Geist und seine Seele derweil durch andere Sprecher vertreten. Der Mensch ist nicht Mikrokosmos. Aber jeder von uns ist nur Mikroanthropos im Verhältnis zu dem wirklichen Menschen.

So nimmst du immer deine Mitmenschen für dein besonderes Tun in Anspruch und so weißt du in jedem Moment weniger über deine eigene Menschlichkeit, als wahr ist!

An deiner eigensten Stelle repräsentierst du derzeit deine Gegenüber, denen du eben deshalb widersprechen mußtest. Denn nur so kann die ganze Wahrheit zutage und ins Leben treten. So weicht der Wahn irgendeines einzelnen „Ich". Wer „ich" sagen muß, vertritt damit die Gegenüber an seinem Platz und zu seiner Stunde. Der Einheitspunkt, aus dem mir das scheinbar „eigene" Bewußtsein zuströmt, liegt außer mir. Im Bewußtsein spiegelt sich nie der kleine einzelne, immer der große Mensch, wie die Spiele beweisen. Von diesem Einheitspunkt des Großen Menschen, der in uns hineinragt, ist nun noch ein Wort zu sagen. Denn es ist das Mißverständnis abzuwehren, als handle es sich hier um einen Punkt im geometrischen Sinne. Sohn, Vater, Tochter, Mutter; Abraham, Jesus, Buddha, Laotse; Geist, Leib, Kultur, Seele; Präjekt, Subjekt, Trajekt, Objekt beziehen sich auf eine Mitte, die Ausdehnung hat und die lebt. Der mathematische Punkt wäre nur das Ende einer Linie. Hier aber handelt es sich um den Quellpunkt unserer Kreuzungen. In diesem Quellpunkt wechseln nämlich alle beschriebenen Haltungen ineinander über, und aus ihm werden wir zu jeder Haltung frei. Wer im Kreuz der Wirklichkeit den Punkt der Kreuzung mathematisch mißdeutet — und diese Mißdeutung ist mir oft begegnet —, der stellt sich vor, daß zum Beispiel dem Weiblichen das Männliche eben an einem Punkt gegenüberstehe, oder dem Alter die Jugend, der geform-

ten Kultur die unendliche Seele und so weiter. Er denkt dann in Gegenständen statt in Gegenüber! Bei Gegenständen allerdings bedeutet der Punkt, wo der eine endet, den Anfangspunkt des anderen: Hier steht ein Stuhl, da steht der andere; sie berühren sich, gewiß. Aber der Punkt, wo der eine endet, der andre anfängt, ist unverkennbar. Weininger zum Beispiel hat „das Männliche" und „das Weibliche" so schematisiert. Von wirklichen Männern und Weibern läßt sich aber nicht nach Schema F reden. Das Weiningersche Schema und alle ähnlichen Schemata sind der Methode verfallen, welche aus vereinzelten Individuen die menschliche Gesellschaft konstruiert. Das tut der Logiker, das tut die herrschende Soziologie, weil sie die Menschen wie natürliche Gegenstände im Außenraum betrachtet. Da ist hier ein Mann, da ein Weib, hier ein Junger, da ein Alter, hier ein Proletarier, da ein Lord. Aber „das Kreuz der Wirklichkeit" ist nicht ein Schema. Es ist keine Wandtafel-Zeichnung innerhalb der Methode des auf Außendinge gerichteten Verstandes. Es gehört nicht in die Geometrie, sondern es ist selber Chronometrie; das will sagen, es ist eine andere und eigene Methode. Es ist die Denkweise des an der Gemeinschaft teilnehmenden Mitmenschen sogar dann, wenn er Bücher schreibt. Denn jeder Mitmensch muß so sehr mit seinen Mitmenschen zusammenhängen, daß er seinen Standpunkt mit ihnen auswechseln kann. Der Mitmensch muß die entgegengesetzten Zeiten und Räume auch denken; der Sohn kann die Mutter, der Vater seine Tochter in ihren Räumen und Zeiten „verstehen". Jedem Mitmenschen also wird statt der Geometrie eine vermehrte Zeit und ein vervielfältigter Raum beschieden. Er erfüllt alte Verheißung; er stiftet Künftiges; denn er bedenkt anderer Mitmenschen Lebenszeiten und Zeiträume mit. Wer teilnehmend in Zeiträumen lebt, muß zum Beispiel den Freund innen und die Feinde außen mit ansprechen. Denn die Zeit-Raum-Wände warten ja darauf, durch ihn versetzt zu werden. Dem „Mikroanthropos", dem Mitmenschen, würde sein eigenes Wort zum bloßen Klatsch und Bierbankgeschwätz, sobald er nur von sich aus dächte. Ist doch der Grund alles seines Denkens und Sprechens die Not, über diesen Zeitraum hinauszudenken! Wo Räume als Zeiträume durchschaut werden, da tritt die Sprache in ihrer wahren Funktion auf, welche eben darin besteht, jeden Zeitraum in Schach zu halten und keinem ganz zu verfallen! Wir sprechen, um immer neue Zeiträume zu erzeugen und also jedes einzelnen Zeitraums Herren zu bleiben.

Weil wir uns in Zeiträume hinein und aus ihnen hinaussprechen, deshalb muß jeder von uns über sein „Jeweils" hinausdenken und seine Gegenüber innerhalb des gerade herrschenden Zeitraums mitdenken.

366

Ich muß mein Gegenüber würdig, wahr, freiwillig, wirksam vertreten, weil ich weiß, daß ich sonst von der Kraft der Wahrheit und der Macht der Rede mich abschneide! Weil Wahrheit, Wort, Wirklichkeit den *Wechsel* zwischen unseren Zeiträumen bestimmen sollen, werde ich unwahr, wortlos, unwirklich, wenn ich die Faust in der Tasche balle. Denn wo bleibt da mein Gegenüber? Dasselbe geschähe, drüsche ich das leere Stroh höflicher Redensarten mit ihm. Brülle ich Schlagworte oder spiele ich mit Gedanken, dann entlasse ich mich aus der Gegenüber-Stellung in eine Scheinexistenz. Dieses Schattendasein läßt sich aber nur vermeiden, wenn wir unsere Feinde und Freunde denkend und sprechend mitverkörpern! Nur im Kreuz der Wirklichkeit ist es uns ernsthaft um die Wahrheit zu tun.

Dies ist also der Sinn der Denkweise, die dem Kreuz der Wirklichkeit entquillt. Das Kreuz der Wirklichkeit ist nicht ein Gegenstand, eine mathematische Figur, die ich mir ausgedacht habe — wie oft habe ich diesen Unsinn hören müssen —, sondern im Kreuz der Wirklichkeit tritt jeder von uns kleinen Menschen unter die wirksame Wahrheit. Die wirksame Wahrheit aber wohnt nur dem Menschen im großen und ganzen inne. Erst im Kreuz der Gemeinschaft hat das, was dieses Buch sagt, Sinn. Es spricht mit Nachdruck, weil das Entgegengesetzte schon gesagt worden ist und uns lähmt. Ich widerspreche ausdrücklich und so eindrücklich, wie ich vermag, damit ein volleres und planetarischeres Kreuz der Wirklichkeit, den deutschen, amerikanischen, schweizer, englischen Leser aus den abgestorbenen Kreuzen ihrer Wirklichkeit empfangen kann. Es bedrückt mich, daß die Methode für leblose Gegenstände sich an die Gemeinschaften lebender Menschen herangewagt hat und diese in der Raumzeit der Natur, der äußerlich sichtbaren Welt, einsargt; und doch wurde diese Methode nur ausgebildet, um Außendinge, die außerhalb der eigenen Gemeinschaft uns gegenüberstehen, zu meistern.

Noch einmal denn: Der Mittelpunkt des Kreuzes ist kein mathematischer Schnittpunkt von vier Linien. Unser Herz ist die Kreuzweiche. Unser Herz ist kein Punkt. Unser Herz schlägt, damit es uns jeweils auf unsern Kreuzesarm verschlage. Das Herz ist der Abgesandte des Makro-anthropos in den Mikroanthropos, des *Einen* großen Menschen in uns kleine Menschen hinein. Kraft des Herzens organisiert sich die menschliche Gemeinschaft in uns hinein. Das ist, wie der zweite Band zeigen wird, die erste Erfahrung der großen Reichsgründer gewesen, daß die politischen Körper aus dem Herzen organisiert werden mußten. Sie nannten das Herz, aus dem die Sprache aufquoll, „den Organisator". Denn das Herz zieht uns ins Gegenseitige, zu unsern Gegenüber. Es

bindet uns also an unsern Widersprecher in Gespräch, Korrespondenz, Rollenverteilung, Arbeitsteilung.

Das Herz, Kreuzesquell aller Lebensarten, ist aber kein Grenzpunkt der Natur des einzelnen Individuums, sondern in ihm tauschen Hörer und Sprecher, so daß der Hörer zum Sprecher, tauschen Braut und Mutter, so daß die Mutter neu zur Braut werden kann! Der Vater wird wieder zum Sohn, das Alter jung. Dem Herzen verdanken wir es also, daß niemand dazu verurteilt bleibt, a = a, b = b, c = c zu spielen. Das Herz erlaubt uns, jeden Tag von vorn anzufangen. Sollte es etwa deshalb nicht in der Mitte des individuellen Leibes schlagen, weil durch das Herz die Wahrheiten eines Gesamtleibes in uns hineinschlagen müssen? Von allen Organen unseres Leibes haben wir gelernt, daß sie nicht auf ihn selber allein bezogen werden dürfen, weil sie Einfallstore des Ganzen in uns, sein Teil, sind. Sollte da nicht auch von unserem Herzen gelten, daß es ebensosehr in uns hineinschlägt wie aus uns heraus?

Wir alle entstammen der Gegenseitigkeit menschlichen Herzschlags. Die Gegenseitigkeit führt zur Gemeinschaftsordnung. Die Ordnung verkörpert sich schließlich im Allein-Einsamen.

Aber noch der Einsamste, ein Schopenhauer etwa, ist felsenfest davon überzeugt, daß seine Sprache ausreicht, um alles zu sagen, was irgendein Mensch leidet. Ist das nicht ein naiver Glaube, daß jeder Indianer, jeder Chinese, jeder Deutsche glaubt, die auskömmliche Sprache des gesamten Geschlechts stehe ihm zur Verfügung? Und daß dies sogar der Wahrheit nahekommt? Wie erklärt sich dieser Vollständigkeitsanspruch des einfältigsten Sprechers? Er erklärt sich aus der Tatsache, daß kein Sprecher alleinsteht. Jede Sprache wirkt ja innerhalb einer Gemeinschaft und stellt die Gemeinschaft zwischen den Mitgliedern täglich wieder her. Niemand aber will einer Gruppe angehören, die nicht den ganzen Menschen in möglichster Vollständigkeit verkörpert. Der Mensch hält es nur in Gruppen aus, die dem großen Menschen nahekommen. Die tägliche Leistung des Sprechens beruhigt alle Mitglieder einer Gruppe darüber, daß die Gruppe wirklich und wahrhaftig Zeiten fügt und Räume abteilt: Wo das Kreuz wirkt, wird das Leben als vollständig empfunden. Da herrscht Frieden. Fragst du also, weshalb wird das Kreuz in jede Gruppe und Gemeinschaft unsres Geschlechts hineingesenkt, dann ist die schlichte Antwort: Das Kreuz der Wirklichkeit ist nichts anderes als der Vorgang selbst, in dem sich alle Gruppen bilden und erhalten. Sie können sich nur so bilden, daß Menschen, statt jeder seine eigene Mitte zu bilden, aus der Kreuzesmitte der in dieser Ge-

meinschaft geltenden Doppelzeit und des für die Gemeinschaft eingefangenen Doppelraums getrost gegensätzlich und widerspruchsvoll leben oder wenn es sein muß, zu ihrer Stunde, ein nächstes Kreuz stiften.

Als Karl Marx die Arbeitsteilung der Gesellschaft entdeckte, entdeckte er einen Unterfall der Gliederung der menschlichen Gemeinschaft. Auch die Wirtschaft gliedert und teilt jedem Menschen nur einen Teil im Haushalt unserer Arbeit zu. Aber der Haushalt unsrer Rasse ist umfassender als der Haushalt, den Marx Ökonomie nannte. Irregeführt durch die Trefflichkeit seines Ausdrucks: „ökonomisch", hat Marx die Zweideutigkeit des Wortes „Ökonomie" übersehen. Deshalb hat er das tägliche Brot allein zur Grundlage des Ökonomischen gestempelt. Aber die Ökonomie unserer Verwirklichung ist nicht die Ökonomie unserer täglichen Arbeit. Das wird der zweite Band im einzelnen darstellen müssen. Hier helfe die bewundernde Anerkennung des Marxschen Staunens über die Arbeitsteilung dem Leser, sich zu orientieren: Das Kreuz der Wirklichkeit ist in die Gemeinschaft eingesenkt und stempelt sie zu einem Haushalt von Kräften, die uns tragen. Deshalb steht kein Mensch im Mittelpunkt. Aber er durchwandelt ihn, durchschreitet ihn allerdings, jedesmal nämlich, wenn er sich wandelt. Das Kreuz erlaubt jeder Kraft, in ihr Gegenteil umzuschlagen. Die Kreuzesmitte dringt also in jedes Mitgliedes Herz und deshalb kann von diesem Herzen die Gruppe mit vertreten werden. Besonders jede Gefahr ruft neuen Ämtern aus der Herzmitte. Des einzelnen Menschen Herz ist also exzentrisch zu ihm selber. Mittels seines Herzens können die Zentren seiner Gruppen in ihn hineinreichen.

Deshalb wird der Leser nun verstehen, daß dieselbe Vorstellung „Kreuz der Wirklichkeit" Wahrheit so gut wie Irrtum fördern kann. Die Wahrheiten vom Menschen sind zweideutig. Sagt sie „niemand, nur dem Weisen, weil die Menge gleich verhöhnet". Verhöhnst du die Kreuzesfigur, dank der wir in Zeiten und Räumen wirklich werden, indem du sie als Figur der Geometrie mißverstehst, so sinkt das Kreuz zu einem Schema des Verstandes herunter. Es wird dann etwas wie die geometrische Methode der Ethik, die Spinozas trauriger Ruhm ist. „More Geometrico" läßt sich kein einziger lebender Vorgang beschreiben. Denn alles Leben beginnt erst jenseits des Reiches der Schwerkraft und seiner Gesetze. Es beginnt erst da, wo wir Zeit gewinnen, indem wir über unser bißchen Zeit hinausgreifen. Aber als Wege deines Lebens werden die Kreuz-Wege der Wirklichkeit deinem menschlichen Schicksal gerecht. Während uns die Logik als Fallobst behandelt, vermag das Kreuz, wenn wir unsere Gedanken von ihm abwandeln lassen, auch unser Bewußt-

sein in das wirkliche Leben zurückzureißen; das wirkliche Leben aber treibt da, wo wir Blüten oder Früchte oder Blätter am Baume des Lebens sind, wo wir uns gliedern, in der Ökonomik unseres gegenseitigen Namen.

~~Sobald also ein Wandel der Standpunkte von uns gewagt wird, heilt~~ das Kreuz den Wahnsinn der bewußten Iche, der Individuen, der einzelnen. Denn sobald wir zeitraumdenken, können wir auch verstehen, daß der wirkliche, der Makroanthropos unser Herz ergriffen haben muß, bevor wir unserer Eigenart mächtig werden können. Ich darf erst mikroanthropisch meine Sonderart ausbilden, wenn ich mein Stichwort und meinen Anruf aus dem großen Menschen vernommen habe. Mein Herz gehört nicht „mir", sondern ein „mir, meiner, mich" kommen erst dann zustande, wenn „ich" gehört habe, welche Rolle „mir" im Zeitenraum zukommt. Damit hört der aktive Verstand auf, die erste Geige zu spielen. Er ist immer re-aktiv, er ist Widerstand und Erwiderung. Ursprung und Richtung und Form haben ebensoviel zu sagen wie sein, des Verstandes, Widerstand; alle vier gehören zu unserer Verwirklichung. Aber dem Verstand ist Ursprung, Richtung oder Form versagt. Der Verstand ist nichts Ursprüngliches, nichts Gerichtetes und nichts Gestaltetes. Um das Kreuz der Wirklichkeit aus dem Raum verständiger Geometrie heraufzuheben auf die Ebene wirklicher Erfahrung, mag der Leser sich die Begriffe einerseits der „Kreuzung" in der Biologie, der Kreuzigung andererseits in der Theologie vergegenwärtigen. Dabei ist das Kreuzen der Biologie die unterste, die Kreuzigung die oberste Grenze des Kreuzes-gehaltes. Auch das Experimentum Crucis mag er heranziehen, um dem logischen Schema zu entgehen.

Die Hauptsache ist, daß er den Vorgang der Kreuzbildung von Doppelzeit und Doppelraum als Lebensweg jeder Lebensgemeinschaft — und alles Lebendige bedarf der Gemeinschaft! — nachgehe, damit ihm „der" Mensch als Vorgang der Herzhaftwerdung aufgeht und das Herz im einzelnen als Abgesandter der ganzen Zeit, in der wir leben und weben und Räume ausbilden und zum Einsturz bringen, wie die Stunde sie fordert. Ein richtiges Umgehn mit dem Kreuz der Wirklichkeit erlaubt uns eine Diagnose der lebendigen und der toten Geister, der ~~veralteten Räume, der künftigen Zeiten.~~

Und um meine eigene Warnung vor dem Schema zu beherzigen, will ich nun selber aufhören, Zeiten gegen Zeit, Räume gegen Raum bloß auszuspielen. Ich muß zwar wenigstens kurz unsere Lehre von den herrschenden Lehren abgrenzen, aber dann gilt es, dem Leser zu zeigen, daß es sich bei Zeiten und Räumen nicht um logische Gegensätze, sondern um eine Abwandlung des Lebens handelt, eine Abwandlung wie

168

zwischen Raupe und Schmetterling, eine Abwandlung freilich, die nur dank unseres gemeinschaftlichen Lebens zustande kommt.

Alles Tote liegt in der Raumzeit der Physik. Aber um zu leben, schwingen wir durch Zeiträume. Und das Leben ist dem Tode überlegen. So muß die Physik aufhören, dem Leben Gesetze vorzuschreiben. Die Neuordnung unserer Vorstellung von Zeiten und Räumen ist das zentralste Anliegen der Gegenwart. Sie rechtfertigt daher dieses Buch. Denn die beiden bisherigen Horte der Lehren von „Zeit und Raum", alle Philosophie und alle Theologie, verhindern diese Neuordnung. Sie behandeln nämlich entweder den Raum erst und die Zeit hinterher: Das tut aller Aristotelismus; es tut auch die Naturwissenschaft, der Cartesianismus, die Monadenlehre des Leibniz, die geometrische Ethik des Spinoza und der Geopolitiker und dergleichen mehr. Oder sie behandeln die Zeiten erst, Anfang und Ende, Weltschöpfung und Weltgeschichte und Weltgericht, Eschatologie und Ewigkeit. Dann bleibt der Raum unerlöst und gilt dann bloß als gefallene Natur. Die Theologen lassen den Raum der Menschheit seit Adam Gott aus den Händen gefallen sein. Aber wir fanden diese Zerreißung der Wirklichkeit in „Zeit und Raum" reine Abstraktion. ~~Unsere Neuerung besteht darin, daß wir~~ Zeiten und Räume durchflechten. ~~Die Träume treten ins Leben und vergehen~~. Es ist also nicht dies der wichtigste Fortschritt über den Idealismus mit seinen Singularen „Zeit" und „Raum" hinaus, daß wir hier im Plural von Zeiten und Räumen reden. Die Mehrzahl ist zwar wahrer als die Einzahl; aber sie wäre doch noch immer schematisch. Bergson hat bereits den schematischen Schritt in die Mehrzahl der Zeiten vollzogen. Er spricht von der ersten und der zweiten Zeit. Aber er läßt uns vor der blendenden Antithese „schöpferischer" und „astronomischer" Zeit stehen. Er begreift sie als ewige Feinde, aber ihr Nebeneinander bleibt unbegreiflich. Das Fruchtbare des Spiels zwischen Zeiten und Räumen liegt also noch nicht in der Entdeckung ihres Plurals, sondern wir „verwirklichen" die Theologie und Philosophie erst, wenn wir vermögen, die erste und die zweite Zeit, den ersten und den zweiten Raum als Reihenfolge der Stationen auf dem Lebenswege zu begreifen. Zwischen den Zeiten und den Räumen besteht eine lebendige Abwandlung, dank derer sie kein Schema der Logik, sondern Erfahrungen, es könnte auch heißen: Durchfahrungen der Wirklichkeit, darstellen. Diese Durchfahrtsstationen nennen wir abwechselnd Zukunft, Innen, Vergangenheit, Außen, und begegnen einer jeden Kraft in einer anderen Grundhaltung. Wie verläuft nun dieses Geflecht? Wir haben es schon mehrmals ausgeführt, vor allem im Kapitel über die Sprache. Trotzdem

soll es hier noch einmal gesagt werden. Es soll nämlich diesmal so gesagt werden, daß es die Begriffe der Schule, Zeit und Raum, aus ihrer Starrheit löst und in die gegenseitige Bewegung setzt, dank der wir von ihnen überhaupt nur wissen. Der ersten Zeit (Präjekt) folgt der erste Raum (Subjekt), dann folgt die zweite Zeit (Trajekt) und zuletzt der zweite Raum (Objekt). Alle vier sind soziale und sprachliche Schöpfungen. Alle vier gelten nur in der Gemeinschaft und sind benannte Resultate sprachlicher Verbindung zwischen Sprechern und Hörern.

Diese beiden Eigenschaften der gemeinschaftlichen Geltung und der sprachlichen Hervorbringung zwischen Sprechern kommen allen vier Koordinaten der lebendigen Wirklichkeit zu. Unterscheidend tritt aber zwischen sie das Gesetz ihrer Reihenfolge. Die sogenannte Raumzeit der Physik, die Kant für die „einzig natürliche" hielt, ist die vierte und letzte Erfahrung; sie ist die Erfahrung des Toten, Abgeschlossenen und Vergangenen, Fertigen und Erledigten: Einer endlichen, wiederholbaren, endgültigen Natur. Natur ist der zweite Raum, die Außenwelt. Die Natur kann also nur der erfahren, der schon geborgen im Schoß einer geschichtlichen Gemeinschaft ruhig seines eigenen Namens gewiß geworden ist. Damit sind drei Vorherigkeiten der Naturerfahrung oder Naturerkenntnis vorgelagert. Damit Homer Naturschauspiele objektiv beschreiben konnte, mußte er die drei Eigenschaften haben, Homer zu heißen, zu singen, Grieche zu sein. Was bedeuten diese drei Vorgänge, die seiner Erfassung der gegenständlichen im „zweiten Raum" vorauflagen? Die griechische Geschichte hob ihn auf die trajektive Höhenstufe; hier stand er auf den Schultern der Ahnen und konnte einer ererbten Kultur vollendender Sprecher werden. Damit war also die zweite Zeit in ihm mächtig, die geschichtliche, institutionsverkörperte Zeit der geehrten Vergangenheit, die Kulturzeit des Trajekts und des Passivums. „Die zweite Zeit", die Kultur, hat aber ihrerseits einen Vordermann, den ersten Raum. Soweit es Homers Sendung war, ein ungeheures Gedicht des ersten Weltkrieges und der ersten Nachweltkriegsepoche zu entwerfen, wölbte er einen „ersten Raum", den Raum ~~inneren Einmuts und~~ begeisterter Hörer und Nachkommen zu einmütigen ~~dieses~~ inneren Erfahrung. Das ist die herrliche, subjektive Gemeinschaft, in die uns Künste und Forschungen hineinversetzen. Diesem Innenraum, der also dem Außenraum der Natur und der Kulturzeit der Vergangenheit voraufliegt, ist aber seinerseits wiederum eine andere Koordinate vorgelagert. Dem Sänger offenbart sich die Welt. Wer erschafft sie? Dante hat nicht das Christentum geschaffen; er hat es

364

nur subjektiv besungen. Homer hat nicht die Stämme und Städte der Griechen gegründet; er hat sie subjektiv verklärt. Dem subjektiven Innenraum liegt mithin die erste Zeit des Gebots vorauf, also jener Augenblick, „als das All mit Machtgebärde in die Wirklichkeit brach". Als die Gebote „es werde Licht", „raube das Feuer", „halte den Sabbat", erschollen, kraft deren allen die Sonne scheint, jeder von jedem Feuer erbitten kann und niemand immer arbeiten muß, da trat eine präjektive Zeit, trat der Befehl als die erste Gestalt der Zeiterfahrung in uns ein. Und mit der präjektiven Zeit nimmt der Wandel jedes Zeitraumgebildes immerdar seinen Anfang. Wir sind ein „Vor-Wurf" unseres Schöpfers. Das ist ein guter Ausdruck, den Heidegger und Sartre geprägt haben, um „die erste Zeit", die Zeit des Ursprungs, zu kennzeichnen.

Das nicht in die Zukunft namentlich gerufene Menschenkind ist noch nicht Mensch. Der keiner inneren Zeitspanne fähige Mensch, ist noch nicht poetisch. Der keiner Institution Ehrfurcht bezeigende Humanist ist noch nicht kultiviert, und der kultivierte, der keine alten Herkommen analysieren will, ist noch nicht aufgeklärt. Wir sollen aber Menschen, die Befehle vernehmen, Künstler, die begeistert singen, Amtspersonen, die Ehre im Leibe haben, und Kritiker, die auf nichts hereinfallen, alles in einem sein.

Die Verflechtung von Zeiten und Räumen bedeutet also zweierlei. Zunächst wird echtes Leben nie anders in die Welt eintreten denn als Gebot und Geheiß, als Imperativ. „Es soll Wissenschaft geben", „es soll die Nation geben", sind als Befehle im letzten Jahrhundert vergöttert worden. Was einen Menschen gebieterisch unterwirft, das wird die anderen drei Akte seiner Verkörperung nach sich ziehen.

Andererseits müssen alle vier Haltungen immer und zu allen Zeiten gleichzeitig und „überall" am Werke sein. Daß ich geschaffen werde, daß ich offenbare, daß ich Kultur repräsentiere, daß ich der Natur gegenüberstehe, geschieht unaufhörlich. Was nacheinander eintritt, muß *gleichzeitig* werden. Ich war gestern Sohn. Aber Söhne muß es geben, wenn ich Großvater bin.

Das Nacheinander im Hervortreten von (1) Gebot, (2) Gesang, (3) Gesetz, (4) Gegenstand — bedeutet also durchaus nicht, daß Nr. 1 aufhören könnte, wenn Nr. 3 und Nr. 4 geschehen. „Die objektive Natur" ist nichts Wirklicheres oder Wahreres als die Schöpfung aus Gottes Hand, so wenig Lebenschaffen (Akt 1) primitiver ist als Töten (Akt 4). Aber wir werden ins Leben gerufen, uns enthüllt sich sein Wesen, wir verkörpern seine Formen und wir zerschlagen sie wieder; in unaufhör-

licher Durchflechtung zeitlicher und räumlicher Haltungen sind wir gezwungen, bald dem gebieterischen Augenblick uns unbedingt als seine angerufenen Träger, Präjekte, hinzugeben, bald dem Gefühl Raum abzudingen und abzudeichen durch vertrauliche Mitteilung, dann aber dieser inneren Gemeinschaft Dauer zu verleihen durch bleibende Denkmale ewiger Wiederkehr und schließlich diesen ganzen Lebensprozeß auf den Müllhaufen der analysierten Außenwelt zu werfen, um Raum zu schaffen für die nächste Schöpfungswoche. Wir können nur leben, wenn unsere Beziehungen zu Zeit und Raum unausgesetzt wechseln, weil es sich bei ihnen um Leben und Tod handelt. Es ist der Irrtum der Physik und Kants, Zeit und Raum für „reine" Formen der Anschauung unsres Verstandes zu halten. Sie sind so wenig „rein" wie das liebe Leben, das uns nur in Mischungen entgegentritt. Rein ist nur die vernichtete Wirklichkeit, der Tod! Um „rein" zu denken, haben die kühnen Denker zu Ende gedacht. Um zu Ende zu denken, haben sie Anfang und Mitte der Wirklichkeit preisgegeben, und eine Welt des Todes, das heißt zweier Weltkriege, war das unaufhaltsame Ergebnis. Wir werden sicher nicht den scharfen Wahrheitsgehalt des Totenteils unsrer selbst, der Natur, vergessen, aber dieser Endzustand hat nicht mehr Wahrheit als der Anfang. Biologisch gesprochen sind Zukunft, Innen, Vergangenheit, Außen die vier Stadien auf dem Lebensweg jedes lebendigen Gebildes, weil sie Zeugung, Gestaltung, Fortpflanzung, Sterben bedeuten. Diese höchste Verallgemeinerung des Lebensprozesses in seinen vier Stadien geht uns nicht an der Zelle der Amöbe, aber an der höchsten Lebensform der menschlichen Gesellschaft auf. Von dieser höchsten Lebensform gilt es auf die unvollkommeneren Lebewesen hinunterzublicken. Dies hat auch ein Biologe, A. Meyer, bereits in der führenden Sammlung [Bios] im Jahr 1934 mit diesen unseren Lehren geleistet. Er hat sie auf alle Lebewesen als notwendige Kategorien angewendet. Das höchste Leben erklärt alles niedere! Die neue Wirklichkeitslehre mit ihrer Durchbrechung der Scheidewände zwischen Theologie und Philosophie bettet also alle Biologie in die Soziologie ein. Totes wird von unten nach oben, Lebendes aber nur von oben nach unten durchleuchtet. Wie das Sonnensystem das Atom erklärt, so erklärt die gesamte Zeitraumerfahrung der Menschheit die Lebensprozesse aller Vorstufen ihres Lebens. Die Vorstufen sind unvollständig. Denn nur die Menschheit verwertet sogar den Außenraum des Todes, die Natur, zur Wiederingangsetzung des Lebens. Nur in den überindividuellen Gemeinschaften tritt also die Todesstufe selbst als eine Lebensphase in den Prozeß der ewigen Wiederkehr ein. Das einzelne Tier stirbt. Da

T So sehen die Sache auch „Die ~~adolf~~ Biologischen Fragmente" Portmanns von 1944. Auch er erkennt in der Biologie des Menschen eine neue Stufe an.

370

liegt der Hund begraben. Aber in der menschlichen Gemeinschaft sterben wir in eine Ordnung hinein, die sich aus den Tätigkeiten der Totengräber und Analysen noch neuen Ursprung holt. Der „reine" Raum und die „reine" Zeit Kants sprechen vielleicht seinen naiven Auferstehungsglauben aus, daß nämlich noch die von ihm zugrunde gelegte und begriffene Welt des Toten in das Leben zurückführe. Die Philosophie der Neuzeit hat eben dadurch ihren Beitrag zum Leben geleistet, daß sie die toten Bestandteile der Wirklichkeit unter die Lupe nahm und aus ihnen das Leben erklären wollte. Aber am Ende ist die Wirklichkeit darüber aus dem Gleichgewicht gekommen.

Unsere Liturgik der Wirklichkeit muß zwar den Tod als Lebensstation anerkennen, aber an das Ende der Analysen muß sich ewig der Anfang der Ursprünge knüpfen. Und das geschieht nicht kritisch, sondern aus Gehorsam.

Von Anfang an hat das menschliche Geschlecht dem Leben diese vollkommenste Vollständigkeit verliehen. Aus dieser Beleihung des Todes mit einer Station im Leben besteht die menschliche Geschichte, wie sie über unser Tier- und Pflanzendasein hinaufragt. Denn erst, als uns vor der Gewalt der zweiten Zeit, des toten Außenraums, nicht mehr grauste, gewannen wir Herrschaft über unser Leben. Die menschliche Geschichte besteht aus Epochen. Die Epochen werden durch Absterben und Ursprung voneinander abgehoben. *Vor die Tugend, sagte der* griechische Raum-Zeitdenker, *setzten die Götter den Schweiß.* Wir sind Zeit-Raumdenker. Daher muß sich uns im zweiten Band die Gewalt der Zeiten enthüllen. Denn als er das eine Geschlecht berief und nannte es „der Mensch", da setzte Gott vor unser aller Leben nicht nur anderes Leben. Nein, er durchbrach die Kette der tierischen Lebensformen der Organismen. Er nannte den Menschen das von der Desorganisierung des Todes zum Leben erwachende Lebewesen. *Vor unser Leben setzte der lebendige Eine Gott den Tod.* Die Biologen behandeln alles was lebt, zwischen Geburt und Tod. Der erste Mensch aber war auch der erste Soziologe: Denn wir handeln, weil die Geburten auf den Todesfällen fußen müssen und das Vollbringen auf den Fehlern; der Tod ist uns beigesellt. Zur menschlichen Gesellschaft gehört das Sterben als Vorstufe des nächsten Werdens.

„Ein Sprichwort warnt davor, gleichzeitig zwei Herren zu dienen. Das arme Ich hat es noch schwerer, es dient drei gestrengen Herren, ist bemüht, deren Ansprüche und Forderungen in Einklang miteinander zu bringen. Diese Ansprüche gehen immer auseinander, scheinen oft unvereinbar zu sein; kein Wunder, wenn dies Ich so oft an seiner Aufgabe scheitert. Die drei Zwingherren sind die Außenwelt, das Über-Ich und das Es. Wenn man die Anstrengungen des Ichs verfolgt, ihnen gleichzeitig gerecht zu werden, besser gesagt, ihnen gleichzeitig zu gehorchen, kann man nicht bereuen, dieses Ich personifiziert, als ein besonderes Wesen hingestellt zu haben. Es fühlt sich von drei Seiten her eingeengt, von dreierlei Gefahren bedrängt, auf die es im Falle der Bedrängnis mit Angstentwicklung reagiert. Durch seine Herkunft aus den Erfahrungen des Wahrnehmungssystems ist es dazu bestimmt, die Anforderungen der Außenwelt zu vertreten, aber es will auch der getreue Diener des Es sein, im Einvernehmen mit ihm bleiben, sich ihm als Objekt empfehlen, seine Libido auf sich ziehen. In seinem Vermittlungsbestreben zwischen Es und Realität ist es oft genötigt, die unbewußten Gebote des Es mit seinen vorbewußten Rationalisierungen zu bekleiden, die Konflikte des Es mit der Realität zu vertuschen, mit diplomatischer Unaufrichtigkeit eine Rücksichtnahme auf die Realität vorzuspiegeln, auch wenn das Es stark und unnachgiebig geblieben ist. Andererseits wird es auf Schritt und Tritt von dem gestrengen Über-Ich beobachtet, das ihm bestimmte Normen seines Verhaltens vorhält, ohne Rücksicht auf die Schwierigkeiten von seiten des Es und der Außenwelt zu nehmen, und es im Falle der Nichteinhaltung mit den Spannungsgefühlen der Minderwertigkeit und des Schuldbewußtseins bestraft. So vom Es getrieben, vom Über-Ich eingeengt, von der Realität zurückgestoßen, ringt das Ich um die Bewältigung seiner ökonomischen Aufgabe, die Harmonie unter den Kräften und Einflüssen herzustellen, die in ihm und auf es wirken, und wir verstehen, warum wir so oft den Ausruf nicht unterdrücken können: Das Leben ist nicht leicht.

Wenn das Ich seine Schwäche einbekennen muß, bricht es in Angst aus, Realangst vor der Außenwelt, Gewissensangst vor dem Über-Ich, neurotische Angst vor der Stärke der Leidenschaften im Es."

In diesen großartigen Sätzen gipfelt die Altersweisheit des letzten Individualisten, Sigmund Freuds[1].

[1] *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, Wien 1933, S. 108.

Der letzte Individualist hat hier in den Denkformen der Renaissance bereits unser Kreuz der Wirklichkeit poetisch verklärt. Er ist hier im Alter weit über seine Anfänge hinausgegangen. Der Leser wird Freuds schöne Dramatisierung unseres Lebens mit Gewinn zweimal lesen. Dann wird es ihm nicht schwerfallen, die bleibende Wahrheit aus dem fehlerhaften Jargon herauszuheben. Wenn uns aber diese Rettung gelingt, dann ist die Verbindung mit der machtvollsten Sekte der Gegenwart hergestellt, mit der Psychoanalyse, die sich neben Marxismus und Existentialismus der schwindenden Gemeinschaftskräfte annimmt.

Freud, Marx und Existentialisten haben unsere Wahrheiten auf mancherlei Wegen ausgeschrien. Nur haben sie den sprachlichen Tatbeständen sich nicht wirklich hingegeben und geglaubt, sie müßten sich über die Sprache und ihre Grammatik in einen Überraum des Denkens erheben. So kommt es, daß der menschliche Wandel vom Dich zum Ich zum Wir zum Es doppelt geleugnet wird: 1. Die von Freud betrachtete Individualität wird von einem „das Ich" genannten Punkt aus analysiert. 2. Der Betrachter selber, Freud, aber (der selbst übrigens nicht analysiert worden ist) glaubt, die eigenen Worte über das Kreuz außerhalb des ewigen Kreuzes, das er beschreibt, niederzuschreiben.

Die beiden Leugnungen der Grammatik haben die schwerwiegendsten Folgen. Die von Freud selbst entdeckte Wirklichkeit der Seele läßt sich nämlich in der psychoanalytischen Reihenfolge Ich (1), Es (4), Über-Ich (3), Außenwelt (2) schlechthin nicht so darstellen, daß Freuds eigene Wirksamkeit darin Platz fände. Die großartigen Absätze, die wir abdrucken, sind doch aber nach Freuds eigenem Glauben geniale Wahrheiten. Sie gingen ihm auf, weil er so seine Einheit fand. Und in ihnen sind Ich, Es, Über-Ich, Außenwelt ausgesöhnt und nicht mehr in Konflikt. Also gab es in Freuds Leben selber den Augenblick, wo er einen Blick in die Ewigkeit tat und diesen seinen Blick dem Verleger, Käufern seiner Bücher, mir, seinem Gegner, für immer aufprägen konnte. Da wurden also Augenblick, Ewigkeit und Dauer, Es, Über-Ich, Außenwelt in Eins gezogen. Das geschah, weil Freud geheißen war, die Seele neu zu entdecken. Er war dazu berufen. Er gehorchte im Gehorsam an seine Berufung weder der Außenwelt, die ihn ja ächtete, noch dem Es, das keine Opfer bringen will, noch dem geltenden Über-Ich, das seine Lehre — wenigstens nach Freuds Vorurteil gegen das Christentum — verdammte. *Wem gehorchte also Freud, als er anfing, seine Lehre zu entwickeln?* Dieses ist die Frage aller Fragen. In Freuds Bezugsystem nämlich ist für Sigmund Freuds eigene Lebensleistung kein Platz. Dasselbe gilt übrigens von vielen anderen weltlichen Geistern, von Schopen-

hauer, von Marx, von Nietzsche: In der von ihnen geschauten Welt wäre für sie selber als Urheber, als Autoren, als geheißene „Diche" kein Platz. Ihr „Dich" erscheint meistens als Stolz oder Selbstgefühl der weltlichen Geistesmänner. Seelisch geführte Denker gehen davon aus, daß es neue Seelen wie sie selber immer wieder wird geben müssen. Aber in der klassenlosen Gesellschaft wäre ein Luftmensch wie Marx nicht zu dulden. Gerade deshalb wird es nie zur klassenlosen Gesellschaft kommen, weil Gott offenbar Raum dafür läßt, daß er Menschen wie Karl Marx oder Freud oder Nietzsche berufen kann.

Daß es Freuds geben kann, ist aber wichtiger als die Psychoanalyse, und solche kühnen Denker wird es in jedem Geschlecht geben müssen. Aus diesem Grunde kann die Psychoanalyse nicht protestieren, wenn wir in dieser Soziologie Raum für Sigmund Freud geschaffen haben, für einen Mann also, dem am Ende eines langen Lebens ein Bild des wirklichen Menschen begeisternd aufgegangen ist, der Opfer gebracht hat, der seinem Gott geglaubt und der Gemeinschaft gestiftet hat. Ihn kann es nur geben, wenn die Vereinigung möglich ist, die unser Zitat für fast unmöglich erklärt. Einen solchen Mann hat ein neuer Imperativ zum Träger berufen. Er hat sich diesen Vor-Wurf als Präjekt, also für unser ganzes Geschlecht gestellt. Er hat dem Auftrag standgehalten. Es gibt also Aufträge. Er hat diesem „Dich meine ich für diese neue Aufgabe; Du bist gemeint", beherzt mit seinem „Ich will es unternehmen", „laßt es uns unternehmen" geantwortet; das „Wir" der psychoanalytischen Bewegung war die Frucht seines aus Dich zum Ich emporgeläuterten Lebens. Und durch seine historische Rolle als Urheber dieser Bewegung kennt die Nachwelt Freud. Sie ist sein Monument. Deshalb kann ich in diesem Buch an ihm nicht vorübergehen. Er hat sich grammatisch verkörpert und ist durch sein Du, sein Ich, sein Wir hindurchgewandelt. Nun steht er „objektiv" eben als „Er" vor uns. Deshalb kann ich von Freud in der vierten Form, in der Es-Form (was in der alten Grammatik „die dritte Person" heißt) sprechen. Ich kann also z. B. sagen: Ihm, S. Freud, gebührt das Verdienst, dem Menschen des bürgerlichen Zerfalls seinen Zerfall gedeutet zu haben. Er, Freud, schuf ein Ersatz-Kreuz der Wirklichkeit mit seinem Ich, Außenwelt, Über-Ich, Es, weil die 1880 ihn umgebende Wirklichkeit in ihren Fugen wankte. Freud fühlte es wanken, fühlte die Dekadenz der Wiener Gesellschaft. Aber 1880 war nicht 1945. So wußte er nicht und brauchte nicht zu wissen, daß ein brüchiges Kreuz stets nach einem nächsten, fruchtbaren ruft. Freud ist ein Totengräber. Aber während die meisten Totengräber ihre Leichen bloß einscharren, hat dieser geniale Toten-

gräber der bürgerlichen Gesellschaft ihre Anatomie bloßgelegt. Besser als Hamlets Totengräber hat Freud die sterbenden Formen des Über-Ichs, die Dekadenz des Es, die Neurose des Ich, die Sinnlosigkeit seiner österreichisch-ungarischen Außenwelt kritisiert. ~~Dich~~ Sigmund Freud, hat sein Mut aus dem heute zerstörten Geisterreich, das aus Egos zu bestehen wähnte, hinausgeleitet und dorthin gestellt, wo ~~du~~ Person werden konntest. „Person" ist nämlich der, in dessen Namen später viele „Wir" sagen können! Freud also hat selber das Über-Ich verkörpert, dessen sich die Lebenden als ihres Kleides bemächtigen müssen, um gemeinsam leben zu können. „Wir" ist das Kleid der Gemeinschaft, in diesem Falle der psychoanalytischen Sekte. Der soziologische Ruhm Freuds ist ja eben in diesem Erfolge beschlossen. Wenn der Leser zurückblättert, so wird er in Freuds eigenem Text eine Stelle finden, wo er schreibt, das Ich sei genötigt, die unbewußten Gebote mit seinen vorbewußten Rationalisierungen zu „bekleiden". Wie genial! Der Analytiker der Scham schreibt hier — ich vermute ohne viel Überlegen — vom Bekleidungsvorgang als einem Notakt. Wir wissen schon aus dem Kapitel über die Todesüberwinder, daß die Seele sich schämt, wenn die Gemeinschaft sich in Todesschmerz in uns windet. Das Kleid der Gemeinschaft, in die Freud hineinwuchs, weil kein altes Kleid paßte, ist — die Psychoanalyse. Auch Freud brauchte ein Kleid; freilich ein neues. Die Enthüllung ihrer Seelen ist zum Kleid der Analytiker geworden, dem Kleid, an dem sie sich erkennen. Sie bestehen ja darauf, analysiert müsse der sein, der analysieren wolle. In der Entkleidung von ihren Rationalisierungen hat Freud seiner Gefolgschaft das Kleid gewoben, das jede geschichtliche Perfektsform, das die Trajekte der Kultur tragen müssen, um zu existieren. Den Psychoanalytiker bekleidet der Jargon der Analyse.

Der Fall Freud ist ein großartiger Vorgang. Denn indem Freuds soziale Tat weit über seine denkerische Konzeption hinaus ein geschichtliches Kreuz der Wirklichkeit ins Leben rief, wurde, wenigstens soweit an ihm lag, das Leben der Gemeinschaft wieder in Gang gesetzt. Er selber verwandelte sich aus Dich zu Ich und Wir und Es. Die von ihm gesehenen Spannungen brauchen also nicht so verzweifelt gegeneinander gesetzt zu werden wie in Freuds obigem Ausruf. Denn seine Biographie gibt ein Beispiel des Wandels durch die logisch unvereinbaren Positionen, die bei Freud bloß gegeneinander stehen; in Wahrheit sind sie aber dieselbe wirkende Lebendigkeit auf verschiedenen Stufen. — ~~Es, Ich, Über-Ich, Außenwelt wären einander Bücher mit sieben Siegeln. Das liegt unter anderem daran, daß Freud und alle Naturforschung~~

unsere Sinne für ein einheitliches Wahrnehmungssystem einer Außenwelt gehalten haben. Freud selber gebraucht in unserem Zitat den Ausdruck, das Ich stamme aus den Erfahrungen des Wahrnehmungssystems der Außenwelt und dies System widerspreche dem Über-Ich, Es und Ich. Wir haben den Irrtum dieser Renaissance-Idee entdeckt. Die Sinne sind nicht Einfallstore ein und derselben „Außen"welt. Im Gegenteil, sie widersprechen einander. Sie reißen uns gerade in die vier entgegenstehenden Wirklichkeitsviertel einer Außenwelt, einer Innenwelt, einer Zukunftswelt und einer fertigen Vorwelt. Wer tastet, der rechnet mit einer fertigen, wer wittert mit einer zu zeugenden, wer sieht, mit einer zertrennten, wer hört, mit einer geeinten Welt.

So ist unser Leib selber das Unterpfand der Einheit, der Schöpfung einer, der wirklichen Welt. Die Materialisten und Idealisten beide haben die Sinne ohne Grund an eine und dieselbe Außenwelt abgetreten und Freuds Vokabular hat sich dieser falschen Überlieferung gebeugt, obschon seine Weisheit bereits tiefer gedrungen war.

Uns also sind die Sinne Einfallstore unserer verschiedenen grammatischen Aggregatzustände. Damit werden die Sinne selber die Organe, die uns beim Übergang aus dem einen in den anderen Zustand der Personwerdung dienen. Ein Sinn nach dem andern muß die Führung übernehmen, damit sich Zeit verkörpere, damit unser Lebensauftrag Fleisch werde. Freud selber ist nicht ein Nervenbündel, an dem Ich, Außenwelt, Über-Ich, Es, zerren. Vielmehr, Freud hat erst gewittert, dann gehört, schließlich getastet und ist dank dieser drei Gezeiten am Ende objektiv sichtbar. Freud selber ist in einer guten Stunde durch den Ausruf des genialen Charcot, „C'est toujours génital", auf seine Lebensbahn gestoßen worden. Aus einem Aphorismus wurde ein Beruf, wie denn ein jugendlicher Mensch oft aus der Spruchweisheit des Alters heraus seine Mission wählt. Da also kam die Zeit zu ihm als bestimmender Augenblick, als Fährte, so wie eine edle Dogge die Spur aufnimmt, die der Jäger ihr vorwirft. Mit Charcots Anruf wurde Freud auf seine Lebensfährte geworfen; er wurde, wie wir es nannten, präjiziert. Ein solcher Augenblick ist eine bestimmte Art, Zeit zu erleben. Der schöpferische Augenblick ist nicht mit der Stoppuhr zu messen. Er kann Jahre dauern. Worauf es ankommt, ist die Ballung aller Zeit, das Wegschneiden aller sonst in der Zeit vorfallenden Vorfälle als bloßer Zufälle. Wer die Zeit als Augenblick erfährt, erfährt sie als Auslese, als Prinzip der Zuchtwahl. Jeder liebenden Seele widerfährt die Zeit als Augenblick, weil sie nur lieben kann, wenn sie auszurufen vermag: „Ihn oder keinen!" So ist die Ballung der Zeit in dem von

Zufällen gereinigten Augenblick die Kraft, welche Lebendes und Totes unterscheidet. Die toten Körper erfahren diesen Auslesemoment nie; alle lebendigen Leiber sind nur lebendig, weil sie diesen Augenblick erfahren können. Auf der Fährte im Augenblick offenbart sich der Unterschied zwischen Leben und Tod. Freuds erste Lebendigkeit bestand also darin, diesen Ursatz der Psychoanalyse, „C'est toujours génital", lebenslang unendlich auf sich wirken zu lassen.

Der zweiten Lebendigkeit Freuds begegnen wir in der weitausladenden Spannung seines Lebenswerkes. Vom Lustprinzip des Kindes bis zur Stiftung Israels durch Moses hat er die menschliche Geschichte abgesucht in angespannter Erwartung, Wißbegierde und aufregender Mitteilung. „Spannung" ist die Zeit, die dem schöpferischen Augenblick folgt, subjektive erregte Spannung. Die literarische Leistung Freuds entquoll dieser Spannung als Subjekt, das sich mitteilen muß. Der Sonderling behält das Beste für sich. Denn den Sonderling hat niemand und nichts angesprochen oder beauftragt. Wer kein Sonderling ist, muß mitteilen. Die subjektive Zeit der Spannung steht unter dem Zeichen: Werd ich's mitteilen können? Wird meine Kraft ausreichen, den auserwählten Auftrag abzutragen?

Wann aber ist der Auftrag abgetragen? Wenn er in das Leben der Zeit eingetragen wird als Denkmal der Geschichte, als monumentale Leistung, als unvergeßliche Tat. Freuds Zeit gewann ihre dritte Dimension, die der Verewigung, als zu Augenblick und Spannung die ewige Wiederkehr eines neuen Berufs trat. Als Begründer der Analyse war er nicht nur umgeschaffen dank des Augenblicks, hatte er nicht nur der Welt zum Trotz die Spannung des Mitteilens ausgehalten. Nein, Freuds ungeheure Spannung wich erst, als seine Zeit in ihre dritte Dimension eintrat. In dieser dritten Zeitweise wird dem erst dankbar Berufenen und dann trotzig angespannten eine wiederkehrende Menschenart verdankt. Freud verewigte sich in einer Bewegung. Verewigte sich? Ist das nicht zuviel gesagt? Ewigkeit freilich ist ein schwerkrankes Wort. Aber wir brauchen es. Darum sollte es genesen. Die schlechte Ewigkeit des kranken Verstandes sieht wie eine endlose Linie aus. So etwas gibt es in der Mathematik des Toten, aber nicht in der Grammatik des Lebendigen. Ewig ist nur, wer sich wandeln kann. Gott ist nicht *immer;* denn er ist ewig. Um ewig zu sein, muß er sterben und auferstehen. „Immer" ist der tote Stein; ewiges Leben hat nur der, der den Tod überleben kann. Seitdem es Psychoanalytiker gibt, ist Freuds Tod überlebbar geworden. Es ist mir oft rätselhaft gewesen, daß dieses offenbare Geheimnis des ewigen Lebens meist geringschätzig behandelt wird.

Die Ewigkeit wird in Billionen Jahren gesucht und mit „immer", dem Attribut des Toten, verwechselt. Aber die Wörte Ehe, Ewa, Ewigkeit bedeuten nur das Gesetz der Wiederkehr. Das ist ewig, das sich ewig wiederherstellt, nicht das, was immer da ist. Gott ist ewig, aber er ist aus den meisten theologischen Hörsälen abwesend; ab-wesend aber heißt: nicht-da-seiend. Ja, er ist sogar nur ewig, weil er nicht so langweilig immer da ist wie die toten Knochen. Gott ist statt dessen wieder da! Ewig heißt eben nicht „immer", sondern „immer wieder".

Mögen also die zu Tode Erschreckten sich eine schlechte Ewigkeit mit endlosen Freuden 24 Stunden am Tag ausdenken; jeden zum Leben Berufenen ergreift eine andere Ewigkeit. Das von ihm eingesetzte Leben wird nämlich zum Gesetz der Art erhoben. Freud stirbt; aber es gibt nunmehr Psychoanalytiker: an die Stelle des Bahners sind nun mehrere und viele getreten. So und so allein verewigt sich des Menschen Zeit. „Schon bald verbreitet sich's in ganzen Scharen, das eigenste, das ihm allein gehört." Der Mensch, der sich der Zeitenbahn erschließt, kehrt wieder gerade mit seinem eigensten. Denn das Einzige, das dem Menschen eignet, sind nicht Charakter, Gesichtszüge, Gaben, Lebensumstände, Anekdoten, Liebhabereien, Gene oder Hormone. Das eigenste ist der an ihn zu seiner Stunde ergangene Auftrag. Unter diesem Auftrag — wenn er ihn erträgt — reift der Ertrag eines menschlichen Lebens und aus Anruf und Mitteilung kann der Mensch, wie er leibt und lebt, verewigt werden. In Freud hat sich eine Lebenstätigkeit verkörpert und weil er die Last dieser Verkörperung auf sich nahm, wird es immer wieder so etwas wie Psychoanalytiker geben. An Freud läßt sich auch lernen, daß es Grade der Ewigkeit gibt. Er hat sich bereits verewigt. Aber von den Psychoanalytikern läßt sich erst sagen, daß sie zwei Generationen lang dauern. Was ist denn aber das für eine komische kleine Ewigkeit, die vielleicht nur gerade zwei Generationen dauert? Wir wissen auch nicht „wie lange" und geben Freud doch schon den Lorbeer. Diese Wiederkehr für nochmals dreißig Jahre nach dem Tode ist eben das Mindestmaß des ewig lebendigen Menschen; wer seine Kandidatur für die Ewigkeit anmeldet, muß mindestens die nächste Generation noch angehen. Es wird also zu bedenken sein, ob der Ewigkeit nicht Grade beigemessen werden sollten. Die Bibel hat das getan. Sie unterscheidet die kleine oder kurze Ewigkeit eines Äons und die lange oder volle Ewigkeit der „Äonen der Äonen". Nur hat das zeitlose Denken dies Bibelwort mit „von Ewigkeit zu Ewigkeit" grundfalsch übersetzt. Äon ist ein Zeitalter, eine Epoche. Die Äonen der Äonen meint die Wiederkehr der Epochen, den ewigen Her-

vortritt neuer Zeitalter aus dem Zeitenschoß. Freud hat ein Zeitalter der Psychoanalyse in die Zeiten eingekörpert. Mehr läßt sich über seine Verewigungsmacht heut nicht sagen. Die kleine Ewigkeit kommt Freud also zu. Von der großen wollte er nichts wissen. Er hat seinen leiblichen Tod trajiziert. Er ist ein Trajekt, ein Element der Kultur unserer Zeit. Damit kommen wir — nach Augenblick, Spannung und Ewigkeit — zur letzten Wendung der Zeit in uns. Der vierte Akt der Zeit ist die entspannte Zeit des Raums. Wo die Zeit weder als „jetzt oder nie", noch als Zeitspanne der Erwartung noch als ewige Wiederkehr auftritt, da ist sie wahrnehmbar als Eigenschaft des Raums. Im bloßen Zeitraum der Physik ist die Zeit gestorben. Der Zeitraum der Physik ist nicht etwa ewig tote Zeit. Er ist bloß gestorbene Zeit. Das aber ist ein ungeheurer Unterschied.

Wenn ich heut mir von Freud genügend imponieren lasse, um von seinem Leben die Gezeiten zu lernen, so ist er mir ein Zeitraumding, das vor mir dasteht zur soziologischen Analyse. Wir müssen uns Freud ansehen, weil er sichtlich einem Zeitraum angehört. Für mich ist Freuds Zeit gestorbene Zeit, vorverstorbene Zeit. Aber ich sehe ihn mir nur an, weil er seinerzeit lebendig in die Zeit hineingetragen wurde, kraft Auftrags, Abtrags, Eintrags. Meine eigene Kritik, Analyse, Idee von Freud hängt also davon ab, daß er dereinst in die Zeit schöpferisch eingegriffen hat. Es gibt da keinen außenstehenden Verstand, keine verstehende Außenwelt, Meister Freud, es sei denn dank deines kühnen Einstehens für den dir vorgeworfenen Auftrag und der kleinen Standesperson, die du geworden bist. Alle Kritik folgt dem Eintrag und Auftrag; sie ist immer *nach-träglich*. Die Analyse ist ein Nachtrag zur Wirklichkeit, ist ihre Totenwache. Deshalb findet sie die Zeit als bloßen Zeitraum vor, in dem berufenes, gespanntes, verewigtes Leben nunmehr bloß *vorliegt*. Nachträglich ist die Zeit, die den Naturbeflissenen allein bekannt ist. Sie beschäftigen sich eben mit dem, was vorliegt.

Freud in soziologischem Rahmen ist ein gutes Beispiel für die Gewalt der Zeiten. Er liegt nun vor und kann nachträglich kritisiert werden. Die Vorbedingung aber ist doch eben, daß er vorfiel. Dazu mußte er vorangehen, sich in einen Punkt zusammenballen, durchstehen und greifbar werden.

Wenn doch die Objektivisten, Kritiker, Analytiker ihre Nachträglichkeit eingestehen wollten! Dann könnten sie wieder zu nützlichen Mitgliedern des Menschengeschlechts werden. Nachträglich sind sie immer willkommen. Aber daß sie ihre Zeiterfahrung uns als die erste, einzig wahre und wissenschaftliche ausgeben wollten, das hat die Position der Renaissancewissenschaften unhaltbar gemacht. So wie diesem Schul-

denken die Zeit aussieht, liegt sie nur als vorverstorbene Zeit für den nachträglichen Analytiker vor. Und er hätte nichts zu analysieren, wäre ihm nicht eine herrliche Welt vorschaffen. Sein eigener Denkakt setzt also die anderen Zeitakte voraus. In anderen Worten, ein Kritiker, der nicht an Liebeswahl, Seele, Auftrag, Berufung, Spannung, Mitteilung, Geschichte, Verewigung, Nachfolge glaubt, kann gar nicht Kritiker sein. Er hat den Baum umgesägt, aus dem allein sein Akt, die Analyse, nachträglich als Wissenszweig ausbrechen kann!

Vielleicht muß dieser bestimmte Baum umgesägt werden und die Demaskierung durch den Kritiker befreit die Welt von einem toten Baum. Aber Bäume, lebende Bäume müssen wachsen können. Und so lehrt uns der Analytiker Sigmund Freud selber, wie ein großer Baum wächst. Der Baum der Psychoanalyse ist ja noch nicht tot. Er lebt jeden Tag wieder auf, solange der an Freud ergangene Auftrag noch Macht hat über die Gemüter und Freuds Gefolgschaft zum geistigen Gehorsam zwingt. Das Über-Ich, das Es, die Außenwelt bedrängen das Ich — so hat sich Freud sein System zurechtgelegt. Aber Freud hat sich außerdem zurecht gelebt. Und dazu widerfuhr ihm die Zeit in vierfacher Gestalt: als Augenblick, der dich erwählt, als Stunde, die mich spannt, als Ewigkeit, die uns verkörpert, als Zeitraum, der alles Vergangene enthält. Dem Augenblick dient deine seelische Witterung, der Spannung mein geistiger Gehorsam, der Verewigung unser geschichtliches Taktgefühl, dem Zeitraum seine rationale Ansicht.

Zur guten Stunde wird der Mensch angesprochen, zur guten Stunde spricht er mit Autorität und Vollmacht und nicht wie die Schriftgelehrten. Das Über-Ich ist also so wenig außerhalb oder oberhalb unser „selber", wie das Es unterhalb oder außerhalb meines Ich zu bleiben hat. Es ist Freud selber, der zu Zeiten das Ich, das Wir, das Es, das Du agieren durfte. Und darin bestand seine Seligkeit, daß der ganze Freud als Du, Ich, Wir, Er abwechselnd gelebt haben. Nie läßt sich der eine Freud auf den anderen zurückführen; er war sie alle vier, ohne jede Reduktion. Da Freud von den Neurosen ausging, so benütze der Leser seine eigenen Zeiterlebnisse, um zu erkennen, daß wir Zeit grammatisch erleben und daß wir nervös und neurotisch werden, wenn wir die Zeiten des Augenblicks, der Ewigkeit, der Beständigkeit und der Zeitentrücktheit nicht jede zu ihrer Zeit erleben dürfen.

Die Angst, die uns die Kehle zusammenschnürt, beweist immer, daß wir in Gefahr sind, entwurzelt zu werden, entwurzelt aus der Zeit. Denn in der Zeit wurzeln wir, um so mehr, je weniger wir im Raum eine Bleibe haben. Die Hast des Neurasthenikers ist allgemein bekannt. Die Widerstände der Außenwelt jagen ihn in hastender Ungeduld

umher. Umgekehrt ist die Zeitverschwendung der Philologen, der Liebhaber der Worte, der Sammler, der Gewerkschaftssekretäre allgemein bekannt. Sie kosten die Innenwelt ihrer Einmütigkeit hemmungslos aus, als hätte die Zeit keine Spannung. Den Priester trägt die Ewigkeit. Was ist aber die Ewigkeit anderes als die der Wiederholung bedürftige und zu endloser Wiederholung befugte Zeit? Den Blitzstrahl der Liebe haben alle Sänger besungen. „Ein Kuß der Liebe bindet Räum' und Zeiten." Der selige Augenblick wirft uns in den Wandel des Alls hinein. In den Liebenden erzeugt sich der entscheidende Augenblick; der Priester bezeugt das ein für allemal entschiedene ewige Leben; den Knecht der Außenwelt jagt die Zeit neurasthenisch wie einen Gehetzten; den Geistigen entrückt der Geist in eine zeitfreie Welt der Gedanken.

Kein Wunder, daß unsere Herzen zerstoßen sind. Augenblick und Ewigkeit, toter Raum und Denkraum, alle vier lassen uns Zeit verschieden erleben. Diese Unterschiede können uns nur in der Gemeinschaft tragbar werden. Das sich für ein Individuum haltende Ich bricht unter dem Kreuz der vier Zeiten zusammen. Selig aber ist der, dem die Liebe die Mitmenschen beigesellt, in deren Zeit-Sinn sich sein Zeitliches erfüllen kann, indem sie die ihm jeweils fehlenden Zeiterlebnisse wahrnehmen! In der Gemeinschaft ist es möglich, allen Gestalten der Zeit ihr Recht zu geben, ohne verrückt zu werden.

Friedrich Nietzsche ist der großartige Beleg für diese Wahrheit. Er wußte um die Zeit und ihre Abwandlungen. Er war aber allein und mußte allein sein, denn es war die Zeit der Anfänge Freuds, und wir haben ja gerade gesehen, daß Freud der Begriff der Seligkeit abgeht. Für Freud konnte es nur eine Zeitform geben, die des Ich, und alle anderen sollten sich darauf zurückführen lassen. Nietzsche fiel diesem Aberglauben seiner Zeit zum Opfer. Er wußte von Lust und Ewigkeit und ewiger Wiederholung, er wußte vom Augenblick des Blitzes, von der Gewalt des gesetzgebenden Ich. Aber die Rettung durch die Gemeinschaft blieb ihm versagt. Denn niemand sah, daß der Große Mensch allein imstande ist, sich aus Zeiten und Räumen so zu erheben, daß er überall in uns am Werke ist und daß die Biographie des kleinen Menschen nacheinander entfaltet, was alles auf einmal in unsern Mitmenschen gleichzeitig sich abspielt.

Die entwurzelte, aus ihren Zeiten entwurzelte Menschheit wird zum Menschengeschlecht, sobald sie wieder die Zeiten richtig erleben darf.

Alle Jahrhunderte haben um diese vier Formen der Zeit (Augenblick, Ewigkeit, zeitentrücktes Spiel und den Notstand der Stunde) gewußt. Uns aber ist aufgetragen, den Menschen in seinen Urstand einzusetzen. Er muß

Wurzeln zu schlagen wagen, daß ihn die Gezeiten der Zeit ergreifen können, daß er weder als neurasthenischer Gebieter der Zeit noch als Sklave der Stoppuhr lebt, aber im Dienste der Gewalt, die jeder Zeitform das Auf- und Abtreten gebietet. Der Gewalt der Zeiten, das heißt der Verwurzelung des Menschen, wenden wir im zweiten Bande unser Gesicht zu.

Dort werden sich die Leiden der Menschen uns aufdrängen, die ungemessenen Leiden derer, die von einer oder der anderen Gestalt des Zeitlichen überwältigt werden. Wenn wir die Gewalt der Zeiten studieren, dann wird der beschreibende Optimismus dieses ersten Bandes nicht mehr am Platze sein. Im Raumdenken dieses ersten Bandes haben wir alles Menschliche fein säuberlich an seinen Platz stellen können. Da empfing das Alter soviel Recht wie die Jugend, Laotse soviel Recht wie Jesus. Als Schiller dichtete: „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen", da war ihm als Idealisten die „Wohnung" der Gedanken die ideale Welt, wo alle mit allen Frieden haben können. Auch uns ist diese innere Welt der Gedanken, bloße Innenwelt, die sie ist, allerdings das Sammelbecken, wo alles Platz hat und leicht beieinander wohnt. Aber wir können nicht mit Schiller dabei stehenbleiben, daß sich die Sachen hart im Raum stoßen. Viel härter stoßen sich nämlich die Lebenden im Wandel der Zeiten. Die unsäglichen Leiden unseres Geschlechts stammen allesamt aus dem Unwillen der Menschen, die Gezeiten der Zeit im rechten Moment zu verkörpern. Hartnäckig verfechten wir das Recht des Augenblicks oder des Immer oder der Ewigkeit gegeneinander und dieses sind die Scheuel und Greuel der Menschengeschichte. Immer ist die Zeit aus den Fugen; jeden Augenblick fallen ganze Völker — wie heut etwa Spanien — aus dem Wandel der Seele durch die Zeiten heraus. Auf ewig scheint der Mensch, der große eine Mensch, mit sich selbst zerfallen.

Hier wurzeln die Leiden, in der Übereilung, der Hast, dem Zeittotschlagen, dem Zeitvertreib. Die Übereilung des Revolutionärs, das Zeittotschlagen des Dekadents, der Zeitvertreib des Müßiggängers, die Hast der Überarbeiteten, sind die vier Formen, in denen die Zeiten einseitig werden und erkranken.

Wer „die Kräfte der Gemeinschaft" erörtert, hält sich vorwiegend in Räumen auf. Als daher Ferdinand Tönnies 1881, als Zeitgenosse Nietzsches und Freuds, sein berühmtes *Gemeinschaft und Gesellschaft* schrieb, da verklärte er und verherrlichte er die Gemeinschaft, und der Leser hört bei ihm und seinen Nachbetern kein Wort über die furchtbaren Leiden, die aus jeder Stockung im Wandel aus einer Gemeinschaft in die andere folgen. Wir kommen aus einem Jahrhundert, in

dem Hegel, Marx, Treitschke, Kardinal Newman die Gemeinschaften zeitlos verherrlicht haben, während Nietzsche seiner Einsamkeit erlag und Freud eine Notgemeinschaft schuf.

Deshalb schließe ich diesen Band mit einem Geständnis seiner einen offenbaren Schwäche. Die Wirklichkeit sieht in diesem Bande noch zu schmerzlos, zu leidenslos aus. Das liegt eben daran, daß sie noch zu zeitlos, zu namenlos dargestellt werden mußte; der Leser und der Verfasser kommen aus einer Begriffswelt von Ismen (ob Marxismus, Idealismus, Thomismus, Positivismus, gilt gleich). Um erst einmal in die auf den Grund gespaltene Tiefe des Wirklichen hinunterzuschauen, mußten wir unerschrocken sein und bleiben. Für den Raumdenker gibt es kein Entsetzen. „*Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae.*" Bricht auch der Erdkreis zusammen, so werden seine Trümmer mich unerschrocken treffen. Wirklich? Vielleicht hat Horaz diesen schönen Vers gedichtet, weil er so schreckhaft war. Es ist die Herrlichkeit des Raumes, daß wir uns in ihm stoisch verschanzen können. Die meisten Soziologen haben den näselnden Ton der Unerschrockenheit, wenn sie vom Mob, der Anarchie oder dem Ende der Welt reden. Spengler ist unerschrocken den Tod seines Abendlandes gestorben. Wer nichts zu entscheiden hat, kann ohne Entsetzen die Opfer der Lustseuche oder der Weltkriege betrachten. Aber im zweiten Bande fallen Menschenopfer unerhört. Denn da fallen Entscheidungen. Revolutionen und Kriege, Seuchen und Laster sind dazu angetan, uns zu erschrecken. Ein Terror, der uns nicht erschaudern ließe, wäre noch gar nicht der wirkliche Terror, sondern nur ein Vorspiel unseres Verstandes. Im zweiten Bande bedarf es des Erschreckens. Denn ohne tiefes Erschrecken beginnt keine neue Zeit. Nur die Zeiten erhalten Gewalt, ins Leben zu treten, und nur die Zeit macht Epochen, die uns erschrecken. Ohne süßes Erschrecken keimt kein neues Leben, ohne schmerzliches Erschrecken endet kein altes.

Wer also in die Zeitformen und auf Zeitverkörperung eintritt, der muß erschrecken können; er muß mitleiden. Er muß aus seinem Schrekken zum nächsten Frieden kommen.

Es ist eine Lust zu leben. Aber es ist ein Leiden, das Leben zu befrieden, also altes Leben beizusetzen und neues Leben zu benennen. Welche Leiden die Lust zu leben immer neu hervorrufen, das muß der zweite Band zu erzählen versuchen. So verhält sich der erste zum zweiten Band vielleicht wie die Zahl zur Erzählung. Während die Zahl aus Verwirrung Klarheit schafft und um uns einen neuen Raum breitet, erhebt uns die Erzählung über den ersten Schrecken und versetzt uns eben dadurch in eine neue Zeit.